

PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

Verein für Geschichte an der
Universität Paderborn



Titelbild

Der „Schildkrötenerzieher“ aus dem Beitrag „N.N., Willkommen? Historischer Ansatz zur Erklärung der gegenwärtigen politischen Einstellung der Türkischstämmigen in Deutschland“ in dieser Ausgabe (aus: Voss, JULIA: Ein Aufstand ohne Wappentier [05.07.2013], in: Frankfurter Allgemeine; URL: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/ikone-tuerkischer-malerei-ein-aufstand-ohne-wappentier-12272665-p2.html>)

Impressum

Paderborner Historische Mitteilungen Nr. 32 (PHM), 2019

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn
Dr. Michael Wittig, Prof. Dr. Frank Göttmann,
Prof. Dr. Eva-Maria Seng

Redaktion: Dr. Guido M. Berndt, Ringstraße 97, 12203 Berlin
Dennis Bienkowski, Kleine Penzlinger Straße 2, 33102 Paderborn
Doris Hartmann M.A., Florianstraße 5, 33102 Paderborn
Dr. Sabrina Lausen, Ledeburstraße 19, 33102 Paderborn
Michaela Anna Mehlich, Kamp 37, 33098 Paderborn
PD Dr. Mareike Menne, Müllmersberg 2, 33154 Salzkotten
Dr. Joachim Rüffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest
Christina-Maria Selzener, Im Aatal 16, 33181 Bad Wünnenberg
Prof. Dr. Michael Ströhmer, Eichendorffstraße 3d, 33014 Bad Driburg
Dennis Wegener, Im Stehbusch 2, 33181 Bad Wünnenberg

E-Mail-Adresse: Michael.Stroehmer@upb.de

ISSN: 1867-7924

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

Inhalt

AUFSÄTZE

- N.N., Willkommen?
Historischer Ansatz zur Erklärung der gegenwärtigen politischen Einstellung der
Türkischstämmigen in Deutschland. 4
- RÜDIGER BERNHARDT, „Ein schwarzer Kerl aus Trier, ein markhaft Ungetüm.“
Karl Marx, Friedrich Engels und die rheinisch-westfälische Literatur ihrer Zeit . . . 67

MISZELLEN

- ALEXANDER MARTIN WEBER, Der Donatismus – Beispiel eines frühen
und christlichen Fundamentalismus im Maghreb. 99
- PAUL DUSCHNER, Vom Sammeln und Ausstellen ostasiatischer Kunst:
das Beispiel des Ehepaars Adolf und Frieda Fischer 116

REZENSIONEN. 137

- REGINA GÖSCHL/ JULIA PAULUS (Hg.): Weimar im Westen. Republik der
Gegensätze (*Michael Wittig*) – BIRGIT MEINEKE: Flurnamen der Gemeinde
Schlangen, hrsg. von Heinz Wiemann (*Joachim Rüffer*) –
ALADIN EL-MAFAALANI: Das Integrationsparadox. Warum gelungene
Integration zu mehr Konflikten führt (*Eric Watermeier und Lars Hoffmann*)

AUTORENVERZEICHNIS 161

BERICHTE UND VEREINSMITTEILUNGEN

- PAUL DUSCHNER, 26. Regionalgeschichtstagung: Tafeln und Speisen, Essen und
Schlemmen – regional oder global? 144
- PAUL DUSCHNER, Exkursionsbericht „Kulturerbe: Bauhausstätten, Museums- und
Ausstellungswesen“, 9.-12.4.2019 152
- MICHAEL WITTIG, „Absolvent_innentag“ der Fakultät für Kulturwissenschaften
am 9. November 2019: Auszeichnung für die herausragende Dissertation von
Frau Dr. Sarah Masiak 159

VERÖFFENTLICHUNGEN 162

Willkommen?

Historischer Ansatz zur Erklärung der gegenwärtigen politischen Einstellung der Türkischstämmigen in Deutschland.¹

*N.N.*²

1. Einleitung

Die bilaterale Spannung zwischen Deutschland und der Türkei steigt in den letzten Jahren ständig. Die Anspannung zwischen diesen Ländern, die historisch betrachtet ein gutes Verhältnis pflegten, hat mit der Armenien-Resolution des Deutschen Bundestages im Juni 2016 und dem Putschversuch in der Türkei im Juli desselben Jahres einen Höhepunkt erreicht. Vor allem der verhängte Ausnahmezustand nach dem Putsch und der damit verbundenen Menschenrechtsverletzungen, die mangelnde Rechtsstaatlichkeit und die Zäsur der Medien in der Türkei werden kritisiert. Die Türkei besteht auf die Auslieferung von mutmaßlichen Putschisten ohne jegliche Beweisführung und wirft Deutschland vor, diese zu beschützen. Gegenseitige Schlagabtausche auf politischer Ebene, wie das Verbot von Wahlkampauftritten türkischer Politiker in Deutschland oder die Untersagung des Besuches deutscher Soldaten von deutschen Politikern am Luftwaffenstützpunkt Incirlik in der Türkei, führten zu weiteren verbalen Attacken. Zudem hat die AKP mit jeder Wahl in der Türkei seit 2002 ihren Machtbereich ausgebaut und zuletzt die Einführung des Präsidialsystems durchgesetzt. Obwohl das Präsidialsystem auch in anderen Staaten existiert, fällt die Türkei vor allem durch die mangelhafte Gewaltenteilung und somit die Monopolisierung der Gewalten in einer Hand auf. Die Türkei, die bis vor wenigen Jahren Meilensteine auf dem Weg der Demokratisierung setzte, scheint diese wieder abzubauen.

Betroffen von den politischen Ereignissen sind auch die rund 2,8 Millionen in Deutschland lebenden Bürger, die aus der Türkei abstammen. Während in Deutschland der Ruf nach der Loyalität ertönt, wird in der Türkei auch aus wahltaktischen Gründen die Zugehörigkeit zur türkischen Nation der in Deutschland lebenden Türken betont. Oft schwanken sie zwischen zwei Identitäten, weil sie sich beiden Ländern zugehörig fühlen. Während einige die Multinationalität als Bereicherung sehen, drücken andere ihre Verzweiflung wie folgt aus:

1 Die vorliegende, redaktionell bearbeitete Masterarbeit wurde am Historischen Institut der Universität Paderborn von Dr. Michael Wittig (Erstgutachter) und Prof. Dr. Peter E. Fäßler betreut.

2 Flüchtlinge bekommen heute Integrationskurse verordnet, Deutsch- und Orientierungsunterricht. Die Gastarbeiter, die vor über einem halben Jahrhundert nach Deutschland kamen, hatten kein vergleichbares Angebot. An Integration hat gar keiner gedacht. Dann kamen Familien hinzu, Kinder wurden hier geboren. Aber es blieb vieles fremd und unbekannt. Beidseitig. Die hier abgedruckte Masterarbeit geht einer Frage nach, die sich viele von uns gestellt haben: Warum wählen die Türken so? Der Autor ist der Redaktion mit vollem Namen bekannt (M. Wittig).

„Du weißt nicht, wie es ist, überall ein Fremder zu sein! Ihr Vögel auf den Bäumen, ihr wisst nicht, wie es ist, überall ein Fremdling zu sein! Ich bin in der BRD geboren. Meine Eltern arbeiten in der BRD. Manch‘ einer sagt: ‚Du bist Deutsche‘. Andere sagen: ‚Du bist eine deutsche Türkin‘. Aber was bin ich wirklich?“³

Dieses Gedicht drückt auch noch nach fast 40 Jahren seiner ersten Veröffentlichung die Gefühle vieler in Deutschland lebender Menschen mit einem Migrationshintergrund aus. Es beschreibt die Schwierigkeit, zwischen den Sprachen und Kulturen hin- und herzuspringen, zu versuchen, sich Anerkennung in der Gesellschaft zu verschaffen und sich als ein Teil der Gesellschaft zu etablieren. Als Türkischstämmiger ist man in Deutschland ein Ausländer, in der Türkei gilt man schon als „verdeutschte“. Diese Identitätsschwankung führt nicht selten dazu, dass sich Kinder und Jugendliche ihren Platz in der Gesellschaft anderweitig suchen und dadurch einem apollinischen Zusammenleben im Wege stehen.

In Deutschland ist man sowohl politisch als auch gesellschaftlich verwundert über das Wahlverhalten der in Deutschland lebenden Türken. Die autoritäre Politik Erdogans trifft unter den türkischen Mitbürgern hier in Deutschland auf Zustimmung. Obwohl die demokratischen Werte in Deutschland geschätzt werden, werden sie in der Türkei viel zu leicht unter dem Nationalismus vergraben. Dem Integrationsverständnis hierzulande wird man damit keinesfalls gerecht.

Diese Arbeit wird sich mit der politischen Einstellung der Türkischstämmigen in Deutschland auseinandersetzen und dabei von einem historischen Ansatz ausgehen. Die Antwort auf die Frage wird beginnen mit der Tanzimat-Ära, der hamidischen Ära und den Gedankenströmen im Osmanischen Reich. Sie wird dann weiterführen bis zur Gründung der Türkischen Republik, dem damit verbundenen kulturellen Schock, den Auswirkungen des Kemalismus bis heute und der Wahl der AKP.

Um der Multikausalität gerecht zu werden, sollen auch die Probleme, die mit der Migration verbunden sind, beleuchtet werden. Damit einhergehend sind Fragen wie: Integration oder Assimilation? Gehört der Islam zu Deutschland? Können die abendländische und morgenländische Kultur synthetisieren? Knapp 55 Jahre nach dem Anwerbeabkommen mit der Türkei stellen sich immer noch Fragen, die sich archaisch anhören. Wollen, können oder sollen sich Türkischstämmige in Deutschland nicht daheim fühlen? Gibt es Kriterien, die es zu erfüllen gibt, um in der 3. Generation Fragen wie „Ja aber, wo kommst du eigentlich her?“ zu entgehen oder sind Menschen mit einem Migrationshintergrund verbannt zwischen zwei Heimaten zu leben? Diese Fragen sollen im Rahmen der Analyse der Wahlergebnisse angegangen werden.

3 ATABAY, İlhami: Zwischen Islamismus und Patchwork: Identitätsentwicklung bei türkeistämmigen Kindern und Jugendlichen dritter und vierter Generation, Freiburg 2012, S. 117.

2. Die Osmanische Modernisierung?

Die Tanzimat-Ära (Neuordnung) war eine Zeit von tiefgreifenden Reformen und wird mit Begriffen wie Modernisierung, Erneuerung oder auch Verwestlichung konnotiert. Diese Epoche war geprägt von Veränderungen im Rechtssystem und sollte dem Osmanischen Reich als Rettung vor dem Zerfall dienen. Jedoch war nicht das Volk, oder viel treffender: waren nicht die Völker im Reich die ausschlaggebenden Faktoren für den Wandel, sondern die Niederlagen in den Jahrhunderten davor und die Außenmächte, die nach jeder Hilfe zu Reformen aufriefen. Zudem waren die Sultane auf der Suche nach einem Ausweg, um den innenpolitischen Einflüssen der Außenmächte entgegenzuwirken. Damit ist dieser ideologische Wandel, der nicht wie bei der Französischen Revolution dem Volk entsprungen ist, sowohl auf Befürworter als auch auf Kritiker getroffen und lässt heute noch Raum für Diskussionen.

2.1 Der Weg zur Neuordnung

Das Osmanische Reich durchlebte nach Jahrhunderten unangefochtener Herrschaft eine Periode der Stagnation und Regression im 17. und 18. Jahrhundert, bevor das strapaziöse „lange Jahrhundert“ und der damit assoziierte Zerfall anbrachen. Eine Reihe von Niederlagen und den damit einhergehenden Friedensschlüssen, wie der Friede von Karlowitz 1699, sollte eine neue Ära in der europäischen Geschichte einläuten. Nach der missglückten zweiten Belagerung Wiens und der Niederlage in der Schlacht bei Zenta (1697) mussten zum ersten Mal in der Geschichte des Osmanischen Reiches die Waffen niedergelegt werden, womit der Große Türkenkrieg sein Ende nahm. Neue Großmächte fassten im folgenden Fuß in Europa und konnten ihre Vorherrschaft weiter ausbauen. Das Osmanische Reich wich während der Herrschaftsperiode Ahmeds III. (1703-1730) von seiner Expansionspolitik ab und schwenkte den Blick nach Europa, um den technischen Fortschritt zu verfolgen.⁴ Angeführt vom Großwesir Nevşehirli Damat Ibrahim Pascha prägten kulturelle, literarische und künstlerische Errungenschaften diese Jahre des Friedens. Retrospektiv wurde diese Periode von Ahmet Refik aufgrund der im Hof wachsenden und international gehandelten Tulpen als „Tulpenzeit“ bezeichnet. Doch die Politik, die verfolgt wurde, fand nicht nur Zustimmung. 1730 kam es zum Patrona Halil Aufstand, der vor allem den Großwesir im Fokus hatte, und beendete die Tulpenzeit mit der Abdankung Ahmeds III. und der Ermordung des Großwesirs. 34 Jahre später verdeutlichte der sechsjährige Krieg mit Russland (1768-1774), dass das osmanische Heer von der Ordnung und dem technologischen Fortschritt her nicht mehr mit den Heeren der anderen Mächte konkurrieren konnte. Russland signierte mit dem Frieden von Küçük Kaynarca⁵ sein Protektorat über die orthodoxen Minderheiten im Osmanischen Reich. Mit diesem Beschluss sahen sich die Russen legitimiert, sich in die innenpolitischen Angelegenheiten

4 IHSANOĞLU, Ekmeleddin (Hrsg.): Osmanlı Devlet Tarihi. Feza Gazetecilik, Istanbul 1999, S. 62.

5 Vgl. IHSANOĞLU, Osmanlı Devlet Tarihi, S. 65f.

der Osmanen einzumischen. Außerdem wurde im Frieden von Küçük Kaynarca die freie Schifffahrt am Schwarzen Meer und am Bosphorus festgelegt. Seufert und Kubaseck konstatieren:

*„Als die Eroberungen endeten, Kriege wegen des technischen Fortschritts immer teurer wurden und die europäischen Seemächte den Überlandhandel der Seidenstraße schwächten, lief das Staatsschiff der Osmanen schnell auf Grund. Jetzt galt es den technischen Vorsprung Europas aufzuholen, die Armee zu reorganisieren [...]“*⁶

Folglich fanden die ersten Reformen in der Armee statt. Selim III. erhoffte sich durch eine Neuordnung der Armee 1793 (Nizam-ı Cedid) Erfolg auf dem Schlachtfeld. Während der Periode der Reformen kam es immer wieder zu Aufständen, weil die Reformen entweder unzureichend oder die Personalie in der Umsetzung unfähig waren. Insbesondere in Rumelien erlangten die Ayane (Mahmud Pascha in Shkodra; Yılıkoğlu Süleyman Ağa in Silistra; Pazvandoğlu Osman Pascha in Widin), einflussreiche Honoratioren, einen besonderen informellen Status und schwächten damit die zentrale Autorität.⁷ Der Nationalgedanke, der sich während der Französischen Revolution (1789) entwickelte, fand auch Zustimmung bei einigen Völkern im Osmanischen Reich. Infolgedessen kam es immer wieder zu Aufständen. Vor allem im Balkan versuchten die Serben mit der Unterstützung der Russen, die von ihrer panslawischen Ideologie angetrieben wurden, und die Griechen ihre Autonomie zu erzwingen. Während der andauernden Kriege und Aufstände hob Mahmud II. die einflussreichen Janitscharen auf, indem er 1826 die Kaserne unter Kanonenbeschuss hielt und damit für den Tod von tausenden von Janitscharen verantwortlich wurde. Dieser Vorfall wird Vaka-ı Hayriye (eine gute Tat) genannt und brachte das ohnehin schon geschwächte osmanische Heer an einen neuen Tiefpunkt. Der Aufstand der Griechen in Peloponnes (1821) sollte noch weitreichende und andauernde Folgen für die Osmanen haben. Dem Gouverneur der osmanischen Provinz Ägypten, Mehmed Ali Pascha, wurde für seine Hilfe während der Aufstände die Peloponnes versprochen. Aus dem Frieden von Adrianopel (1829), der den Russisch-Osmanischen Krieg beendete, ging jedoch die erste hellenische Republik hervor und somit konnte das Versprechen, Mehmed Ali Pascha die Peloponnes zu übergeben, nicht eingelöst werden. Als Kompensation für seine verlorene Flotte bei der Schlacht von Navarino, die aufgrund der Unterstützung von Großbritannien und Frankreich verheerend für die osmanische Flotte ausfiel, und für die ihm zugesprochene Peloponnes, forderte Mehmed Ali Pascha nun das Gouverneursamt über Kreta und Syrien. Mahmud II. war jedoch entsetzt über diese Forderungen und richtete aus, dass zu solch einer schwierigen Zeit die Ignoranz des Paschas keine Zustimmung finden könne. Mehmed Ali Pascha nahm dies jedoch nicht hin und marschierte 1832 bis Kütahya, die Tore von Istanbul schienen nur noch eine kurze Reichweite entfernt. Seufert & Kubaseck sehen durch diese Gefahr den Reformeifer des Sultans beflügelt:

6 SEUFERT, Günter/ KUBASECK, Christopher: Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, München 2006, S. 70.

7 Vgl. IHSANOĞLU, Osmanlı Devlet Tarihi, S. 76.

„Er liquidierte in großer Zahl die Lehen, vereinheitlichte erstmals die Verwaltung, gründete ein Außenministerium und führte die Allgemeine Dienstpflicht ein. Beamte und Offiziere wurden an neuen, technischen Lehranstalten ausgebildet. Der Turban wurde abgeschafft, und muslimische und nicht-muslimische Männer wurden gleichermaßen dazu verpflichtet, den roten Fez zu tragen, so daß religiöse Unterschiede an der Kleidung nicht mehr sichtbar waren.“⁸

Neue Reformen mussten her, um für die Gunst der europäischen Mächte zu werben. Überraschenderweise waren es die Russen, die die Bitte des Sultans erhörten und zur Hilfe eilten. Es schien, dass die Russen Mehmed Ali Pascha mehr fürchteten als das geschwächte Osmanische Reich. So kam es letztendlich zu einer Entsendung der russischen Flotte an die Meerenge des Bosphorus. Dieses Vorhaben wurde jedoch von den Mächten Frankreich und Großbritannien misstrauisch beäugt, da nun der Zugang zum Mittelmeer für die Russen offen zu sein schien und somit neue Konfliktzonen entstehen konnten. Zudem sahen nun auch Frankreich und Großbritannien die Gefahr, die durch Mehmed Ali Pascha ausging und wirkten deshalb vermittelnd zwischen den Konfliktparteien. Eine innenpolitische Uneinigkeit hatte sich zu einem internationalen Konflikt entwickelt. Es kam zum Vertrag von Kütahya (1833). Mehmed Ali Pascha erhielt, unter der Missgunst des Sultans, nun doch die zusätzlichen Provinzen Syrien und Kreta, womit der Ägyptisch-Osmanische Krieg vorerst sein Ende fand. Um sich vor einem weiteren Konflikt mit dem ägyptischen Gouverneur abzusichern, unterzeichnete Mahmud II. im Jahre 1833 mit Russland den Vertrag von Hünkâr İskelesi, welcher unter anderem gegenseitigen Beistand im Falle eines Aufstandes vorsah.⁹ Als 1839 Mehmed Ali Pascha erneut insurgierte machte sich der Weitblick Mahmuds II. bezahlt. Noch bevor die Nachricht der Niederlage des osmanischen Heeres bei Nizip Istanbul erreichte, verstarb Mahmud II. und sein Sohn Abdülmecid I. trat die Nachfolge an. Nur die Intervention Englands, Russlands und Österreichs sorgte für den Erhalt des Osmanischen Reiches. 1838 hatte Außenminister Mustafa Resid Pascha einen Freihandelsvertrag mit den Engländern unterzeichnet, um sich die Hilfe Englands bei einem Aufstand zu sichern.¹⁰ Die wirtschaftlichen Reformen machten das Reich jedoch vom Ausland abhängig, die „das Land mit Industrieprodukten überschwemmen.“¹¹ Beispielsweise ging aufgrund des Imports von englischem Kattun die Produktion von anolischem Tuch auf 100 Webstühlen im Jahre 1820 auf 30 Webstühle im Jahre 1861 zurück. Handwerkliche Produktionen gingen ebenfalls zurück und „Konzessionen für die Ausbeutung und den Export von Bodenschätzen“¹² gingen an die Europäer. Aufgrund des ausländischen Drucks blieb Mehmed Ali Pascha nichts anderes übrig als Syrien und Kreta abzutreten. Die intervenierenden Mächte aber forderten Reformen.

8 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 70.

9 Vgl. IHSANOĞLU, Osmanlı Devlet Tarihi, S. 88f.

10 Vgl. IHSANOĞLU, Osmanlı Devlet Tarihi, S. 93.

11 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK: Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 73.

12 STEINBACH, Udo: Geschichte der Türkei, München 2010, S. 18f.

2.2 Tanzimat-Ära (1839-1876)

„Noch im selben Jahr verkündete der neue Sultan Abdülmecid I. das „Großherrliche Handschreiben“ (Hatt-ı Şerif) von Gülhane, das „die Neuordnung“ (kurz: Tanzimat) einleitete. Es garantierte die Unverletzlichkeit der Person, des Eigentums und der Würde seiner Untertanen gleich welchen Standes und welcher Religion, die Abschaffung der Steuerpacht und die einheitliche Regelung des Steuerwesens, die Öffentlichkeit von Gerichtsverhandlungen, die Verrechtlichung der Aushebung von Rekruten und die Herabsetzung des Militärdienstzeit.“¹³

Als am 3. November 1838 die Neuordnung bekannt gemacht wurde, öffnete sich eine neue Ära in der Geschichte des Osmanischen Reiches. Viele Reformen, wie die Regelung des Steuerwesens oder auch die Unverletzlichkeit der Person, waren durch die vorangegangenen Reformen durch Mahmud II. ermöglicht worden. Im modernen Sinne sollte die Neuordnung die Würde der Bürger schützen und jeden Menschen, unabhängig von seiner Religion, gleich behandeln.¹⁴ Darüber hinaus bestand die Absicht, sich an das liberalere Europa anzunähern und somit die Sympathie für den ägyptischen Gouverneur Mehmed Ali Pascha zu schwächen. Aufbauend auf das Großherrliche Handschreiben wurde am 18. Februar 1856 das nächste „Kaiserliche Handschreiben“¹⁵ (Islâhat Hatt-ı Hümâyûnu) veröffentlicht. Anlass war erneut eine Bedrohung von außen, die durch den Zaren Nikolaus I. ausging, und dem daraus resultierenden Krimkrieg zwischen 1853 und 1856. Der letzte Sieg, den die Osmanen unter der Rückendeckung von England, Frankreich und dem Königreich Sardinien gegen die Russen erringen konnten, war der des Krimkriegs. Zum ersten Mal in seiner Geschichte verschuldete sich das Osmanische Reich an England – und an ein Ausland überhaupt. Somit wurde die finanzielle Notlage drastisch verschlimmert und man stand dem Bankrott nahe. Die auf den Druck der ausländischen Mächte und der Politiker, die eine innere Auflösung verhindern wollten, veröffentlichte Hatt-ı Hümâyûn erlaubte Nichtmuslimen Zugang zum politischen Leben und auch die Militärschulen wurden verpflichtet, Nichtmuslime aufzunehmen. In Strafprozessen wurde die Zeugenschaft der Nichtmuslime erlaubt. Die „rein muslimische Klasse der Herrschenden und Verwaltenden“¹⁶ machte Platz für eine heterogene Politik. Was als Hoffnung für die Lösung der inneren Konflikte betrachtet wurde, löste eine Reihe von Auseinandersetzungen aus. Die Reformen drückten keinen Freiheitswillen der Muslime aus, „sondern wurden von oben gegen die Masse der Muslime durchgesetzt“¹⁷. Blutige Kämpfe zwischen Muslimen und Nichtmuslimen prägten diese Zeit¹⁸. Die Vorfälle in Dschidda (1857), im Libanon (1841-1846) und in Damaskus (1860-1861) bauten nicht nur innenpolitischen Druck auf, sondern veranlassten auch die Einmischung der europäischen Mächte in die inneren

13 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 71.

14 Vgl. IHSANOĞLU, Osmanlı Devlet Tarihi, S. 94.

15 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 71.

16 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 72.

17 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 72.

18 Tabelle I auf der nächsten Seite zeigt die Verteilung der religiösen Gruppen im Osmanischen Reich um 1844.

Angelegenheiten. Zudem fielen die Steuern aus den vom Panslawismus angetriebenen Balkanländern, die ihren Unmut ausdrücken wollten, aus.

Religiöse Gruppen	Europa	Asien	Afrika	Gesamt	%
Moslems	3.800.000	12.950.000	3.800.000	20.550.000	58.13
Rum-Orthodoxen	11.370.000	2.360.000	-	13.730.000	38.84
Katholiken	260.000	640.000	-	900.000	2.55
Juden	70.000	100.000	-	170.000	0.48
Gesamt	15.500.000	16.050.000	3.800.000	35.350.000	100

Tabelle 1: Verteilung religiöser Gruppierungen im Osmanischen Reich (1844)¹⁹

Zur selben Zeit durchlebte Europa einen Wandel, dessen Auswirkungen sich im Osmanischen Reich bemerkbar machen sollten. Einhergehend mit der Industrialisierung waren technologische Fortschritte, aber auch der Wandel zu einer kapitalistischen Industriegesellschaft. Die Urbanisierung und die unmenschlichen Arbeitsverhältnisse führten zu sozialen Fragen; alles Entwicklungen, die so im Osmanischen Reich nicht stattfanden. Auch der Kommunismus entstand unter anderem als eine Gegenbewegung zur kapitalistischen Weltanschauung. Mit der Industrialisierung wuchs auch der Bedarf an Rohstoffen, welcher zum Kolonialismus führte, der sich wiederum zum Macht- und Protzkampf entwickelte.

2.3 Gegenpositionen

Für Ilber Ortaylı pflastert die Tanzimat-Ära den Weg zum Laizismus.²⁰ Diese Ära sei aber auch geprägt von Widersprüchen und Chaos, weil sie sich dilemmatisch zwischen dem Islam und dem Westen bewegte. Die Gruppierung der Jungosmanen mit Vertretern wie Namık Kemal, Seyyid Ahmet Han und Cemaluddin Efgani haben die These vertreten, dass die Modernisierungsbausteine innerhalb des Islams zu finden seien. Sie hoben die Vernunft hervor und betrachteten jede auf Vernunft basierende Entscheidung, die von Gelehrten getroffen wurde, als islamisch akzeptabel.²¹ Die aufgedrängte Neuordnung sei somit noch zu retten, ohne die Synthese zwischen der islamischen Tradition und dem Westen zu verwerfen. Ihre Ideologie, der Osmanismus, sollte alle Völker unter osmanischer Schirmherrschaft noch einmal vereinen. Somit wäre in diesem Sinne auch die westliche Jurisprudenz völlig legitim gewesen, aber selbst diese liberale Ansicht konnte ein dualistisches

¹⁹ Vgl. IHSANOĞLU, osmanlı devlet tarihi, S. 470.

²⁰ ORTAYLI, Ilber: *Imperatorluğun En Uzun Yüzyılı*, Istanbul 2008, S. 210.

²¹ Vgl. ORTAYLI, *Imperatorluğun En Uzun Yüzyılı*, S. 211f.

System nicht verhindern. Die Reformisten bekämpften den Islam nicht öffentlich, gründeten aber alternativ zu den Medressen und Ulema „moderne“ Schulen, um eine neue ideologisch geprägte laizistische Bürokratie aufzubauen. Diese heranwachsende Generation sollte noch eine erhebliche Rolle während der Zweiten Osmanischen Verfassungsperiode spielen.

Cemil Meriç (1916-1987) und Necip Fazıl Kısakürek (1905-1983) waren bedeutende Intellektuelle und Schriftsteller, die sich sowohl mit der Geschichte des Osmanischen Reiches und der Türkei als auch mit dem Einfluss des Westens beschäftigten. Beide vereint die Aussage, dass die Reformen und vor allem die Tanzimat-Ära eine kulturelle Tragödie hinterlassen haben²² und helfen, die Ideologie der Jungosmanen besser zu verstehen. Meriç kritisiert den „Garderoben Europäismus“ der Tanzimat-Intellektuellen und beschuldigt sie der Vernichtung eines 600 Jahre alten Erbes. Die Reformisten haben Europa gar nicht verstanden, sondern sich Kleidung aus der Garderobe, ungeachtet ob sie passt oder nicht, genommen. In einer anderen Aussage sagt er sogar, dass diejenigen, die Europa kennenlernen, sich selbst vergessen,²³ weil sie sich teilweise von ihrer Religion abwenden und dem Kapitalismus verfallen. Meriç sieht die „Modernisierung“²⁴ als ein Exportgut der Europäer. Nur beinhalte dies aber auch die eigene Haut zu verlassen und sich der Sklaverei hinzugeben. Die Frage, die er sich stellt, ist aber warum die Menschen dies tun, denn die ursprüngliche Zivilisation sei viel älter, edler und humanitärer. Zudem sieht er den Ursprung des Suffixes –mus (Kapitalismus, Kolonialismus, Rassismus...) und somit die Diskriminierung in Europa.²⁵ Sein größter Vorwurf an die Reformisten ist den Islam verworfen zu haben.

Necip Fazıl Kısakürek, der zeitweise an der Sorbonne studierte, zeichnet eine ähnliche Linie und wirft den Tanzimat-Reformisten vor, Marionetten gewesen zu sein, die lediglich der Nachahmung imstande waren.²⁶ Somit betrachtet er die Tanzimat-Ära als eine Zeit westlichen Einflusses, der ohne jegliche Kontrolle und Inspektion eingedrungen ist und die eigentliche Essenz verdorben hat.²⁷ Die Intellektuellen der damaligen Zeit nennt er die „Billigen“, die den Osten verloren aber den Westen nicht gefunden hätten. Kısakürek ist der Meinung, dass es Reformen bedurfte, diese aber im Rahmen des Islam hätten stattfinden müssen.

22 ATASOY, Yıldız: *Islam's Marriage with Neoliberalism. State Transformation in Turkey*, Hampshire 2009, S. 49.

23 MERIÇ, Cemil: *Bu Ülke*, Istanbul 2015, S. 54.

24 Die genauere Übersetzung würde „sich der Zeit anpassen“ heißen.

25 Vgl. MERIÇ, *Bu Ülke*, S. 93.

26 Vgl. ATASOY, *Islam's Marriage with Neoliberalism*, S. 50.

27 KISAKÜREK, Necip Fazıl: *Türkiye'nin Manzarası*, Istanbul 2013, S. 10.

3. Abdulhamid II.

Das lange 19. Jahrhundert hatte das Osmanische Reich strapaziert. Aufeinanderfolgende Niederlagen, diplomatische Krisen, wirtschaftliche Unterlegenheit und Aufstände deuteten auf die Schwäche des Reiches hin. Vor allem die Frage nach der Rettung der islamischen Welt unter dem Protektorat der Osmanen beschäftigte die Eliten, denn inzwischen waren Muslime in Europa und in „islamischen Kernregionen wie dem Nahen Osten, Zentralasien, Indien und im fernen Indonesien, unter europäischer Fremdherrschaft gelangt“²⁸. Die Reformen wurden kritisch hinterfragt und die Erkenntnis, dass die Europäischen Großmächte ihre politischen und wirtschaftlichen Einflüsse ausgebaut hatten, folgte. Die Spannungen zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen verstärkte sich nicht nur durch die Gleichstellung, sondern auch, weil nicht-muslimische Minderheiten den Großteil derjenigen ausmachten, die durch die wirtschaftlichen Öffnungen Reichtum erlangten. Zu solch einer Zeit sollte Abdulhamid II. die Bühne betreten.

3.1 Der Weg zur konstitutionellen Monarchie

Der Unmut gegen die Reformen nahm Gestalt in Form eines versuchten Putsches durch die Jungosmanen im Jahre 1856 an. Die Jungosmanen, die Absolventen der neuen Lehranstalten der Reformperiode, trauten den Bürokraten rund um den Sultan nicht mehr und warfen ihnen vor, eine unkritische und verantwortungslose Verwestlichung zu betreiben. Den Reformisten wurde vorgeworfen, „Nachäffer“ Europas zu sein, ohne die politischen und kulturellen Bedürfnisse der Bevölkerung zu beachten. Ihre Legitimation sahen die Jungosmanen in der übergeordneten Wahrheit des Islam, ihre Politik war jedoch die einer osmanischen Nation, welche alle Angehörigen der Nation, ungeachtet ihrer Religion, umarmen sollte. Es sollte eine konstitutionelle Monarchie her, um einen Kontrollapparat in die Regierung einzubauen. Die Idee, das Osmanische Reich durch die osmanische Einheit wieder aufleben zu lassen, wurde von Sultan Abdulaziz abgelehnt, jedoch sollte das Gedankengut der Jungosmanen 1876 Boden finden, als 40.000 Studierende die Politik des Sultans kritisierten und es zu einer gewaltigen Demonstration kam. Durch den Tod des Großwesirs Mehmet Emin Ali Pascha hatten die Jungosmanen wieder an Einfluss gewonnen. In Folge wurde der Sultan abgesetzt und Murad V. trat die Nachfolge an. Dieser wurde nach knapp drei Monaten aufgrund seiner psychischen Labilität abgesetzt, somit folgte Abdulhamid II. auf den Thron. Die Errichtung der konstitutionellen Monarchie hatte aber andere Gründe. Auf die anhaltende Dürre folgte eine Hungersnot in den arabischen Provinzen und in Anatolien. Die Kompensation sollte durch eine Steuererhöhung im Balkangebiet erfolgen.²⁹ Jedoch hatte sich die panslawische Politik der Russen auf dem Balkan wieder entfacht und es kam vermehrt zu Aufständen, welche wiederum blutig niedergeschlagen wurden. Großbritannien drängte auf eine Lösung. So fanden sich Abgeordnete aus Deutschland, Italien,

28 GÜNAY, Cengiz: Geschichte der Türkei. Von den Anfängen der Moderne bis heute, Wien [u.a.] 2012, S. 83.

29 Vgl. GÜNAY, Geschichte der Türkei, S. 79.

Russland, Großbritannien und Österreich in der Konferenz von Konstantinopel vom 20. Dezember 1876 bis zum 20. Januar 1876 ein. Es wurden unter anderem der Abzug osmanischer Soldaten aus Serbien und eine Autonomie für Bulgarien und Bosnien und Herzegowina innerhalb des Osmanischen Reiches besprochen. Schnell war sich die osmanische Regierung einig, dass sich die gegenwärtige Politik gegen den Nationalgedanken der einzelnen Völker und den Einfluss der Außenmächte nicht durchsetzen konnte. Noch während der Konferenz wurde die konstitutionelle Monarchie ausgerufen und den Konferenzteilnehmern wurde versichert, dass jede Minderheit ihr Anliegen im Parlament zum Ausdruck bringen könne. Somit wurde die Konferenz von Konstantinopel ohne einen Beschluss aufgelöst. Die inneren Angelegenheiten sollten unter dem Dach des Parlamentes auf demokratische Art gelöst werden, eine Einmischung dritter Parteien war somit nicht nötig und unerwünscht. Die belgische Verfassung aus dem Jahre 1831 diente als Vorlage. Nach diesem Vorbild wurde das Parlament in die gewählte Kammer (Meclis-i Mebusan) und das ernannte Oberhaus (Ayan Meclisi) unterteilt.³⁰ Das erste osmanische Parlament fiel durch seine Diversität auf. Unterschiedliche Nationalitäten und nicht-muslimische Abgeordnete spiegelten die „ethnische und religiöse Vielfalt des Reiches wider.“³¹ Die erwünschten Kontrollrechte blieben aber aus, da das Parlament in seiner Ausführung beschränkt war und die Autorität des Sultans erhalten blieb. Der Sultan konnte das Parlament nach seinem Willen auflösen und auch die Regierung ein- oder absetzen. Auch wenn das Parlament mehr einen formalen als einen ausführenden Zweck hatte, war doch der erste Schritt in Richtung Demokratie getan.

3.2 Die hamidische Ära (1878-1908)

Die erste Verfassungsperiode sollte aber nicht von Dauer sein. Abdulhamid II. nutzte den russisch-türkischen Krieg 1877-78 nach kurzer Zeit als Gelegenheit, um das Parlament auf unbestimmte Zeit in eine Sitzungspause zu schicken und danach das Parlament aufzulösen.³² Konstitutionalisten wurden verhaftet und ins Exil geschickt. Die alleinige Macht sollte wieder vom Palast ausgehen. Die Gebietsverluste im Balkan lösten einen demografischen Wandel aus. Der Anteil der Christen ging auf ein Minimum zurück und der Bevölkerungsschwerpunkt verlagerte sich gen Osten. Somit bildeten die Araber nun „die zahlenmäßig größte ethnische Gruppe im Reich“³³. Damit einhergehend wandelte sich die Politik im Osmanischen Reich von einer osmanischen Nation zum Panislamismus. Mustafa Armağan denkt, dass dieser Schritt während einer Kriegszeit und in einer Zeit, in der das Osmanische Reich von imperialen Mächten umzingelt war, notwendig gewesen ist.

30 Vgl. GÜNAY, Geschichte der Türkei, S. 81.

31 Vgl. GÜNAY, Geschichte der Türkei, S. 81.

32 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 75.

33 Vgl. GÜNAY, Geschichte der Türkei, S. 84.



Abbildung 1

Der Schildkrötenerzieher

„Der moderne Kemalist‘, sagt Eldem, ‚glaubt, dass das Gemälde eine wunderbare Illustration dafür sei, dass Schildkröten - sprich die Traditionalisten - in die Modernität gezwungen werden müssen. Ein Islamist hält es für eine wunderbare Illustration der Würde und Schönheit des Osmanischen Reichs.‘ Alle glauben, in dem Bild einen Zeugen zu finden. Jeder erfindet sich seinen eigenen Schildkrötenerzieher.³⁴

Eine Liberalisierung der Politik, und zwar mit Bürokratien, die dubios in ihrem Entstehungsverlauf waren, wäre gleichzusetzen mit der Verkündung der Auflösung.³⁵ Cemil Meriç konstatiert, dass Abdulhamid II. sich zwischen dem Parlament und

dem Reich entscheiden musste und stellt die Frage, was die Freiheit ohne ein Reich für eine Bedeutung haben könne.³⁶

Trotz seiner konservativen Politik achtete Abdulhamid II. sehr auf den Fortschritt und die Modernisierungsprozesse wurden beschleunigt. Der Sultan erhielt den Beinamen „Marifperver“ (Bildung und Kultur liebende) nicht zuletzt dafür, weil er Berufsschulen für Mädchen eröffnen ließ, die erste Kunstschule eröffnete und Museen errichtete.³⁷ Neue Akademien und ein säkulares Schulwesen waren die Antwort auf moderne nicht-muslimische und kaum kontrollierbare ausländische Schulen. Die erste Universität (Darülfünun),

34 Voss, Julia: Ein Aufstand ohne Wappentier [05.07.2013], in: Frankfurter Allgemeine; URL: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/ikone-tuerkischer-malerei-ein-aufstand-ohne-wappentier-12272665-p2.html>

35 ARMAĞAN, Mustafa: Abdülhamid'i Kurtlarla Dansı, Istanbul 2006, S. 26ff.

36 MERİÇ, Cemil: Mağaradakiler, Istanbul 2017, S. 258.

37 1906 entstand das berühmte Bild „Der Schildkrötenerzieher“ von Osman Hamdi Bey (siehe Seite 15).

die europäischen Charakter hatte, wurde 1900 errichtet. Das Kommunikations- und Verkehrswesen wurde mithilfe ausländischer Kredite und Hilfe ausgebaut. Vor allem in die entlegenen arabischen Provinzen sollte auf diese Weise der Transport erleichtert werden, um auch bei Bedarf Truppen schneller zu entsenden. Abdulhamid II. war auf der Suche nach einem neuen Partner, um die politische Abhängigkeit durch Frankreich und England zu umgehen und fand diesen im Deutschen Kaiserreich, das im Gegensatz zu Frankreich und England nur wirtschaftliche und keine territorialen Absichten verfolgte. Das wilhelminische Deutschland erhielt „die Konzession für die Anatolische Eisenbahn und 1903 den Zuschlag für die Bagdadbahn“.³⁸ Kaiser Wilhelm II. versprach den Muslimen auf seiner Orientreise die Freundschaft, die zu allen Zeiten anhalten solle.

Die Gebietsverluste machten dem Osmanischen Reich schwer zu schaffen. Nicht nur wurde das Prestige geschwächt, sondern es mussten auch hunderttausende Muslime, die den neuen Mächten auf dem Balkan entflohen waren, aufgenommen, versorgt und untergebracht werden. 1881 wurde der zweite Staatsbankrott erklärt, nachdem 1875 dieser schon einmal verkündet worden war. Die Administration de la Dette Publique Ottomane (Osmanische Staatsschuldenverwaltung) wurde von sieben europäischen Mächten gegründet, um die Einnahmen des Reiches zu kontrollieren und die Schuldenverwaltung steuern zu können. Wichtige Ressourcen fielen somit in die Hände von Außenmächten, die das Osmanische Reich zu ihrer Bühne für ihren imperialistischen Wettstreit machten. Die aufgesetzten hohen Steuern trugen zu einem autoritären Regime bei.³⁹

3.3 Von den Jungtürken zur zweiten Verfassungsperiode

Während der hamidischen Ära traten die Jungtürken auf, die sich als die Nachfolger der Jungosmanen verstanden. Die Jungtürken, die aus den von Abdulhamid II. gegründeten Akademien hervorgingen, sahen sich in einer weitgehend ungebildeten Gesellschaft als „Avantgarde der Moderne“ und verpflichteten sich, den Erhalt des Staates zu sichern. Legitimiert durch ihre Bildung waren die Jungtürken keine Verfechter der Demokratie, sondern glaubten an eine „Modernisierung der Gesellschaft von oben herab“⁴⁰. Obwohl eine Periode der Zensur herrschte, druckten die Jungtürken mithilfe der im Exil lebenden Unterstützer propagandistische Zeitungen, die den Sultan kritisierten und auf eine Wiedereröffnung des Parlaments hofften, und schafften sie ins Inland. Mit der Unterstützung von nationalen Minderheiten zielte man auf eine Dezentralisierung des Reiches ab. Zum Ende der 1880er Jahre entstand durch den Zusammenschluss mehrerer Gruppen aus dem In- und Ausland, vor allem von Studenten der Medizinschule des Heeres, das Komitee für Einheit und Fortschritt. Ziel dieses Komitees war es, den Vielvölkerstaat, der durch den

38 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 76.

39 Vgl. IHSANOĞLU, Osmanlı Devlet Tarihi, S. 105.

40 Vgl. GÜNAY, Geschichte der Türkei, S. 92.

Nationalismus gelitten hatte, aufrechtzuerhalten und die Souveränität und damit das Ehrgefühl des Osmanischen Reiches zu retten, da die Interessen der Außenmächte mit den Interessen des Osmanischen Reiches kollidierten.⁴¹ Ohne eine feste Agenda zu haben strebten die Jungtürken nach Freiheit. „Eine zentrale Forderung der oppositionellen Bewegung war aber die Wiedereinsetzung der Verfassung und des Parlaments.“⁴² Beeinflusst durch den französischen Positivismus standen im Gegensatz zu den Jungosmanen bei den Jungtürken die Naturwissenschaften im Kern. In einem Kongress in Paris im Jahre 1902 sollte die zukünftige Richtung der Jungtürken geklärt werden. Während innerhalb der Gruppierung einige für einen liberalen osmanischen Vielvölkerstaat unter der Obhut des Islams plädierten, sahen die anderen die Lösung im vom Glauben losgelösten türkischen Nationalismus. Der Gedanke eines türkischen Nationalismus setzte sich durch. Als 1896 ein Putschversuch seitens der Jungtürken scheiterte, wurden viele Unterstützer der Partei verbannt oder verhaftet. Abdulhamid II. war zwar auf diese Gruppierung aufmerksam geworden, jedoch konnte er die Treffen der oppositionellen Bewegung nicht verhindern, zumal sie sich oft in Geheimzellen trafen. Der Einfluss der Jungtürken innerhalb der Armee sollte sich noch bezahlt machen. Einen weiteren Rückschlag erhielt das Regime nach dem Sieg über die Griechen, die die Aufstände in Kreta unterstützt hatten. Die Intervention der Großmächte verhinderte nicht nur Gebietsgewinne; die Insel Kreta erhielt zudem auch einen Autonomiestatus (1897). Die jungen Oppositionellen sahen die Schwäche des Regimes bestätigt und störten sich am Einfluss der europäischen Großmächte, doch trotzdem blickten sie mit Bewunderung zum Westen, insbesondere als Japan nach der Meiji-Restauration einen Sieg über Russland erringen konnte. In Mazedonien, das inzwischen zur Hochburg der Jungtürken herangewachsen war, zeichnete sich das Ende des osmanischen Herrschaftshauses ab. Nachdem sich Großbritannien und Russland in Tallinn (damals Reval) über die Aufteilung geeinigt hatten, verschärfte sich die Situation um die mazedonische Frage. 1908 kam es zu einem Aufstand in der Provinz. Das 3. Heer, das sich mit dem Komitee solidarisierte, zog sich zurück in die Berge und rebellierte. Eine Nachricht, die von einem bereitstehenden Heer in Serres berichtete, welches sich auf den Weg zur Hauptstadt machen würde, um den Sultan zu stürzen, bereitete Abdulhamid II. große Sorgen. Das Komitee für Einheit und Fortschritt wollte die Unabhängigkeit in dieser Provinz und im restlichen Rumelien erzwingen. Abdulhamid II. fürchtete, dass die Aufstände unter Niyazi Bey, Enver Bey und Eyüp Sabri Bey sich ausbreiten könnten, stellte den Status quo ante her und somit begann die zweite Verfassungsperiode am 10 Juli 1908.⁴³ Mit der Verfassungsperiode entstand auch eine neue Mentalität, die nicht nur auf Befürworter stieß. Das Komitee bildete vorerst selbst keine Regierung, um sich der Verantwortung zu entziehen, doch sie waren diejenigen, die das politische Sagen hatten. Eine Reihe von Fehlern führte im selben Jahr zur Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn, zu Kretas Beitritt zu Griechenland und zur Unabhängigkeitserklärung Bulgariens.⁴⁴ Die

41 Vgl. GÜNAY, Geschichte der Türkei, S. 89.

42 Vgl. GÜNAY, Geschichte der Türkei, S. 90.

43 Vgl. GÜNAY, Geschichte der Türkei, S. 95.

44 UZUNÇARŞILI, İsmail Hakki: 1908 Yılında Meşrutiyetin Ne Suretle İlan Edildiğine Dair Vesikalar, Ankara 1956, S. 148.

errungene Macht nutzten die Jungtürken skrupellos aus, um Oppositionelle stumm- oder auszuschalten. Der Journalist Hasan Fehmi Bey, der kritische Artikel gegen das Komitee verfasst hatte, wurde auf einer Brücke ermordet. Der Jungtürke Ahmet Bedevi Kuran, der kein Mitglied des Komitees für Einheit und Fortschritt war, wurde verhaftet und ins Exil geschickt. Er berichtet, dass selbst eines der Gründungsmitglieder des Komitees, Ibrahim Starova, der sich gegen die harte Politik der Jungtürken stellte, aufgrund von Bedrohungen ins Ausland fliehen musste.⁴⁵ Der erste Aufstand folgte und ging als Vorfall vom 31. März in die Geschichtsbücher ein. Auslöser waren Unzufriedenheiten innerhalb der Armee zwischen den Offizieren, die Absolventen der Harbiye Schule waren und einen breiten Einflussbereich in der Armee hatten, und den Offizieren, die nicht die Harbiye Schule besucht hatten und deshalb entlassen worden waren. Neben der Aufnahme der Offiziere forderten die Protestierenden die Abschaffung des säkularen Bildungssystems und wünschten eine Rückkehr zur gerechten alten Ordnung. Durch den gemeinsamen Nenner Islam beteiligten sich an dem Aufstand auch Studenten religiöser Schulen und auch andere soziale Schichten konnten aufgrund des sozialen oder wirtschaftlichen Statusverlusts mobilisiert werden.⁴⁶ Religiöse Oberhäupter sprachen die Gefahr christlicher Herrschaft an und sahen die Scharia bedroht. Anstatt sich an einen Tisch zu setzen, beschuldigten die Jungtürken Abdulhamid II. der Verschwörung. Zehn Monate nach der Verkündung der zweiten Verfassungsperiode wurde auch die Regierung gestürzt und das Komitee mit dem „jungtürkischen Militär-Triumvirat aus Cemal, Talaat und Enver Pascha“⁴⁷ übernahm die Macht. Truppen aus Mazedonien kamen zur Hilfe und schlugen die Aufstände nieder. Mustafa Kemal betrat zum ersten Mal als Hauptmann die Bühne. Der Sultan wurde ins Exil geschickt und Mehmed V. folgte auf den Thron.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs bestimmte der türkische Nationalismus die Gedanken. Somit waren die Vorstellungen, das Osmanische Reich durch den Osmanismus oder Panislamismus zu retten, verworfen. Türkisch wurde zur einzigen Amtssprache, auf dem Balkan hatte der Nationalismus zu Staatsgründungen geführt, Minderheiten gerieten unter Druck und 1913 wurden alle Parteien verboten.

45 KURAN, Ahmed Bedevi: *İnkılâp Tarihimiz ve İttihad Terakki*, İstanbul 1946, S. 252f.

46 Vgl. GÜNAY, *Geschichte der Türkei*, S. 97.

47 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, *Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur*, S. 77.

3.4 Die vier Gedankenströme im Osmanischen Reich zusammengefasst

Um dem Zerfall des Osmanischen Reiches entgegenzuwirken entstanden im 19. Jahrhundert verschiedene Gedankenströme, die abwechselnd an Bedeutung gewannen und heutzutage immer noch von Relevanz sind.

Der Osmanismus geht von der Gleichstellung, Gleichberechtigung und Freiheit aller Bürger, ungeachtet der Religion, Sprache oder Herkunft, unter der Obhut des Osmanischen Reiches aus. Hauptdenker dieser Richtung war Namık Kemal. Dieser Gedanke entwickelte sich, um den Nationalgedanken einiger Völkergruppen im Reich, die von der Französischen Revolution beeinflusst wurden, entgegenzuwirken. Die Verteidiger dieses Gedankens waren sich einig, dass das Osmanische Reich nur bestehen könne, wenn alle Völker im Reich zusammenhalten würden. Spätestens nach den Balkankriegen wurde deutlich, dass der Nationalgedanke sich durchsetzen würde, sodass der Osmanismus verworfen wurde.⁴⁸

Der von Mehmet Akif Ersoy angeführte Islamismus entstand, nachdem die Engländer Ende des 19. Jahrhunderts beschlossen hatten, die Souveränität des Osmanischen Reiches nicht mehr zu achten. Im Gegenzug sollte das Kalifat dazu dienen, muslimische Bevölkerungen in englischen Kolonien zum Aufstand zu bewegen. Im Balkanraum sollte der panslawische Einfluss verringert und somit die innere Politik gestärkt werden. Der Islamismus geht von der Religion als zusammenhaltendem Faktor aus, wobei islamische Völker dazu imstande seien, das Reich aufrechtzuerhalten. Abdulhamid II. war ebenfalls ein Vertreter des Islamismus. Obwohl der Sultan während des ersten Weltkrieges zum Dschihad aufrief, verbündeten sich einige Araber mit den Engländern und kämpften gegen das Osmanische Reich. Damit wurde auch der Gedanke des Islamismus verworfen.⁴⁹

Unter Ziya Gökalp entwickelte sich der türkische Nationalismus. Während der Regierungszeit des Komitees für Einheit und Fortschritt sollten sich die Türken, die durch die Sprache und Kultur verbunden waren, innerhalb der Grenzen des Osmanischen Reiches zusammentun und für den Erhalt des übriggebliebenen Bodens sorgen. Ziel war es, die Türken durch den Nationalgedanken unter einer Flagge zu vereinen. Gökalp war der Meinung, dass Staaten nur überleben können, wenn das Volk in der Sprache, Kultur und auch der Herkunft gleich ist. Mustafa Kemal wurde durch Gökalp beeinflusst und die Gedanken Gökalps flossen bei der Gründungsideologie der Türkei mit ein.⁵⁰

Tevfik Fikret vertrat die Idee der Verwestlichung. Der Rückstand des Reiches und die Probleme seien nur zu überwinden, wenn man sich den Westen als Vorbild nähme.⁵¹ Fikret war der Meinung, dass man nicht nur das Gedankengut, sondern auch die Lebensweise des Westens importieren sollte. Die Umstrukturierung des Militärs, der Bürokratie und der

48 OKAY, Orhan: *Batılılaşma Devri Fikir Hayatı Üzerine Bir Deneme*. In: Ihsanoğlu, Ekmeleddin (Hrsg.): *Osmanlı Medeniyet Tarihi* Band 1 (S. 195–216), Istanbul 1999, S. 217.

49 Vgl. OKAY, *Batılılaşma Devri Fikir Hayatı Üzerine Bir Deneme*, S. 219.

50 Vgl. OKAY, *Batılılaşma Devri Fikir Hayatı Üzerine Bir Deneme*, S. 218.

51 Vgl. OKAY, *Batılılaşma Devri Fikir Hayatı Üzerine Bir Deneme*, S. 216.

Wirtschaft durch westliche Vorbilder könnten den erhofften Aufschwung und Fortschritt einleiten. Auch während der Gründung der Republik zielte man darauf ab, sich den Westen als Vorbild zu nehmen.

4. Befreiungskriege und die Gründung der Republik

Nach den für das Osmanische Reich verheerenden Tripolis- (1911-12) und Balkankriegen (1912-13) trat das Reich an der Seite des Deutschen Reiches in den 1. Weltkrieg ein, um die Gebietsverluste wieder zu egalisieren. Zudem wollte das Osmanische Reich seine politische Einsamkeit auf der Weltbühne beenden. Vor allem Enver Pascha glaubte, dass das Kaiserreich siegreich aus dem Weltkrieg hervorgehen würde und die Tatsache, dass das Deutsche Reich weder eine türkische noch eine muslimische Kolonie besaß, erhöhte die Anzahl der Sympathisanten. Im Gegensatz dazu hoffte das Deutsche Reich auf die Unterstützung der Muslime und auf eine Reduzierung der Belastung an den eigenen Fronten. Von Interesse für das Deutsche Reich war außerdem die geopolitische Lage des Osmanischen Reiches, die strategisch wichtig war. Jedoch endete der 1. Weltkrieg mit der Kapitulation des Osmanischen Reiches am 30. Oktober 1918 und der Unterzeichnung des Waffenstillstands von Mudros durch Rauf Orbay. Abgesehen von Anatolien und Mosul mussten alle Provinzen abgetreten werden. Dieser Waffenstillstand bedeutete faktisch das Ende des Osmanischen Reiches, es erlaubte den Siegermächten die sechs Provinzen Erzurum, Bitlis, Elâzığ, Sivas, Van und Diyarbakir bei Unruhen zu besetzen. Zudem sollten die Meerengen kontrolliert, das Osmanische Heer aufgelöst und militärische Ausrüstungen ausgehändigt werden.

Um die Entwaffnung in Anatolien zu beaufsichtigen, wurde der junge General Mustafa Kemal beauftragt. Am 19. Mai 1919 erreichte er die Schwarzmeer-Stadt Samsun, doch entgegen seines eigentlichen Auftrags rief er zum nationalen Widerstand auf und gründete in einem Kongress in Erzurum den „Verein zur Verteidigung der Rechtsansprüche Anatoliens“⁵². Nachdem die Beschlüsse von Erzurum auch in Sivas bestätigt worden waren, wurde Mustafa Kemal zum Präsidenten des Repräsentativkomitees gewählt. Dem Sultan galt noch die uneingeschränkte Loyalität, die nach Kurt notwendig gewesen war, da die Türken noch nicht in ihrem Nationalgefühl angesprochen werden konnten.⁵³ Das für die Niederlage im 1. Weltkrieg verantwortlich gemachte Komitee für Einheit und Fortschritt hatte sich inzwischen aufgelöst und das Triumvirat aus Cemal, Enver und Talaat Pascha war ins Ausland geflohen. Nach einem zeitweise eingesetzten Parlament gewannen Mustafa Kemal und seine Anhänger die Mehrheit in der Parlamentswahl. Jedoch besetzten schon kurz darauf britische Truppen das Parlament in Istanbul und führende Parlamentarier wurden gefangenegenommen, woraufhin sich das Parlament auflöste.⁵⁴ Das Repräsentativkomitee versammelte

52 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 82.

53 KURT, Cahit: Die Türkei auf dem Weg in die Moderne. Bildung, Politik und Wirtschaft vom Osmanischen Reich bis heute, Frankfurt am Main [u.a.] 1989, S. 190.

54 Vgl. STEINBACH, Geschichte der Türkei, S. 25.

sich in der nicht besetzten Stadt Ankara und konstituierte die Große Nationalversammlung am 23. April 1920 unter der Präsidentschaft Mustafa Kemals. Am 10. August 1920 nahm der Unabhängigkeitskrieg eine andere Dimension an. Während die Deutschen den Vertrag von Versailles unterschreiben mussten, mussten die Türken am Ende der Pariser Friedenskonferenzen dem Vertrag von Sévres zustimmen. Ostthrakien und Izmir wurden an die Griechen abgetreten, im Osten sollte Großarmenien entstehen, Gebiete mit kurdischer Mehrheit sollten Autonomie erlangen, Kilikien war französischem, der Südwesten Anadolien italienischem Interesse vorbehalten.⁵⁵ Die Meerengen und Istanbul blieben unter internationaler Vormundschaft. Somit blieb den Türken nur noch ein zentral gelegener Rumpfstaat ohne Zugang zum Mittelmeer. „Die Nationalversammlung in Ankara lehnte den Vertrag ab und klagte die Regierungsvertreter als Hochverräter an“⁵⁶. Für Mustafa Kemal war das Imperium längst zerfallen. Falih Rifki Atay berichtet, dass Mustafa Kemal eine pragmatische Denkrichtung einschlug. Warum sollten die Türken das ganze Reich verteidigen, wenn doch weniger als die Hälfte der Gesamtpopulation überhaupt Türken waren? Deshalb sollte sich in Anbetracht des zerfallenden Reiches nur auf das „Kernland“ konzentriert werden.⁵⁷ Es ist zu bemerken, dass zu der damaligen Zeit Kurden von den Türken kaum unterschieden wurden. Während der Gespräche von Lausanne um Mosul erwähnte Lord Curzon Türken und Kurden separat, woraufhin Ismet Pascha ihn auf die Encyclopedia Britannica aufmerksam machte, in der die Urheimat der Kurden der Heimat der Türken entspricht.⁵⁸ Damit wollte er somit auf die gleiche Herkunft aufmerksam machen. Die Frage, die sich stellt, ist jedoch, ob er die Gleichstellung wirklich befürwortete oder nur aufgrund politischer Zwecke diese Aussage machte. Nach und nach hatten andere Völker dem Osmanischen Reich den Rücken gekehrt, sodass die Türken das letzte Volk waren, das einen eigenen Nationalstaat auf dem ehemaligen Territorium des Osmanischen Reiches bildete. Der Widerstand gegen die Besetzer hatte Stunden nach der griechischen Besetzung Izmirs durch den Aufruf von Muftis anderer Städte begonnen. Im Osten entstand ebenfalls ein muslimischer Widerstand, diesmal gegen die Armenier. Der Unabhängigkeitskrieg hatte sich zu einem Überlebenskampf der Türken entwickelt.

Der Unabhängigkeitskrieg endete mit der Unterzeichnung des Vertrages von Lausanne am 24. Juli 1923, damit wurde der Vertrag von Sévres egalisiert. Die Alliierten hatten für die Konferenz in Lausanne sowohl einen Brief nach Istanbul als auch nach Ankara gesendet. „Die Frage der Vertretung in Lausanne war somit zugleich die Frage nach der legitimen Regierung der Türkei.“⁵⁹ Eine Beratung der Großen Nationalversammlung beschloss gegen enormen Widerstand die Abschaffung des Sultanats, weswegen der letzte Sultan Mehmet IV. heimlich auf einem britischen Schiff das Land Richtung San Remo verlassen musste.

Die Frage, ob Mustafa Kemal vom Sultan Mehmed VI. Vahideddin beauftragt wurde oder ob er auf eigene Initiative gehandelt hat, bleibt bis heute noch ungeklärt und führt zu Kontroversen. Während auf der einen Seite der Verrat des Sultans suggeriert wird, wird auf

55 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 81.

56 Vgl. STEINBACH, Geschichte der Türkei, S. 25.

57 ATAY, Falih Rifki: Atatürk Ne Idi?, Istanbul 2016, S. 30.

58 KARACAN, Ali Naci: Lozan, Istanbul 2009, S. 197.

59 Vgl. STEINBACH, Geschichte der Türkei, S. 27.

der anderen Seite Mustafa Kemal vorgeworfen, Sultan Mehmed VI. hintergangen zu haben. Einhergehend mit dem Vertrag von Lausanne endete auch offiziell das Osmanische Reich nach 624 Jahren. „Atatürk regierte von 1923, dem Gründungsjahr der Republik, bis zu seinem Tod 1938.“⁶⁰

4.1 Mustafa Kemals Staatsideologie

Mustafa Kemal wollte die neue Republik nach europäischem Muster formen, deshalb sollten ein profanes Verständnis und ein Nationalbewusstsein entstehen. Während das Osmanische Reich einem Flickenteppich glich und die Völker durch ihre Religionen definiert wurden, sollte nun die nationale Identität in den Vordergrund treten. Minderheiten, die im Osmanischen Reich nicht unbedingt den Muslimen gleichgestellt wurden, hatten nichtsdestotrotz gewisse Rechte und Schutz gegen Abgaben erhalten. Dies sollte sich in der Republik ändern. Mit dem Vertrag von Lausanne wurde ein Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei vorgesehen. Die Zwangsumsiedlung muslimischer Einwohner Griechenlands in die Türkei und christlich-orthodoxer Einwohner der Türkei nach Griechenland zeigt heute noch sein Nachwirken.⁶¹ Die Population, die sich bei der Gründung auf 13,6 Millionen belief, lebte zu 80% auf dem Land. Zudem waren fast 90% der Bevölkerung Analphabeten.⁶² Oppositionen wurden in den jungen Jahren der Republik nicht geduldet. Die von Mustafa Kemals Waffenbrüdern Kazim Karabekir, Rauf Orbay und Ali Fuad Cebesoy gegründete Republikanische Fortschrittspartei nahm eine liberalere Stellung ein und setzte sich gegen die Zurückdrängung der Religion ein. Doch Mustafa Kemal, der keine Opposition duldete, veranlasste ein Verbot aller Parteien. Dieses begründete er mit dem Scheich Said-Aufstand, der zum angeblichen Schutz des Kalifats und der Religion ausgebrochen war. Damals wie heute wird Scheich Said mit Said Nursi, dem Gründer der Nurculuk-Bewegung, verwechselt. Der kurdische Gelehrte hatte noch versucht Scheich Said von seinem Vorhaben abzubringen, weil das türkische Volk jahrelang den Islam angeführt hatte. Das Schwert gegen die Enkel der Verteidiger des Islam zu erheben sei nicht richtig, begründete damals Said Nursi vergebens.⁶³ Die Regierung nutzte den Aufstand als Legitimation für den Plan der östlichen Reformen (Şark Islahat Planı), die die kurdische Sprache aus dem öffentlichen Raum komplett verbannten. Selbst 1983 noch wurde das Gesetz Nummer 2932 entworfen. Artikel 2 und 3 schreiben vor, dass Meinungen nur durch die von der Regierung anerkannten offiziellen Sprache ausgedrückt, verbreitet und veröffentlicht werden dürfen. Außerdem wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Sprache der Bürger der Türkischen Republik ausschließlich Türkisch sei.⁶⁴

60 SCHWEIZER, Gerhard: Türkei verstehen. Von Atatürk bis Erdoğan, Stuttgart 2016, S. 43.

61 WOCHNIK, Benjamin: Atatürks islamische Erben. Wer regiert die Türkei?, Marburg 2010, S. 23.

62 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 87.

63 BALCI, Ramazan: Imam Bediüzzaman. Hayatı, Davası ve Eserleri, Izmir 2012, S. 214.

64 Amtsblatt der Republik Türkei: Türkçeden Başka Dillerle Yapılacak Yayınlar Hakkında Kanun [22.10.1983], URL: https://www.tbmm.gov.tr/tutanaklar/KANUNLAR_KARARLAR/kanuntbmmc066/kanundmc066/kanundmc06602932.pdf

Eine Reihe von Reformen prägte die 20er und 30er Jahre in der Türkei. 22 Jahre lang sollte die CHP als einzige Partei ihre autoritäre Politik umsetzen. 1924 wurde das Kalifat aufgehoben, Koranschulen und religiöse Gerichte wurden geschlossen. Ein Jahr darauf wurde die Kleiderreform umgesetzt. Diese schrieb die Abschaffung des Fez für Männer vor; stattdessen sollten Hüte nach europäischem Vorbild getragen werden. Im selben Jahr wurden Medresen und Grabstätten geschlossen, welche einen essentiellen Bereich der Alltagsreligion abdeckten. 1926 führte man das schweizer Zivilrecht ein und adaptierte das italienische Strafrecht. Standesamtliche Trauungen statt religiöser Eheschließungen wurden eingeführt. Zwei Jahre später wurde der Islam als Staatsreligion abgeschafft und arabische Schriftzeichen verboten. Der jüdisch-türkische Hochschullehrer Avram Galanti war einer der wenigen, der sich gegen die Schriftzeichenreform öffentlich wehrte, um die Brücke zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu erhalten.⁶⁵ Der Gebetsruf, der üblicherweise im islamischen Raum auf Arabisch erfolgt, musste ab 1932 auf Türkisch gerufen werden. Mit der Gleichstellung der Frau 1934 erhielt sie das aktive und passive Wahlrecht. All diese Reformen bezweckten die Distanzierung vom Osmanischen Reich ebenso wie den kulturellen Bruch.⁶⁶ Mit der Einführung der Familiennamen 1934 erhielt Mustafa Kemal den Nachnamen Atatürk (Vater der Türken).

Auch wenn die Säkularisierung und das Türkentum im Osmanischen Reich ihren Ursprung haben, so ist trotzdem nicht zu bezweifeln, dass eine türkische Nation erst mit den Reformen Mustafa Kemals geschaffen wurde. Dass der Islam in der Republik ein anderes Verständnis als in anderen muslimisch geprägten Ländern weckt, ist auf die Reformen zurückzuführen. Mustafa Kemals Fortschrittgläubigkeit ließ ihn den europäischen Fortschritt, der materiellen Ursprungs war, kopieren.⁶⁷ Vielleicht war dies ein notwendiger Schritt, um auf internationaler Ebene wieder einen Platz einnehmen zu können. Es stellt sich trotzdem die Frage, ob es der richtige Schritt gewesen ist, zumal damals „die westliche Zivilisation derart ins Geschrei gekommen ist, daß sogar ihre Urheber an ihr zu zweifeln beginnen.“⁶⁸ Den ruhigen Machtwechsel von Atatürk auf İnönü führt Bernd Rill auf die Völkerpsychologie der Türken zurück, die sowohl autoritäre Regierungsformen als auch militärische Subordination gewohnt waren. Atatürks Erben waren seit seinem Tod 1938 die Armee. Schon zu seiner Regierungszeit wurde seine unangefochtene Herrschaft durch das Militär gestützt. Nun sollten seine Ideale auf diese Weise weiterleben. Die Garanten der Ordnung funktionierten nicht nur nach außen, sondern sollten auch die innere Ordnung sichern. Richtlinie hierfür waren die sechs Prinzipien des Kemalismus. Dreimal intervenierte das Militär (1960/61; 1971-1973; 1980), um die Politik wieder auf den Pfad des Kemalismus zu führen.⁶⁹

65 Vgl. MERIC, Mağaradakiler, S. 266.

66 Vgl. SEUFERT/ KUBASECK, Die Türkei. Politik. Geschichte. Kultur, S. 89. Vgl. außerdem Balcı, Imam Bediüzzaman, S. 212f.

67 RILL, Bernd: Kemal Atatürk: mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg 2011, S. 131.

68 Vgl. RILL, Kemal Atatürk, S. 131.

69 Vgl. RILL, Kemal Atatürk, S. 134–138.

4.2 Die sechs Säulen des Kemalismus

Die kemalistische Staatsideologie beruht auf sechs Pfeilern (Nationalismus, Laizismus, Republikanismus, Revolutionismus, Populismus, Etatismus), die heute immer noch im Wappen der Republikanischen Volkspartei (Cumhuriyet Halk Partisi) symbolisiert sind.⁷⁰

Der Nationalismus im Sinne von Mustafa Kemal mit dem Leitspruch „Ne mutlu Türküm diyene“ – Wie erhaben ist es zu sagen: Ich bin ein Türke⁷¹ ist mit der Absicht entstanden, das Selbstwertgefühl der Türken zu stärken und die Solidarität zu wecken. Es sollte als eine Barriere gegen den Imperialismus und gegen die Ausbeutung dienen. Mustafa Kemal bekannte sich zum Pantürkismus, war aber gegen die Idee des Panturanismus. Cahit Kurt führt an, dass nach der Verfassung (Teşkilat-ı Esasiye Kanunu) jeder, der sich der Sprache und Kultur bekennt, die Ideale teilt und innerhalb der Türkei lebt, ungeachtet der Herkunft und Religion, ein Türke sei.⁷² Wochnik aber stellt fest, dass seit der Gründung der Türkischen Republik nicht-ethnische Türken und religiöse Minderheiten unterdrückt werden.⁷³ Diese Unterdrückung steht im Gegensatz zum Millet-System bis zur Tanzimat-Ära im Osmanischen Reich, wo Minderheitsrechte gewährt und geschützt wurden. Hieran ist eine deutliche Entwicklung zum Nationalstaat zu sehen.

Mit der Idee des Laizismus ist der größte politische und gesellschaftliche Umbruch geschehen. Die Aufhebung des Sultanats und damit auch des Kalifats hat in bestimmten Kreisen noch einen negativen Nachruf. Die Schließung von Medresen, Derwisch-Klöstern und Mausoleen deutete auf mehr als nur die Trennung von Staat und Religion hin.

„Das Sultanat muß zerstört werden. Die Struktur des Staates muß auf einer homogenen Grundlage beruhen. Religion und Staat müssen voneinander getrennt werden. Wir müssen uns der östlichen Zivilisation entziehen und der westlichen zuwenden. Wir müssen die Unterschiede zwischen Mann und Frau aufheben und so eine neue soziale Ordnung gründen. Wir müssen die Schrift, die uns hindert, an der westlichen Zivilisation teilzunehmen, abschaffen, wir müssen ein Alphabet, das auf der lateinischen Schrift beruht, finden, und wir müssen uns in jeder Beziehung, bis hin zu unserer Kleidung, auf den Westen hin ausrichten.“⁷⁴

Den Blick stets nach Westen richtend wurde den Bedürfnissen der Gesellschaft nicht nachgegangen, sondern wie in der Tanzimat-Ära wurden dem Volk Reformen von oben nach unten aufgedrängt. Mustafa Kemal war der Ansicht, dass der Islam nicht mit dem Fortschritt zu verbinden war und versuchte deshalb, den Islam unter staatliche Kontrolle zu stellen.

70 Vgl. WOCHNIK, Atatürks islamische Erben, S. 33.

71 Vgl. STEINBACH, Geschichte der Türkei, S. 102.

72 Vgl. KURT, Die Türkei auf dem Weg in die Moderne, S. 190f.

73 Vgl. WOCHNIK, Atatürks islamische Erben, S. 34.

74 Aksan, AKIL: Mustafa Kemal Atatürk. Aus Reden und Gesprächen, Heidelberg 1981, S.2.

Der Republikanismus wird durch folgendes Zitat deutlich gemacht: „Die Souveränität gehört ohne Einschränkung und Bedingung dem Volk.“⁷⁵ Somit stehen die veralteten Staatsformen der absoluten Monarchie und der konstitutionellen Monarchie des Osmanischen Reiches im Gegensatz zum Prinzip der Volkssouveränität.

Durch die Gründung der Republik bedurfte es neuer Reformen, die durch das Prinzip des Revolutionismus oder Reformismus ausgedrückt werden. Der Begriff Reformismus dürfte treffender sein, zumal eine Revolution einen Wandel von unten suggeriert. Die Reformen beabsichtigten eine Annäherung zu den westlichen Werten und damit auch die Abwendung vom Osmanischen Reich. Eine Rückkehr zum alten System sollte ausgeschlossen werden.

Die fünfte Säule des kemalistischen Denkens bildet der Populismus. Die Idee der Volksverbundenheit stellte sich gegen das Klassendenken und steht für die Gleichheit der Türken vor dem Gesetz.⁷⁶ Im Gegensatz zum türkischen Nationalismus werden beim Populismus Minderheiten zur Einheit gezählt. Durch den Populismus soll der Staat dem Volk dienen, zugleich wurde das Ein-Parteien-System legitimiert und rechtfertigte die Unterdrückung von linken Parteien und Gewerkschaften.

Die letzte Säule bildet der Etatismus, der aufgrund der zugrunde gegangenen Industrie dem Staat eine Kontrollfunktion einräumen sollte. Um einen Anschluss an den europäischen Markt zu finden, sollte die Binnenmarktentwicklung vorangetrieben und nationalstaatliche Industrien sollten generiert werden. Der private Sektor wurde vor allem in den 1920er Jahre vom staatlichen Sektor dominiert. Suna Kili drückt dies folgendermaßen aus:

„Bei allen Nationen, insbesondere traditionell bei der türkischen Nation, wird die Befriedigung der Bedürfnisse des Volkes durch den Staat erwartet. Das ist auch berechtigt so. Denn genau das ist der Grund, der die Entstehung des Staates, seine Existenz und sein Fortbestehen notwendig macht.“⁷⁷

Dieses Zitat betrifft nicht nur die Kontrollfunktion bezüglich wirtschaftlicher Angelegenheiten, sondern betont auch, dass eine starke Regierung, die die Bedürfnisse seines Volkes erfüllt, in allen Bereichen legitimiert werden soll.

4.3 Wirkungen der Kulturrevolution auf heute

Mustafa Kemal sah als einzigen Ausweg aus der Misere den Fortschritt der westlichen Welt. Dieser Ausweg bezog sich aber nicht nur auf den industriellen Fortschritt, sondern auch auf das Gedankengut. Während traditionelle Strukturen verworfen wurden und die Kemalisten sich als Befreier von der Islamisierung feierten, setzten sie woanders Fesseln

75 Vgl. KURT, Die Türkei auf dem Weg in die Moderne, S. 190.

76 BUHBE, Matthes: Türkei. Politik und Zeitgeschichte. Studien zu Politik und Gesellschaft des Vorderen Orients, Wiesbaden 1996, S. 47.

77 Vgl. KURT, Die Türkei auf dem Weg in die Moderne, S. 192.

an.⁷⁸ Wochnik führt vier Gründe an, die den Erfolg sich religiös präsentierender Parteien, wie der AKP, sichtbar machen können.⁷⁹

Wie im Jahrhundert davor wurden die Reformen von oben verordnet. Das Problem bei der Übernahme von politischen und rechtlichen Strukturen war, dass die Türkei zwar äußerlich einem europäischen Staat glich, aber die Bürger die Entwicklung bis zur bürgerlichen Gesellschaft nicht durchmachten. Als Vergleich gilt Frankreich, wo Bürger sich durch die Revolution 1789 ihre Partizipation am öffentlichen Leben sicherten. Der Prozess in der Türkei lief also entgegengesetzt der europäischen Laufrichtung. Somit verfehlte der exogen oktroyierte säkulare Kemalismus seine Wirkung, da er nicht der Gesellschaft entsprungen war.

Ein weiteres Problem stellte das defizitäre Bildungsniveau dar. Die Analphabetenquote stagnierte auf einem hohen Niveau. Vor allem die ländlichen Gegenden waren betroffen, da sich der Staat beim Bau von Bildungsinstitutionen auf größere Städte konzentrierte. Ohne eine adäquate Bildung konnte vom Volk das Verständnis der Modernisierung nicht verlangt werden. Die ländliche Bevölkerung hatte somit nur Zugang zu traditionellen Gesellschafts- und Normensystemen. Zudem war der Einfluss von Traditionalisten und Religiösen immer noch groß. Religiöse Vertreter, die durch die säkulare Bildung ihre Stellung gefährdet sahen, unterdrückten trotz des Aufrufs des Islams, sich Wissen anzueignen, die Neuerungen. Die schlechten Infrastrukturen versperrten vor allem im Osten die Bildungsoffensive. Das heutige Ost-West-Gefälle kann teilweise auf das schlechte Straßennetz zurückgeführt werden. Für die Wähler ist der Ausbau des Straßennetzes ein wichtiger Teil des Parteiprogramms, womit für die AKP argumentiert wird.

Das größte Problem der kemalistischen Ära stellte die Suppression des Islams dar. Obwohl der größte Bevölkerungsteil 1923 muslimisch war, versuchte die CHP Regierung den Islam aus dem Alltagsleben der Menschen zu entfernen. Das Laizismusverständnis in der Türkei nahm extreme Dimensionen ein. Nicht die schlichte Trennung von Staat und Religion, sondern die totale Kontrolle über die Religion sollte ausgeübt werden. Vor allem die Anfangsjahre waren geprägt von Angst vor islamischen Aufständen, die sich gegen die Säkularisierung richten könnten. Diese Angst führte zu einer strengeren und schonungslosen Kontrolle. Obwohl Mustafa Kemal einen Politiker, der die Religion zum Regieren braucht, als Schwachkopf bezeichnete, war er derjenige, der während der Befreiungskriege den Islam instrumentalisierte. Mustafa Kemals ambige Äußerungen zum Islam lassen vermuten, dass er zum Erreichen seiner Ziele den Islam ab und an lobte. Seiner Meinung nach war der Islam zum Werkzeug der Politik geworden und musste befreit werden. Er bezeichnete sich selbst als Moslem, soll aber ab 1924 den Islam nicht mehr praktiziert haben. Folgende Erklärung von Mustafa Kemal spiegelt seine geringschätzigere Einstellung zum Islam wider:

78 Vgl. WOCHNIK, Atatürks islamische Erben, S. 37.

79 Vgl. WOCHNIK, Atatürks islamische Erben, S. 37–44.

„Seit mehr als 500 Jahren haben die Regeln und Theorien eines alten Araber-Scheichs [damit meint er Mohammed⁸⁰] und die abstrusesten Auslegungen von Generationen von schmutzigen und unwissenden Pfaffen in der Türkei sämtliche Zivil- und Strafgesetze festgelegt. Sie haben die Form der Verfassung, der geringsten Handlungen und Gesten eines Bürgers festgesetzt, seine Nahrung, die Stunden für Wachen und Schlafen, den Schnitt der Kleider, den Lehrstoff in der Schule, Sitten und Gewohnheiten und selbst intimste Gedanken. Der Islam [...] ist ein verwe-sender Kadaver, der unser Leben vergiftet.“⁸¹

Mustafa Kemals Aussage, dass das Zivil- und Strafgesetz nur durch die Scharia festgelegt wurde, stimmt nicht. Im Osmanischen Reich gab es zwei Rechtssysteme, auf die man sich berufen hat. Die Scharia und das Recht, das sich aus den Sitten und Bräuchen ableitete. Zudem gab es nicht ein durchgängiges Gesetzbuch in der 600-jährigen Geschichte des Osmanischen Reiches, sondern ein sich wandelndes, sich der Zeit und dem Ort anpas-sendes Gesetz. So wurden zum Beispiel die Gesetze in den neu eroberten Gebieten nicht abrupt geändert, sondern im Laufe der Zeit angepasst.⁸² Zudem gab es verschiedene Gerichte je nach Religionszugehörigkeit. Mustafa Kemal sah zudem keinen Unterschied zwischen dem Orient und dem Okzident, sondern nur Unterschiede bezüglich der Fort-schrittlichkeit und dem Rückstand. Auf die Frage, ob die Abschaffung des Kalifats sinnvoll gewesen sei, antwortete Atatürk, dass die Religion vonnöten für den Erhalt jedes Staates sei, aber auch, dass die Religion nur zwischen Gott und dem Menschen stattfinde. Deshalb versuche er, Religionsangelegenheiten von den staatlichen Angelegenheiten zu trennen.⁸³

Trotz des Laizismus wurde 1924 ein Präsidium für religiöse Angelegenheiten (Diyanet) gegründet, um den Islam kontrollieren zu können. Hierdurch wurde der Islam besonders politisiert und instrumentalisiert, denn die Diyanet war dem Staat verpflichtet. Neben den kemalistischen Prinzipien wurde auch der sunnitische Islam beeinflusst und privilegiert. Vor allem die Aleviten litten unter den Kemalisten, da ihnen ein Rechtsstatus untersagt wurde und sie der Diskriminierung ausgesetzt waren. Aber auch die Sunniten fühlten sich ihrer Identität beraubt und eingeschlossen. Der Islam sollte die Moschee nicht verlassen. Spätere Parteien nutzten diesen Fehler der Kemalisten, um ihr eigenes Parteiprogramm zu erweitern.

Ein weiteres Defizit stellte der extreme türkische Nationalismus dar. Die Idee des Pantür-kismuses fand fruchtbaren Boden im zerfallenden Osmanischen Reich und diente als Stütze während des Aufbaus der Republik. Vor allem die Angst vor einer, im Vertrag von Sévres festgelegten, Teilung „ließ die Kemalisten politische, juristische und ideologische Vorkeh-rungen treffen.“⁸⁴ Nicht zuletzt entstanden dafür Pseudowissenschaften, wie die Sonnen-sprachtheorie,⁸⁵ die die Türkische Sprache als Ursprung aller Sprachen betrachtete oder die

80 In Islamischen Kreisen wird aus Respekt gegenüber dem Propheten nach der Aussprache seines Namens zusätzlich „Friede sei mit ihm“ ausgesprochen.

81 Vgl. SCHWEIZER, Türkei verstehen, S. 51f.

82 Vgl. İHSANOĞLU, Osmanlı Devlet Tarihi, S. 375ff.

83 GÜLER, Ali: Atatürk ve İslam, Istanbul 2016, S. 87f.

84 Vgl. WOCHNIK, Atatürks islamische Erben, S. 42.

85 Vgl. MERİÇ, Mağaradakiler, S. 266.

türkische Geschichtsthese, die einen historischen Anspruch auf Anatolien erhob, da die ersten Hochkulturen angeblich auch schon Türken gewesen seien sollten. Auch die Aufhebung des Einparteiensystems 1946 war noch kein Indiz für eine pluralistische Demokratie. Die Linie des Kemalismus war stets zu befolgen oder ein Konglomerat aus Militär, Justiz und Behörden würde eingreifen. Ein bis heute andauernder Führerkult und Nationalismus hat sich in der Türkei etabliert, die sich gegen jeden Zweifel mit drakonischen Mitteln zu helfen weiß.

5. Von damals bis heute

Die Türkei hatte sich während des Zweiten Weltkrieges neutral verhalten und Friedens- und Handelsverträge mit beiden Seiten geschlossen. Kurz vor Kriegsende jedoch erklärte die Türkei Deutschland und Japan den Krieg ohne sich aktiv zu beteiligen. Grund für den Eintritt in den Weltkrieg war die Absicht, in die Vereinten Nationen einzutreten.⁸⁶ Mit der Truman Doktrin wurden Gelder für militärische Zwecke in Höhe von 100 Millionen US-Dollar freigegeben, um die Eindämmungspolitik gegenüber der UdSSR verfolgen zu können. 1948 wurden im Rahmen des Marshall-Plans Entwicklungsgelder bereitgestellt. Die Türkei galt als wichtiger Partner im Nahen Osten und wurde deshalb 1952 in die NATO aufgenommen.⁸⁷ Die geopolitische Lage der Türkei ist von Bedeutung und die Furcht vor einem türkisch-russischen Bündnis groß, sodass man die Türkei in den eigenen Reihen bevorzugt. Die Vereinigten Staaten machten sich die pantürkische Bewegung zu Nutze, um ein antikommunistisches Verteidigungssystem aufzubauen. Die Nähe zu den Ölländern und zum Kaukasus erwies sich als nützlich in späteren Kriegen, weshalb die Türkei als Horchposten benutzt wurde.⁸⁸

Nachdem 1945 die Demokratische Partei zugelassen wurde, erhielt sie 1950 mit 53,59% 408 Sitze.⁸⁹ Adnan Menderes, der erste Ministerpräsident, der aus den freien Wahlen hervorgegangen war, hatte ein liberales Politikverständnis. Die erste amtliche Maßnahme war die Wiedermehrung des arabischen Gebetsrufs. Die Religionsfreiheit sollte her und höhere Schulen sollten Religionsmänner ausbilden. Zudem wurde versprochen, Mängel des alten Regimes zu korrigieren.

„Dazu gehörten Erleichterungen für ausländische Investitionen sowie eine Verminderung der Monopole. Besonderes Augenmerk verdienen die Landwirtschaft, in der 80% der Bevölkerung beschäftigt seien, für die der Staat aber nur 3% seines Budgets bereitstellte.“⁹⁰

86 FODOR, Denis J.: The Neutrals (World War II), Alexandria 1982, S. 169–172.

87 KREISER, Klaus: Geschichte der Türkei. Von Atatürk bis zur Gegenwart, München 2012, S. 77.

88 GANSER, Daniele: NATO. Geheimarmeen in Europa. Inszenierter Terror und verdeckte Kriegsführung, Zürich 2008, S. 348f.

89 Vgl. KREISER, Geschichte der Türkei, S. 83.

90 Vgl. KREISER, Geschichte der Türkei, S. 84.

In der Türkei entwickelte sich der politische Islam mit der Einführung der Mehrparteiensysteme 1945.⁹¹ Wenn der Islam instrumentalisiert, von den täglichen Praktiken des Glaubens losgelöst und zur Machtergreifung benutzt wird, spricht man vom politischen Islam.⁹² Nach Seufert sind „all die Handlungen und Haltungen, die darauf gerichtet sind, die Religion als gestaltende Kraft in der politischen Sphäre, in der Ökonomie und im Recht zur Geltung zu bringen“⁹³ islamistisch.

Nach den Jahren der Unterdrückung des Islams wurden unter Menderes zwischen 1950 und 1960 mehr Moscheen als Schulen errichtet, auch aufgrund der Schließung von Moscheen unter dem Einparteiensystem. Der Islam, der vom Volk nicht vergessen worden war, sollte die Möglichkeit haben seinen Weg zurück in den Alltag zu finden. Zusätzlich zu den Zielen der Parteien wurden nun Wahlversprechen mit islamistischen Tendenzen eingeführt, die davor unter dem Diktat des Einparteiensystems unterdrückt worden waren.

In der Außenpolitik bekannte man sich zu den westlichen Partnern, allen voran den USA. So eilte die Türkei verfassungswidrig, ohne die Einwilligung des Parlaments eingeholt zu haben, hinter den USA als zweiter Staat in den Koreakrieg. 1954 wurde die Menderes-Partei erneut gewählt, die sich aber aufgrund von hohen Auslandsschulden Geld vom IWF (Internationaler Währungsfonds) leihen musste. Unzureichende Investitionsplanungen und hohe Inflationszahlen führten auch die späteren Ministerpräsidenten an die Tür des IWF. Nachdem am 6. September 1955 in den Zeitungen von einem Anschlag auf das Geburtshaus Mustafa Kemals durch Griechen berichtet wurde, folgte ein Pogrom gegen Nichtmuslime. Die Zerstörungswelle forderte viele Opfer. Während das Regime für seine passive Haltung kritisiert wurde, wuchs die Spannung durch ausgeübte Zensuren und wirtschaftliche Defizite. 1957 wurde die DP erneut gewählt. Sie hatte an Stimmen einbüßen müssen und auch die Wahl wies dubiose Züge auf. Die Armee fürchtete, dass die DP von der laizistischen Staatsdoktrin abweichen würde. Vor allem der Druck auf die CHP und der ihr nahestehenden Presse löste wegen Volksverhetzung eine Reihe von Vorfällen in der Türkei aus. Letztendlich putschte die Armee am 27. Mai 1960 und Menderes wurde mit zwei weiteren Ministern „wegen des Versuchs, die Verfassung der Türkischen Republik gewaltsam zu verändern und durch eine andere zu ersetzen und sie aufzuheben“⁹⁴ hingerichtet. Inzwischen hatte das Militär erkannt, dass die religiösen Reformen durch Menderes vom Volk willkommen geheißen wurden, sodass Einschränkungen im religiösen Sinne nur zu Unruhen führen würden.⁹⁵

91 WERLE, Rainer/ KREILE, Renate: Renaissance des Islam. Das Beispiel Türkei, Hamburg 1987, S. 48f.

92 HOFFMANN, Judith: Aufstieg und Wandel des politischen Islam in der Türkei, Berlin 2003, S. 15.

93 SEUFERT, Günther: Politischer Islam in der Türkei. Islamismus als symbolische Repräsentation einer sich modernisierenden muslimischen Gesellschaft, Stuttgart 1997, S. 28.

94 Vgl. KREISER, Geschichte der Türkei, S. 91.

95 Vgl. SCHWEIZER, Türkei verstehen, S. 236.

Als anschließend die Obristen-Junta eine neue Verfassung durchgesetzt hatte, wurde in der Geschichte der Türkei zum ersten Mal eine Koalitionsregierung gebildet. Die Verfassung sah einen Entwicklungsplan vor, die einen Übergang von einer gemischten Wirtschaft in eine „merkantilistische Periode“ zwischen 1963 und 1980 vorsah.⁹⁶ Ein Assoziationsabkommen mit der EWG (Europäische Wirtschaftsgemeinschaft) zielte auf die Errichtung einer Zollunion ab. Zudem wurde eine Mitgliedschaft in Erwägung gezogen. Einige europäische Partner hatten sich aber gegen die Mitgliedschaft ausgesprochen, und zwar in einer Zeit, in der die europäische Identität nicht mit der Abgrenzung zur islamischen Welt, sondern zum kommunistischen Machtbereich definiert wurde.⁹⁷ Nach der Machtübernahme durch die AKP wurde das Problem des Beitritts vom politischen in den religiösen Bereich verlagert. Einige Islamisten sprechen sich gegen den Klub der „Christen“ aus, weil er der Türkei „ihre Politik diktieren möchte.“⁹⁸ Obwohl in der Gründungscharta auf die Erwähnung des Christentums verzichtet wird und sich die Europäische Union als säkularer Klub definiert, besteht die Türkei darauf, dass Europa aufhören müsse, eine christliche Institution Klub zu sein, um sich für die Türkei zu öffnen.⁹⁹

Nachdem der Vorsitzende der AP Ragıp Gümüşpala 1964 unerwartet verstarb, musste schnell eine Alternative her. Süleyman Demirel wurde als geeigneter Kandidat ausgewählt und schon 1965 gewann er die Parlamentswahlen. Zwar wurde er abwertend von der CHP-nahen Presse als Schafshirt bezeichnet, jedoch wusste er dies zu seinem Vorteil zu nutzen und demonstrierte seine Nähe zum Volk.

Die 1970er Jahre waren ebenfalls von wirtschaftlichen Depressionen geprägt. Neben Devisenmängeln und Inflation verschärfte sich die Links-Rechts-Polarisierung.¹⁰⁰ Wieder war es das Militär, das die Regierung der Abweichung von Atatürks Zielen beschuldigte und deshalb eine Denkschrift veröffentlichte. Zwei Jahre lang teilte sich das Militär die Landesführung mit dem Parlament und veranlasste Verfassungsänderungen, die in der Einschränkung der Grundrechte endeten. Die CHP rückte in den folgenden Jahren unter dem mehrfachen Ministerpräsidenten Bülent Ecevit nach links von der Mitte. Heute wird der Name Bülent Ecevit vor allem mit der Zypern-Friedensoperation verbunden. Die Zypern-Frage prägte seit Jahrzehnten die türkische Politik. Nachdem die vorläufige Regierung Makarios durch einen Athener Staatsstreich gestürzt und die Annexion Zyperns durch Griechenland besprochen worden war, landeten türkische Truppen, unter der Missgunst der Amerikaner, auf Zypern. Das türkische Militär eroberte 40% der nördlichen

96 Vgl. KREISER, Geschichte der Türkei, S. 92.

97 Vgl. KREISER, Geschichte der Türkei, S. 93.

98 DE MATTEI, Roberto: Die Türkei in Europa. Gewinn oder Katastrophe?, 2010, S. 73.

99 Vgl. DE MATTEI, Die Türkei in Europa, S. 74.

100 Vgl. KREISER, Geschichte der Türkei, S. 95.

Attila-Linie und „berief sich dabei auf das Interventionsrecht nach dem Londoner Zypern-Abkommen von 1959.“¹⁰¹ Die Ecevit-Erbakan Koalition zerbrach jedoch bald darauf, da Necmettin Erbakan für die Einnahme ganz Zyperns plädierte. In den späten Siebzigern fand ein Machtkampf zwischen Ecevit und Demirel statt, die beide Bündnisse mit Erbakan schlossen. In dieser Zeit trat auch Alparslan Türkeş zweimal im Kabinett Demirels auf. Türkeş, einer der wichtigsten Akteure im Putsch 1960, gründete 1969 die MHP (Nationale Aktionspartei). Die Grauen Wölfe haben eine Vision von einem großtürkischen Reich von der Adria bis nach China und waren an etlichen Auseinandersetzungen in den siebziger Jahren verantwortlich. Politische Instabilität, wirtschaftliche Schwächen, eine hohe Arbeitslosenquote, Auseinandersetzungen zwischen linken und rechten Extremisten und aufeinanderfolgende politisch motivierte Anschläge waren Grund für den nächsten Putsch. Von 1976 bis 1980 wurden 5713 Tote und 18480 Verletzte verzeichnet.¹⁰² „Allerdings beschränkte sich der Terror nicht nur auf politische Ideologien – auch die konfessionellen Gruppen der Aleviten sowie kurdische Nationalisten wurden für lagerpolitische Kämpfe instrumentalisiert.“¹⁰³ Grob getrennt kann von einer Gruppe gesprochen werden, die die Lösung der Probleme in den alten Zeiten sah, und von der anderen Gruppe, die alte Strukturen ändern wollte.¹⁰⁴ Vor allem die Sunniten sehnten sich nach den alten Zeiten, in der der sunnitische Islam die Herrschaftsideologie war, während die Aleviten genau diesen Faktor fürchteten. Die nationalistische Partei MSP, die Nachfolgepartei von Erbakans MNP nach deren Verbot in Folge des Militärputsches 1971, und die MHP profitierten in den Wahlen 1977 von der Polarisierung und konnten ihren Einfluss im Parlament erweitern. Dabei reichte ein Bekenntnis zum Laizismus schon aus, „um den betreffenden als >links< bzw. >kommunistisch< einzustufen.“¹⁰⁵ Mit dem neuen Programm der Nationalen Sicht (Milli Görüş, MG) setzte die MSP unter Erbakan neue Akzente. Der Islam sollte nunmehr in den Fokus rücken, die Gesetze angepasst und die Normen nach dem Islam ausgerichtet werden. Die Vertreter der MG sprachen sich gegen die Verwestlichung nicht nur im politischen, sondern auch im gesellschaftlichen Bereich aus und standen somit dem Kemalismus entgegen.

Kenan Evren stürzte die Regierung am 12. September 1980 und errichtete eine autoritäre Verfassung, die bis 2012 galt. Evren stützte sein Vorgehen mit der Begründung, den Atatürkismus und die Einheit des Landes bewahren zu wollen. Bis heute umstritten bleibt, ob die Protestbewegung Erbakans gegen die Annexion Ostjerusalems durch Israel ausschlaggebend für das Eingreifen der Streitkräfte war. Nach dem Putsch von 1980 wurde auch Erbakans zweite Partei verboten und ein Politikverbot gegen Erbakan verhängt.

101 Vgl. KREISER, *Geschichte der Türkei*, S. 97.

102 Vgl. KREISER, *Geschichte der Türkei*, S. 99.

103 KARAKAŞ, Cemal: *Türkei: Islam und Laizismus zwischen Staats-, Politik- und Gesellschaftsinteressen*, Frankfurt am Main 2007, S. 16.

104 Vgl. WERLE/ KREILE, *Renaissance des Islam*, S. 65.

105 Vgl. WERLE/ KREILE, *Renaissance des Islam*, S. 68.

Kenen Evren wurde zum 7. Staatspräsidenten gewählt und machte sich daran, den Islam für seine Zwecke zu instrumentalisieren. Die türkisch-islamische Synthese, die erstmalig in den 60er-Jahren aufgestellt wurde, diente dazu, den Islam zu nationalisieren, um so ein Bindemittel für die verschiedenen Bevölkerungsgruppen darzustellen. Um der Polarisierung im Land entgegenzuwirken und die sozialen Beziehungen zu stärken, wurde auf die vorislamische Kultur verwiesen, die mit dem Islam verknüpft werden sollte.¹⁰⁶ Selbst die Religionsbehörde Diyanet sollte zur nationalen Solidarität beitragen: „seither ‚unterfüttert‘ das Diyanet seine Predigten, Rezitationen oder Korankurse mit Ansichten über türkischen Nationalstolz, den Respekt vor staatlicher Autorität und die Einhaltung von Recht und Ordnung.“¹⁰⁷ Alltag war aber auch die Verhaftung von tausenden Menschen, die Verurteilung zum Tode von Mitgliedern der rechten und linken Organisationen und die Entlassung von zehntausenden Menschen aus dem Staatsdienst.¹⁰⁸ Das radikale Vorgehen der Junta löste eine Welle der Auswanderung aus, bei der einen großen Teil die Akademiker bildeten. Damit Parteien den kemalistischen Prinzipien nicht auswichen, wurden sie unter militärische Aufsicht gestellt. Zudem wurde ein neues Wahlgesetz erlassen, welches die 10%-Marke voraussetzte, um ins Parlament einziehen zu können. Die Verfügung über das Verteidigungsbudget, Beschlüsse über Waffenlieferungen und Wehrdienstdauer ohne parlamentarische Kontrolle veranschaulichten die Macht des Militärs in der Türkei. Entgegen der Erwartungen des Militärs erzielte die Vaterlandspartei (ANAP) 1983 eine beachtliche Mehrheit bei den Wahlen und bildete somit die Regierung. Parteichef Turgut Özal war studierter Ingenieur und „Begründer der liberalen Phase der türkischen Volkswirtschaft.“¹⁰⁹ Zuvor war er von der Militärregierung als Wirtschaftsminister eingesetzt worden und trug entscheidend dazu bei, die Inflationsrate innerhalb von drei Jahren um 70% zu senken. Özal setzte auf die Industrialisierung und den Tourismussektor; aber auch die Einführung von verpflichtendem Religionsunterricht an staatlichen Schulen, um den Einfluss radikaler Fundamentalisten einzudämmen, war sein Verdienst.¹¹⁰ Der Religionsunterricht richtete sich nach der sunnitischen Glaubensgemeinschaft und schloss somit ungefähr 20% der Gesellschaft aus, die nichtsdestotrotz am Unterricht teilnehmen mussten.¹¹¹ Die Zulassung der Kopfbedeckung im öffentlichen Raum wurde im Wahlkampf 1987 debattiert, aber vom Verfassungsgericht abgewiesen. Während sich im Westen des Landes das Alltagsleben stabilisierte, verlief es im überwiegend kurdischen Osten weniger friedlich. Die Terrororganisation PKK verübte bewaffnete Anschläge, die zum Ausruf des Ausnahmezustands am 19. Juli 1987 im Osten führte. Vier Jahre später zog die erste kurdische Partei ins Parlament, wurde jedoch kurz darauf verboten, weil die Abgeordneten sich weigerten, den Eid auf Türkisch abzulegen. Die Bemühungen um eine Mitgliedschaft in der Europäischen Gemeinschaft waren vergebens, erst der spätere Ministerpräsident Mesut Yılmaz konnte 1996 ein Zollabkommen ermöglichen. Nach Heinz Kramer war dies das höchstmögliche

106 Vgl. HOFFMANN, Aufstieg und Wandel des politischen Islam in der Türkei, S. 25.

107 Vgl. KARAKAŞ, Türkei: Islam und Laizismus zwischen Staats-, Politik- und Gesellschaftsinteressen, S. 19.

108 Vgl. BUHBE, Türkei. Politik und Zeitgeschichte, S. 109f.

109 Vgl. KREISER, Geschichte der Türkei, S. 103.

110 Vgl. SCHWEIZER, Türkei verstehen, S. 246f.

111 Vgl. SCHWEIZER, Türkei verstehen, S. 248.

Niveau, das erreicht werden konnte, ohne die Mitgliedschaft der Türkei zu akzeptieren.¹¹² Demirel, der für eine kurze Zeit aus dem politischen Leben ausgeschlossen war, konnte 1991 mit İsmet İnönü Sohn Erdal İnönü eine Koalitionsregierung gründen. Im fortbestehenden Bündnis wurde Tansu Çiller als DYP-Vorsitzende zur Ministerpräsidentin, ehe Erbakan 1996 die 54. Regierung der Republik bildete. Erbakan, der für eine Israel-kritische Haltung bekannt war, setzte sich für die Gleichstellung der Lyzeen für Prediger (Imam Hatip Lisesi, IHL) mit den Regelschulen ein, weil den Absolventen der IHL sowohl der Zugang zu höheren Staatsdiensten als auch zu Militärakademien verweigert wurden. Drei Tage nachdem ein Botschafter aus dem Iran nach der Einladung eines Bürgermeisters der Wohlfahrtspartei in der Türkei zur Scharia aufgerufen hatte, intervenierte das Militär am 28. Februar 1997 erneut, mit der Begründung, die Polarisierung zwischen den Laizisten und Islamisten habe die Demokratie aus der Balance gebracht.¹¹³ Wieder einmal wurden Parteien, die eine islamische Tendenz aufzeigten, verboten.

Das wiederholte Eingreifen des Militärs in die Politik und das Diktieren der Verfassung warf die Frage auf, ob die Demokratie zugunsten der Kemalisten kontrolliert wurde. Selbst der Justizapparat in der Türkei war keine unabhängige Instanz, blieb lange Zeit homogen und sah seine Berufung in der Verteidigung kemalistischer Werte. Der Staat stand in der Vergangenheit über dem Bürger. Aufgrund der EU-Richtlinien finden seit 2001 aber Änderungen im Zivil- und Strafrecht statt.¹¹⁴

Als 2001 der Staatspräsident Necdet Sezer dem Ministerpräsidenten Bülent Ecevit wortwörtlich die Verfassung an den Kopf schleuderte, war er sich der Folgen bestimmt nicht bewusst. Die größte Rezession seit der Gründung der Republik nahm ihren Lauf.¹¹⁵ Die türkische Industrie- und Handelskammer veröffentlichte das Ergebnis einer Studie, die die Verschwendung von 195 Milliarden Dollar durch die Politiker in den neunziger Jahren bekannt machte, was dem damaligen Bruttoinlandsprodukt entsprach. Während die Türkei zwischen 1999 und 2002 von der Koalition der Demokratischen Linkspartei, der Partei der Nationalistischen Bewegung und der Mutterlandspartei regiert wurde, schien die Koalition ihre Funktion nicht mehr zu erfüllen und war ideenlos. Die Staatskassen wurden für die Zwecke der Parteivorsitzenden geplündert, Staatsbanken verteilten großzügig Kredite, die nie zurückgezahlt werden konnten und Agrarsubventionen flossen in Gebiete, in denen man Stimmenpotential sah. Weitere katastrophale politische Entscheidungen, Korruption auf höchstem Niveau und Nepotismus sollten zu Lasten der Armen gehen.

112 Vgl. KREISER, *Geschichte der Türkei*, S. 105.

113 Vgl. SCHWEIZER, *Türkei verstehen*, S. 293f.

114 Vgl. WOCHNIK, *Atatürks islamische Erben*, S. 51.

115 HERMANN, Rainer: *Wohin geht die türkische Gesellschaft? Kulturkampf in der Türkei*, München 2008, S. 117.

6. Weiße und Schwarze Türken

Die Spaltung in der Türkei findet nicht nur zwischen den verschiedenen Nationalitäten, sondern auch innerhalb türkischer Bevölkerung selbst statt. Die Soziologin Nilüfer Göle prägte die Begriffe „weiße und schwarze Türken.“¹¹⁶ Damit sind keineswegs die Hautfarben der Türken gemeint, vielmehr spielen die Weltansichten und kulturelle Gewohnheiten eine Rolle. Während die Weißen Türken die säkulare urbane Oberschicht, meist Kemalisten bezeichnet, sind Schwarze Türken in den Augen der Weißen Türken auf dem Land lebende, ungebildete, arme aber fromme Muslime. Die Republikanische Volkspartei (CHP) wird als die Partei der Weißen Türken betrachtet. Obwohl die selbst ernannten Eliten der Weißen Türken sich kulturell den Europäern nahe fühlen, sind sie in ihrem politischen Verständnis keineswegs der westlichen Welt gleich. Eine Intoleranz gegenüber den Religionen und verachtendes Verständnis gegenüber kulturell anderslebenden waren lange Jahre Realität in der Türkei. Dahingegen sind die Schwarzen Türken diejenigen, die für Reformen und eine funktionierende Demokratie stehen/standen. Der Staatspräsident Necdet Sezer, der der CHP nahestand, obwohl er aufgrund seines Amtes keiner Partei nahestehen durfte, war kurz davor, ein Gesetz zu unterzeichnen, das alle religiösen Zeichen, einschließlich des Kopftuches, aus dem öffentlichen Leben verbannen sollte. Auch war es Sezer, der den Gattinnen der AKP-Politiker aufgrund ihrer Kopftücher den Staatsempfang verweigerte.¹¹⁷ Die CHP vertrat ebenfalls die Meinung, dass Kopftücher den Zeitgeist nicht mehr repräsentierten. Der stellvertretende CHP-Vorsitzende Onur Öymen forderte am 10. Oktober 2005 Erdoğan auf, „einen Ball zu organisieren, einen Smoking zu tragen und mit jeder Frau zu tanzen, die zum Ball erscheint.“¹¹⁸ Somit sollte die Tradition Mustafa Kemals fortgeführt werden. Jedoch machte sich die Presse noch Tage nach dem „Tanzkriterium“ lustig über Öymens Aussagen. Jahrelange Korruption in der Bürokratie und Armutsverhältnisse schrien nach Veränderungen und die „weiße Elite“ hatte die Glaubwürdigkeit bei den Schwarzen Türken schon längst eingebüßt. Der Wohlstand war ungleichmäßig verteilt, jedoch stellten die Schwarzen Türken demografisch die Mehrheit dar.

6.1 Psychologie der Massen

Gustave Le Bon bezeichnet die Wählermassen als leichtgläubig, auch weil ein Einzelner in der Masse seine Persönlichkeit und seinen Intellekt verliert.¹¹⁹ Nach Le Bon sind die Gefühle der Massen einfach. Die Massen weisen Merkmale der schnellen Verallgemeinerung auf und ein Einzelner ist gerne dazu bereit, seine Wünsche den Gesamtwünschen zu opfern, auch weil er in der Masse das Gefühl der Macht erfährt. Die mangelnde Urteilsfähigkeit der Massen wird durch den Faktor des Führers/Politikers beeinflusst. Im Grunde

116 Vgl. HERMANN, Wohin geht die türkische Gesellschaft? S. 144.

117 Vgl. HERMANN, Wohin geht die türkische Gesellschaft?, S. 145.

118 Vgl. HERMANN, Wohin geht die türkische Gesellschaft?, S. 146.

119 LE BON, Gustave: Psychologie der Massen, Hamburg 2014, S. 107.

sieht Le Bon den Nimbus des Führers als wichtigstes Merkmal, um Massen von sich zu überzeugen. Den Nimbus definiert er als einen „magnetischen Zauber“ einer Person, der auf seine Umgebung einen besonderen Einfluss hat und dem Menschen „wie die wilde Bestie dem Bändiger gehorcht“¹²⁰ gehorchen lässt. Jedoch kann der Nimbus bei einem Misserfolg auch verschwinden. Zudem benutzen diese Persönlichkeiten drei Verfahren, um den Menschen Ideen und Glaubenssätze einzuflößen und die Wählermassen zu überzeugen. Zuerst stellen sie eine Behauptung auf, die frei von Belegen ist. Die bestimmte Art, in der die Behauptung aufgestellt wird, macht die Behauptung ehrfürchtig. Um den Einfluss der Behauptung und deren Glaubwürdigkeit zu stärken, ist der nächste Schritt die Wiederholung, die solange stattfindet, bis sie als eine Wahrheit angenommen wird. Wenn diese Voraussetzungen erfüllt sind, entwickelt sich eine geistige Strömung (*courant d'opinion*), wobei der letzte Aspekt der Ansteckung hinzukommt.¹²¹ Nach Le Bon findet jene Ansteckung schnell und effektiv statt.

Der Führer/Politiker greift darüber hinaus auch zu anderen Mitteln. Dazu gehören sowohl fanatische Versprechen und Schmeicheleien als auch die Verleumdung des Gegners mit falschen Behauptungen und deren Wiederholungen.¹²² Den Wähler kümmert es nicht, ob der Gewählte seine Versprechen einhält. Dazu kommen noch klassische Ausdrücke, wie „der verderbliche Kapitalismus, die gemeinen Ausbeuter, der bewundernswerte Arbeiter“, die zum Erfolg des Bewerbers führen. Können sich die Wähler unter solchen Bedingungen überhaupt eine Meinung bilden? Nach Le Bon ist der Grad der Freiheit täuschend und die Massen sind unfähig, Meinungen, außer der ihnen eingeflößten Meinung, zu haben. Ferner verlieren in der Masse selbst die Ungebildeten ihre Nichtigkeit.¹²³

Einen weiteren psychologischen Aspekt bildet die Gehorsamkeit der Türken. Damit meint Göka nicht den Respekt gegenüber älteren Menschen oder der Familie, sondern die Unterwürfigkeit gegenüber dem Staatsoberhaupt. Schon im Osmanischen Reich und auch davor, während des Reiches der Kök-Türken, war eine starke Verbundenheit, die sich auch im Islam wiederfindet, gegenwärtig. Jedoch schreibt der Islam kein blindes Vertrauen vor, sondern besteht auf das Nachforschen und auf die Kritik. In der heutigen Zeit werden in der Türkei selbst parteiintern Oppositionen als Verräter abgestempelt.¹²⁴ Die Devise „Itaat et kurtul“ (gehörche und werde befreit) ist allgegenwärtig.¹²⁵ Gefährlich ist auch nach dem Psychologen Nevzat Tarhan, wenn sich ein fanatischer Nationalismus bildet. Die unreflektierte und intolerante Ansicht der Nationalisten schließt nicht nur die Empathie aus, sondern fügt dem Vaterland Schaden zu, weil die Nationalisten sich von menschlichen Werten distanzieren.¹²⁶ Verstärkend wirkt sich der Angstzustand auf den Bruch eines Volkes aus. Der Angstfaktor muss nicht logisch begründet, sondern kann auch frei erfunden sein. Wenn er sich in der Gesellschaft einmal etabliert hat, entstehen sowohl Feindbilder im

120 Vgl. LE BON, *Psychologie der Massen*, S. 203.

121 Vgl. LE BON, *Psychologie der Massen*, S. 196f.

122 Vgl. LE BON, *Psychologie der Massen*, S. 241.

123 Vgl. LE BON, *Psychologie der Massen*, S. 132.

124 GÖKA, Erol: *Türklerin Psikolojisi. Tarihin Ruhumuzda Biraktığı İzler*, Istanbul 2008, S. 158.

125 Vgl. GÖKA, *Türklerin Psikolojisi*, S. 153.

126 TARHAN, Nevzat: *Toplum Psikolojisi. Sosyal Şizofreniden Toplumsal Empatiye*, Istanbul 2009, S. 109f.

Ausland als auch innerhalb der Bevölkerung. Die stetige Unruhe innerhalb dieser Bevölkerung kann bis zur Schizophrenie führen und einem apollinischem Miteinander im Weg stehen.¹²⁷

Die demokratischen Werte sollten selbstverständlich geschützt werden und selbst Le Bon setzt nach seiner Kritik an den Massen auf die Demokratie. Jedoch soll dies nicht heißen, dass die Demokratie, vor allem in einer Zeit, in der die Populisten immer mehr an Macht gewinnen, nicht einer Evaluation und Überarbeitung bedarf.

6.2 Wahlerfolg der AKP

„Das sichere Selbstverständnis der modernen Elite, die Kontrolle und Macht über das fromme Volk zu haben, wurde erstmal mit der Parlamentswahl 2002 erschüttert. ‚Anatolien‘ beehrte politisch auf und schlug ‚Istanbul‘. Seither steht die kemalistische Elite, das Militär, die CHP und die Justiz der islamischen AK Partei gegenüber, welche sich als Advokat der Unterdrückung und Benachteiligung versteht.“¹²⁸

Seit dem Wahlsieg der AKP 2002 bildet erstmals eine islamisch ausgerichtete Partei die Regierung mit absoluter Mehrheit. Mit dem Wahlsieg traten auch die Frage nach der Rolle des Islams und auch nach der Identität des Landes auf.¹²⁹

Profitierend von den Reformmaßnahmen der vorangegangenen Regierung wurden eindrucksvolle Wachstumsergebnisse vorgezeigt. Im Zeitraum 2002 bis 2013 wuchs das Bruttoinlandsprodukt der Türkei um 153%. Um einen Vergleichswert heranzuziehen, kann Deutschland betrachtet werden, wo innerhalb derselben Zeitspanne eine Erhöhung des BIPs um 28% stattgefunden hat. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung und Annäherungen an den kurdischen Osten konnte die AKP bei den vorgezogenen Wahlen 2007 ihr Wahlergebnis von 2002 übertreffen. Die erste Phase der AKP wird auch als die Reformphase tituliert. Die Annäherungen an Europa, die Stärkung der Frauenrechte und generell die Aufrechterhaltung der Säkularisierung ließ schon damals einige Oppositionspolitiker vermuten, dass nach der Konsolidierung der Macht die Agenda der AKP schnell umschwenken würde.¹³⁰ Angesichts des zunehmenden Machtwachses konnte entgegen des Widerstands des Militärs sogar der Parteifreund Erdoğan, Abdullah Gül, zum Präsidenten gewählt werden. Auch nicht-religiöse Bevölkerungsgruppen glaubten an den Reformemifer der neuen Regierung und wollten eine Modernisierung der alten Strukturen des Staatskernalismus. Beim Verfassungsgericht, das noch unter kemalistischem Einfluss stand, wurde 2008 vom Generalstaatsanwalt eine Klage gegen die AKP eingereicht, weil sie gegen die laizistischen Werte verstieße. Mit einer knappen Mehrheit entschied das Verfassungsgericht zugunsten der AKP. 2011 wurde die AKP mit erstaunlichen 49,8% wiedergewählt, nicht

127 Vgl. TARHAN, Toplum Psikolojisi, S. 40.

128 Vgl. WOCHNIK, Atatürks islamische Erben, S. 46.

129 GOTTSCHLICH, Jürgen: Türkei. Erdoğan's Griff nach der Alleinherrschaft, Berlin 2017, S. 41.

130 Vgl. GOTTSCHLICH, Erdoğan's Griff nach der Alleinherrschaft, S. 43.

zuletzt deshalb, weil die Türkei den Börsencrash von 2008 ohne größere Auswirkungen überstanden hatte. Nach der Machtfestigung machte man sich daran, die Verfassung zu ändern. 30 Jahre nach dem Putsch von 1980 wurde durch eine Volksbefragung die Verfassung von 1982 geändert. Der Machtbereich des türkischen Militärs im politischen Sinne wurde eingedämmt, die Bürokratie und die Justiz wurden weitgehend gezähmt. Am Zenit seiner Macht schienen die Worte Erdoğan's wahr zu werden, nämlich die Demokratie als Straßenbahn zu nutzen, um am Ziel auszusteigen.¹³¹ Nach und nach nahm Erdoğan autoritäre Züge an. Der Ausstieg aus der Demokratie war vorprogrammiert und erinnert an das Star Wars-Zitat: „So geht die Freiheit zugrunde. Mit donnerndem Applaus.“¹³² Des Weiteren erfüllt die AKP die Voraussetzungen für eine populistische Partei, die der Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller beschreibt. Die Gefahr des Populismus entspringe aus der demokratischen Welt selbst. Populisten sprechen zwar demokratische Werte an, aber die Ergebnisse sind meist antidemokratisch. Sie geben dem Volk keine Orientierung und führen nicht, sondern sagen dem Volk, was es hören will. Damit ist das Volk aber auch anfällig für Parolen. Nach Müller sind Populisten antielitär und antipluralistisch. Erdoğan spricht gerne davon, dass er und seine Anhänger das Volk sind und stellt die Opposition als eine unmoralische korrupte Elite dar.¹³³ „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ lautet oft die Devise. Zudem haben sich populistische Parteien zu „catch-all parties“ entwickelt, sprechen somit eine breite Masse an, die von sich aus behaupten, rational zu handeln und nicht emotional geprägt zu sein. Wenn eines Tages die Populisten zur Rechenschaft gezogen werden sollten, können sie die Schuld abweisen, weil die Berechtigung ihres Tuns vom Volk bewilligt wurde.¹³⁴ Erdoğan stellte sich als eine Person dar, die dem „normalen“ Volk entsprungen ist und den Kemalismus bekämpfen will.¹³⁵ Dieser Kampf ist nicht ganz unbegründet, denn jahrelang hat das kemalistische Militär in der Politik interveniert und nach Seufert hat die kemalistische Medienlandschaft vor allem in den Anfangsjahren der AKP gegen sie agiert.¹³⁶ In der Gegenwart sind die Medien im Sinne Erdoğan's gleichgeschaltet, deshalb ist eine objektive Berichterstattung in der Türkei schon längst nicht mehr möglich. Es ist schwierig ein kritisches Werk zur aktuellen Situation aus der Türkei zu finden, auch weil Verlage die Schließung fürchten. Can Dündar konstatiert: „Noch nie war die Situation für Journalisten in der Türkei so schlecht wie heute. Selbst in den Jahren nach dem Militärputsch 1980 war die Presse nicht so unter Druck wie jetzt während der Ein-Mann Herrschaft Erdoğan's.“¹³⁷ Populisten haben meist eine utopische politische Vorstellung, die von einer zusammenhaltenden Nation frei von Korruption träumt. Jahrelange Unterdrückung der Minderheiten und der Muslime im öffentlichen Raum, Korruption und Nepotismus sollten mit der Wahl der AKP enden. Während Erdoğan anfangs noch diese Ideale verfolgte, wurde er mit der Entmachtung des Militärs machtgerig und hat das Land gespalten, wie

131 Vgl. GOTTSCHLICH, Erdoğan's Griff nach der Alleinherrschaft, S. 49.

132 FERRARI, Alessandro (nach dem Film von Georg Lucas): Star Wars – Die Rache der Sith, Stuttgart 2017, S. 54.

133 MÜLLER, Jan-Werner: What is Populism?, Pennsylvania 2017, S. 3.

134 Vgl. MÜLLER, What is Populism?, S. 31.

135 Vgl. MÜLLER, What is Populism?, S. 42.

136 SEUFERT, Günter: Neue pro-islamische Parteien in der Türkei, Berlin 2002, S. 24.

137 Vgl. GOTTSCHLICH, Erdoğan's Griff nach der Alleinherrschaft, S. 205.

seit der Gründung nicht mehr. Auch seine Deklaration zum nationalen und religiösen Oberhaupt verfestigte seine Stellung noch einmal und selbst kritische Stimmen aus den eigenen Reihen werden nicht mehr geduldet.¹³⁸

Vor allem seit dem „inszenierten“ Putschversuch am 15. Juli 2016 herrscht eine paranoide Stimmung in der Türkei. Die Medien sind geprägt von Desinformationen und die Stimmen, die von einem künstlich erzeugten Szenario sprachen, wurden von den Medien erstickt.¹³⁹ Nicht einmal die Opposition wagte sich, sich gezielt auf die Thesen einzulassen. Der sich selbst als „Milletin Adami“¹⁴⁰ (Mann der Nation) deklarierende Erdoğan bleibt ungeschoren von jeglichen Korruptionsvorwürfen. Dieselben Leute, die die Korruption kritisierten, sind heute diejenigen, die Verständnis bei der Vergabe von Bauprojekten an AKP nahe Unternehmen zeigen.

Ein weiteres Verhaltensmuster für populistische Parteien ist die Furcht vor staatsunabhängigen Organisationen, Gruppierungen, Vereinen oder ähnlichem. Die Gülen-Bewegung, die noch am selben Tag für den Putschversuch verantwortlich gemacht wurde,¹⁴¹ bildet eben jenen Furchtfaktor. Während beide Parteien in der Vergangenheit zusammen agierten, sah Erdoğan immer mehr eine Konkurrenz in der Gülen Bewegung und versucht, sich dieser zu entledigen. Gegenseitige Schlagabtausche und die Aufdeckung der größten Korruption in der türkischen Geschichte, in der Bilal Erdoğan, Sohn von Recep Tayyip Erdoğan, mit dem Wissen seines Vaters verwickelt war, besiegelten den endgültigen Bruch.¹⁴² Erdoğan stoppte die Korruptionsermittlungen und ließ Staatsanwälte und Polizisten verhaften. Der Nachruf eines schmutzigen Politikers ist ihm aber geblieben.¹⁴³ Die neuen Fronten bildeten nunmehr nicht die Schwarzen oder Weißen Türken, nicht die politisch rechts oder links Gesinnten, auch nicht die Kemalisten und Religiösen, sondern die ideologisch kaum zu unterscheidende, in ihrer Konfession übereinstimmende AKP und die Gülen-Bewegung. Den größten Schaden trägt dabei die islamische Modernisierung davon. Nach dem „Geschenk Allahs“,¹⁴⁴ so spricht Erdoğan von dem Putschversuch, hat eine Hexenjagd nach Gülen-Anhängern begonnen, die ihresgleichen im Mittelalter nicht finden würde. Haftbefehle gegen tausende Soldaten, darunter hunderte Generäle und Admiräle, wurden erlassen. Mehr als hunderttausend Menschen, darunter Lehrer, Beamte, Universitätsmitarbeiter und schwangere Frauen wurden Opfer der „Säuberungs-Aktion“.¹⁴⁵ Über tausend Privatschulen und 15 Universitäten wurden geschlossen. 3000 Richter und Staatsanwälte verloren ihre Beschäftigung. Die Polizei, der Geheimdienst, Gewerkschaften und selbst die staatliche Religionsbehörde Diyanet blieben nicht verschont. Regierungskritische Stimmen werden inhaftiert und die Medien zensiert. Teilweise werden Privateigentümer der Gülen-Anhänger beschlagnahmt, selbst Bücher von Gülen werden als Tatwaffen

138 Vgl. GOTTSCHLICH, Erdogans Griff nach der Alleinherrschaft, S. 50.

139 RUMPF, Christian: Die Situation in der Türkei, [17.07.2018], URL: http://www.tuerkei-recht.de/downloads/Tuerkei-aktuelle_Situation.pdf, S. 7.

140 Vgl. MÜLLER, What is Populism?, S. 47.

141 ROGG, Inga: Türkei, die unfertige Nation. Erdogans Traum vom Osmanischen Reich, Bonn 2018, S. 91.

142 Vgl. RUMPF, Die Situation in der Türkei, S. 9.

143 Vgl. SCHWEIZER, Türkei verstehen, S. 412.

144 Vgl. SCHWEIZER, Türkei verstehen, S. 464.

145 Vgl. GOTTSCHLICH, Erdogans Griff nach der Alleinherrschaft, S. 56.

wahrgenommen und wie während der NS-Diktatur verbrannt. Der angebliche Putschversuch bot die Gelegenheit für Erdoğan seine ideologischen Rivalen aus dem Feld zu ziehen. Nicht nur Gülen nahe Personen, sondern jegliche kritische Stimmen, die dem Regime gefährlich werden könnten, werden drakonisch angegangen. Tausende Menschen, vor allem Akademiker, fliehen aus dem Land und suchen nun Schutz in westlichen Ländern wie Deutschland. Am Tag nach dem Putsch wurde eine Liste mit tausenden Namen bekannt gegeben, die alle angeblich gegen den Staat agiert haben sollen. Schon allein die Tatsache, dass eine derartige Liste bereitlag, lässt vermuten, dass die Verhaftungen länger geplant waren. Der Ausnahmezustand, der infolge des Putsches erklärt worden war, bot dem Staatspräsidenten die Möglichkeit „per Dekret und Notordnung“¹⁴⁶ zu regieren. Die Befürchtung der Tageszeitung *Cumhuriyet*, auf den militärischen Putsch könnte ein ziviler Putsch folgen, scheint Tatsache zu werden.¹⁴⁷ Viele der suspendierten Menschen wurden durch AKP Anhänger ersetzt. Ob die zuvor von hochqualifizierten Arbeitern, Beamten, Wissenschaftlern, Verwaltungsbeamten und Richtern besetzten Stellen von ebenbürtigen Nachfolgern besetzt wurden und das „Niveau von Schulen, Universitäten und Behörden gehalten werden“¹⁴⁸ kann, ist ungewiss. In ihrem Vorgehen stützt sich die AKP auf die Justiz, „in der vermutlich die Angst vor Karrierebrüchen oder Entlassungen vorherrscht.“¹⁴⁹ Ob die Türkei noch ein Rechtsstaat ist, ist anzuzweifeln. Die Ausgrenzung der Gülen-Bewegung wird aber zweifellos zum intellektuellen Aderlass auf dem Weg in eine moderne islamisch-türkische Ära führen.

Bei seinen wiederholten Wahlsiegen hat Erdoğan, „der sich seinen eigenen Palast unter Verstoß gegen einschlägiges Gesetzrecht auf Kosten des Steuerzahler erbaut“,¹⁵⁰ umfangreiche Unterstützung von der neuen anatolischen Mittelschicht, die sich während des Wirtschaftsbooms unter der Führung der AKP entwickelt hat, erhalten. Die letzten Jahrzehnte in der Türkei sind geprägt von der Urbanisierung, die nicht nur das soziale Leben in den Städten verändert hat, sondern auch das genannte Problem der Weißen und Schwarzen Türken erneut entflammte.

6.3 Wahlergebnisse und deren Hintergründe in Deutschland

Zum ersten Mal in der Geschichte der türkischen Republik durften türkische Staatsbürger bei der Präsidentschaftswahl 2014 im Ausland ihre Stimmen abgeben. Zuvor war es ihnen erlaubt, sowohl an Parlament- und Präsidentschaftswahlen, als auch an Volksabstimmungen an den türkischen Grenzen teilzunehmen. Die rund 1,4 Millionen wahlberechtigten türkischen Staatsbürger in Deutschland entsprechen 5% der Wähler in der Türkei und stellen somit eine annähernd große Zahl wie die fünftgrößte Stadt der Türkei, Adana,

146 Vgl. SCHWEIZER, *Türkei verstehen*, S. 468.

147 Vgl. ROGG, *Türkei, die unfertige Nation*, S. 98.

148 Vgl. SCHWEIZER, *Türkei verstehen*, S. 468.

149 Vgl. RUMPF, *Die Situation in der Türkei*, S. 19.

150 Vgl. RUMPF, *Die Situation in der Türkei*, S. 9.

dar.¹⁵¹ Der Einfluss der Wähler im Ausland ist somit nicht zu unterschätzen. Jedoch ist der Einfluss der Wähler insofern begrenzt, da sie nur Parteien und keine unabhängigen Kandidaten wählen dürfen, welches sich zu Gunsten der Parteien auswirkt. Die ethnisch-kulturellen, konfessionellen aber auch ideologischen Unterschiede der türkischstämmigen Bevölkerung, oder der wie in einiger Literatur genannte 'Türkeistämmigen', sind groß und spiegeln die Zuwanderungswelle aus der Türkei zu verschiedenen Zeiten wider. „Die ideologischen Konflikte der 1970er Jahre, der Militärputsch in den 1980er Jahren und die Eskalation der Kurdenfrage in den 1990er Jahren beeinflussten den Zuzug nach Deutschland.“¹⁵² Nach dem Putschversuch 2016 brach eine erneute Auswanderungswelle aus der Türkei aus. Die Polarisierung, die unter der türkischstämmigen Bevölkerung in Deutschland herrscht, kann somit einigermaßen erklärt werden. Es ist zu beobachten, dass ausnahmslos bei allen fünf Wahlen die AKP oder Erdoğan in Deutschland prozentual mehr Stimmen erhalten haben als im Inland.¹⁵³ Und dies, obwohl die Wahllokale in Deutschland für die Wähler nicht immer einfach zu erreichen und die Wahl somit mit finanziellem und zeitlichem Aufwand für die Wähler verbunden ist.

An den Parlamentswahlen im Juni 2015 haben 478.877 von 1.405.015 Wahlberechtigten Türken in Deutschland teilgenommen. (Tab. 2.4) Dabei fiel der größte Stimmanteil für die AKP aus, gefolgt von der HDP, CHP und MHP. Da keine Regierung gebildet werden konnte, fanden im November erneut Wahlen statt. Diesmal konnte die AKP in Deutschland 6 Punkte mehr erzielen, als in den Wahlen zuvor und erhielt somit 59,7% aller gültigen Stimmen. Neben der AKP konnte die HDP bei den Parlamentswahlen im November 2015 (Tab. 2.3) und der Präsidentschaftswahl 2018 prozentual mehr Wähler im Ausland für sich gewinnen, als im Inland, die restlichen Parteien haben stets weniger Stimmen erhalten. Im Ausland ist damit eine klare Tendenz für Erdoğan zu sehen. Beeinflusst wurden diese Wahlen auch durch Politiker, die durch explizite Wahlversprechen an Migranten Stimmen gewinnen wollten.

Das Verfassungsreferendum 2017 war ein historisches Ereignis in der Türkei. Die Wähler sollten entscheiden, ob das Präsidialsystem in der Türkei eingeführt werden soll. Problematisch jedoch war, dass sowohl die Judikative als auch die Exekutive und die Legislative in einer Hand liegen sollten. Somit ist das türkische Präsidialsystem auf das Machtverständnis Erdoğan's zugeschnitten. Das trotzdem die Mehrheit des Volkes für das Verfassungsreferendum stimmten ist auf das Vorjahr zurückzuführen. Nach dem Putschversuch im Juni 2016 hatte Erdoğan an Macht gewonnen und die Medien auf seine Seite gezogen. Der Putsch wurde instrumentalisiert, um seinen Machtanspruch zu erweitern und die folgenden Verhaftungswellen deuteten nicht nur die Untauglichkeit des Justizapparates an, sondern waren auch ein Indiz für die Abwendung von der Demokratie. Das türkische Volk reagierte

151 ŞENTÜRK, Cem: Wahlrecht für Türken im Ausland [2014], in: Aktuell 3, Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung, S. 1-2; URL: <https://cdn.website-editor.net/09fe2713f5da44ff9ead273b339f17d/files/uploaded/3.pdf>

152 Vgl. ŞENTÜRK, Wahlrecht für Türken im Ausland, S. 3.

153 Siehe dazu Tabellen 2.1–2.4.

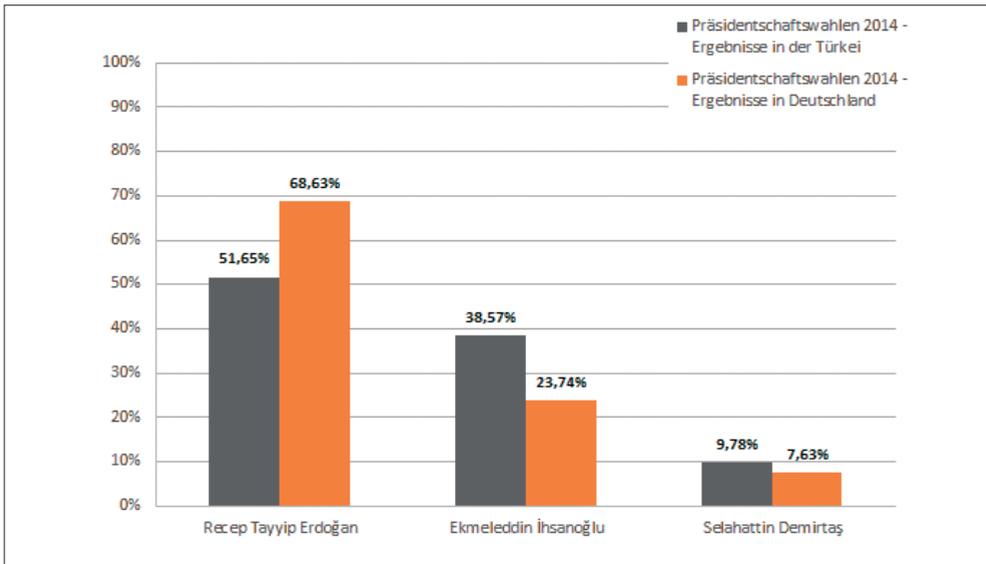


Tabelle 2.1¹⁵⁴

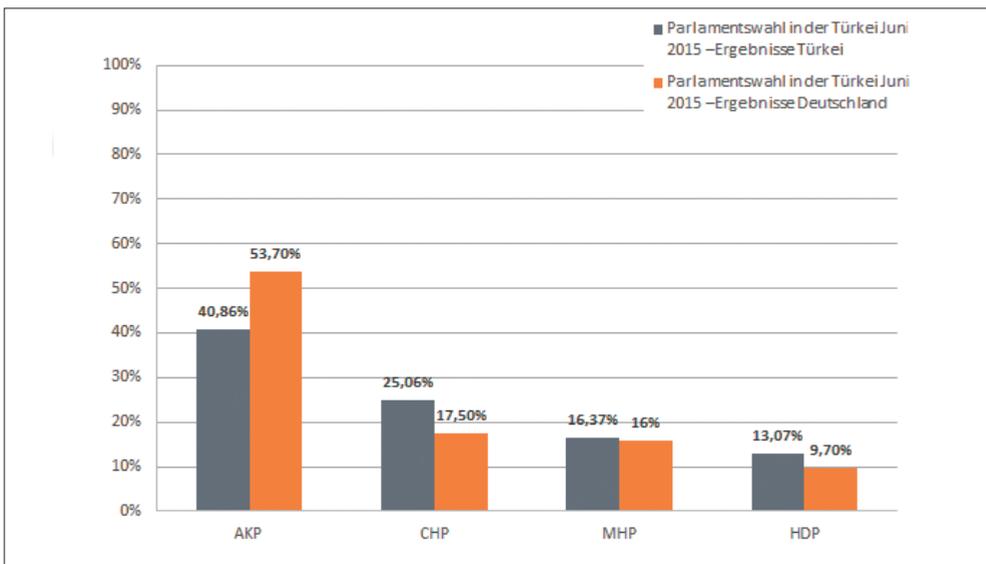


Tabelle 2.2¹⁵⁵

154 Seçim.Haberler.com: CUMHURBAŞKANLIĞI SEÇİM SONUÇLARI, in: HABERLER, Seçim; URL: <https://secim.haberler.com/cumhurbaskanligi-secimi/> und Seçim.Haberler.com: ALMANYA SEÇİM SONUÇLARI, in: HABERLER, Seçim; URL: <https://secim.haberler.com/cumhurbaskanligi-secimi/almanya-secim-sonuclari/>

155 ZfTI: Wie haben die Türken im Ausland gewählt? Stimmverteilung bei den Parlamentswahlen vom 07. Juni 2015 [10.06.2016], in: Aktuell 7. Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung, S. 1ff.; URL: <https://cdn.website-editor.net/09fe2713f5da44ff99ead273b339f17d/files/uploaded/7.pdf>

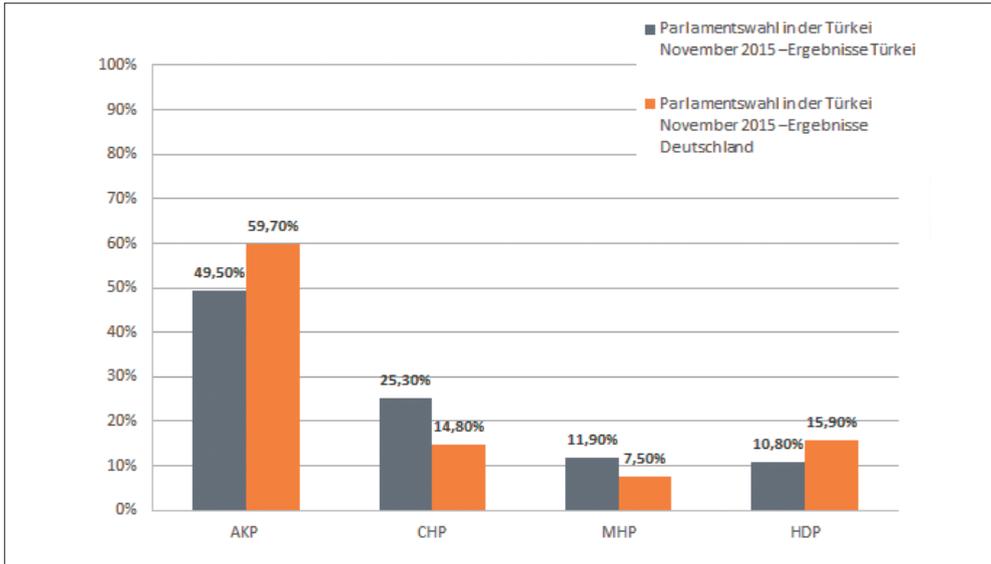


Tabelle 2.3¹⁵⁶

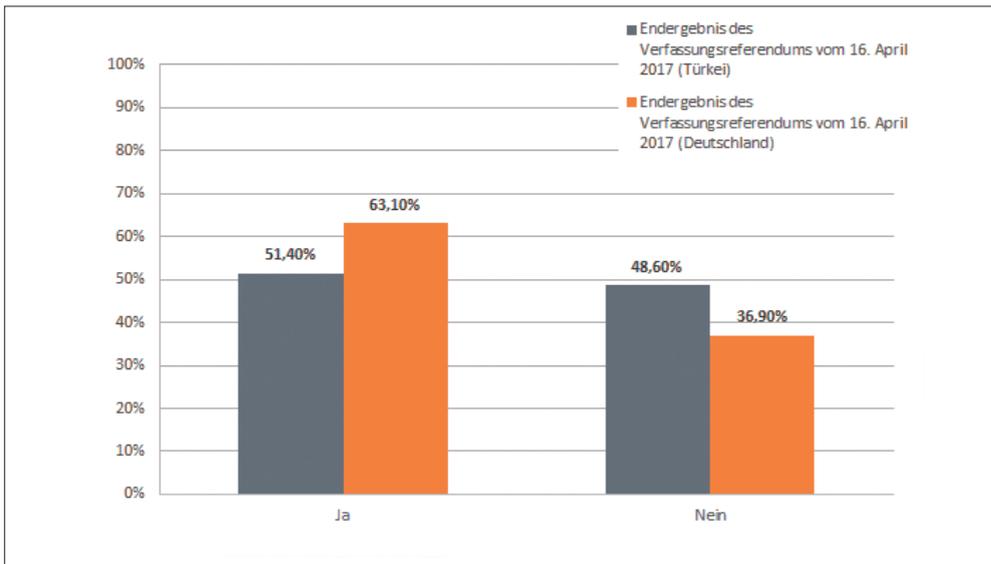


Tabelle 2.4¹⁵⁷

156 Seçim.Haberler.com: CUMHURBAŞKANLIĞI SEÇİM SONUÇLARI, in: HABERLER, Seçim; URL: <https://secim.haberler.com/cumhurbaskanligi-secimi/> und Seçim.Haberler.com: ALMANYA SEÇİM SONUÇLARI, in: HABERLER, Seçim; URL: <https://secim.haberler.com/cumhurbaskanligi-secimi/almanya-secim-sonuclari/>

157 ZfTI: Wie haben die Türken im Ausland gewählt? Stimmverteilung bei den Parlamentswahlen vom 07. Juni 2015 [10.06.2016], in: Aktuell 7. Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung, S. 1ff.; URL: <https://cdn.website-editor.net/09fe2713f5da44ff99ead273b339f17d/files/uploaded/7.pdf>

emotional auf den Putschversuch und ließ sich danach auch von Parolen der Politiker leiten, zumal es zum ersten Mal in der Putschgeschichte der Türkei eine versuchte Machtübernahme vereitelt hatte. Und trotzdem war es eine knappe Minderheit, die letztendlich eine Änderung bewilligte. In der Türkei stimmten 51,4% für das Präsidialsystem, in Deutschland waren es 63,1% (Tab. 2.4).

„Die Anzahl der Wahlberechtigten, der abgegebenen Stimmen und der ungültigen Stimmen innerhalb der Türkei, ohne die ausländischen Stimmen, wurde in keiner der zugänglichen Veröffentlichungen genannt – weder von der staatlichen Nachrichtenagentur, noch von anderen türkischen Medien, die diese Ergebnisse weiter veröffentlicht haben.“¹⁵⁸

Ebenfalls ausgelassen wurde die Veröffentlichung der Stimmabgaben nach dem Alter. Die dubiosen Auszählungen wurden von den Medien erstickt und fanden wenig Resonanz in den Reihen der Befürworter. In Deutschland genießt Erdoğan ein negativ konnotiertes mediales Aufsehen, nicht zuletzt durch seine Nazi-Vergleiche und seinen autoritären Stil. Die Dämonisierung Erdoğan wirkte sich jedoch im religiösen türkischen Milieu, die nunmehr eine Protesthaltung einnahmen, negativ aus. Selbst Erdoğan-Gegner interpretierten die Berichte als einen Angriff auf ihre türkisch-muslimische Identität. Zudem haben migrationsspezifische Faktoren eine Rolle bei den Wahlen gespielt. So stimmten in Essen 76% für die Verfassungsänderung. Der Ballungsraum NRW zog damals unqualifizierte Arbeitskräfte für die Montanindustrie an, viele der Zuwanderer stammen aus der Schwarzmeerregion, die eine konservativ-religiöse Wählerschicht aufweist. Vergleichsweise stimmten in Berlin 50% der Wähler für die Verfassungsänderung. Die heterogenere Wählerschicht setzt sich auch aus gut ausgebildeten Zuwanderern zusammen. Selbst die Wirtschaftslage war ausschlaggebend für die Zustimmung der Änderung. Jahrelange wirtschaftliche Instabilität hatte sich in den Kollektivgedächtnissen eingepreßt, wohingegen unter der AKP selbst die Banken- und Finanzkrise im Frühsommer 2007 wenig Schaden anrichtete. Neben populistischen Ansätzen waren auch der Führerkult und die Versprechen für innere Sicherheit und soziale Gerechtigkeit ausschlaggebend für den Wahlerfolg der AKP. Ulusoy glaubt deshalb, dass die Wähler in ihrem Verständnis nicht unbedingt einem Diktator geholfen, sondern eben für jene Versprechen gestimmt haben.¹⁵⁹ Rumpf glaubt, dass die Wähler die langfristigen Folgen nicht abschätzen konnten und zum Opfer von Populisten und Opportunisten wurden. Er konstatiert: „Das Ego halbgebildeter Besserwisser übertrumpft die intelligente Relativiererei der etablierten politischen Klasse.“¹⁶⁰

An den vorgezogenen Parlament- und Präsidentschaftswahlen 2018, die gleichzeitig stattfanden und die höchste Wahlbeteiligung aufzeichnen konnten, haben in Deutschland weniger als 50% der wahlberechtigten Personen teilgenommen. Dabei gingen 64,78% der Stimmen in Deutschland an Erdoğan. Es ist zu verzeichnen, dass Deutschland keine

158 ULUSOY, Yunus: Verfassungsreferendum vom 16. April 2017: Ein Pyrrhussieg für Erdoğan? [25.04.2017], in Aktuell 10 Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung, S. 3; URL: <https://cdn.website-editor.net/09fe2713f5da44ff99ead273b339f17d/files/uploaded/10.pdf>

159 Vgl. ULUSOY (2017), Verfassungsreferendum vom 16. April 2017, S. 8.

160 Vgl. RUMPF, Die Situation in der Türkei, S. 4.

Ausnahme bildet. Der Tabelle 2.5 kann man entnehmen, dass auch in anderen westlichen Ländern der Stimmanteil für die AKP oder Erdoğan höher lagen als in der Türkei selbst. Lediglich die USA, Italien und Spanien bilden eine Ausnahme. Wie die Tabelle 2.6 exemplarisch an der Präsidentschaftswahl 2018 aufzeigt, tendieren die türkischstämmigen Wähler in Deutschland prozentual gesehen eher zu Erdoğan als im sonstigen Ausland oder der Türkei selbst.

Für die Wahl zum Präsidenten bedurfte es der absoluten Mehrheit der Stimmen bei der Direktwahl. Beim Verfassungsreferendum 2017 konnten 51,4% errungen werden. Somit hatte die Opposition bei den Wahlen 2018 die Hoffnung, dass Erdoğan dieses Mal unter den 50% bleiben würde. Obwohl Erdoğan etliche Male verdeutlicht hatte den Wahltermin einzuhalten und sogar die Erwägung der Verschiebung des Wahltermins als eine undemokratische Entscheidung darstellte, kam es nach dem Vorschlag Devlet Bahçelis, Vorsitzender der MHP, zu vorgezogenen Wahlen. Die Entscheidung schien wirtschaftspolitische Gründe zu haben, denn nur Monate nach der Wahl kam die erwartete Währungskrise. Schon seit Anfang 2018 hatte die Türkische Lira an Wert verloren, was die langjährige Wirtschaftspolitik der AKP spiegelte. Das türkische Leistungsbilanzdefizit ist über die Jahre stetig angestiegen, die Zahl der Arbeitslosenquote ist genauso hoch wie während der Krise im Jahr 2002 und die Inflationsrate hat ein neues Maximum erreicht. Die AKP und Erdoğan, die während ihrer Legislaturperioden ständig auf den erreichten Wohlstand durch ihr Tun hinwiesen, sind mit Problemen ihrer misslungenen Wirtschaftspolitik konfrontiert. Die Schuld sehen sie aber in der Finanzlobby und den Außenmächten, die ihre Finger im Spiel haben. Auch wird die Verhaftung des US-Pastors Brunson als ein Auslöser der Währungsfalls gesehen. Brunson wurde der Kooperation am Putschversuch beschuldigt und daraufhin verhaftet.¹⁶¹ Die Machtdemonstration endete aber nachdem Trump Sanktionen angekündigt hatte, woraufhin der Fall der Lira folgte, was zur der Freilassung des Pastors führte. Erdoğan besänftigte seine Wähler und antwortete auf die Krise: „Vergesst nicht, wenn sie ihre Dollars haben, haben wir unsere Leute und unseren Gott.“¹⁶² Einen weiteren Rückzug machte Erdoğan in Deutschland. Während der Wahlperiode machte er noch Nazi-Vergleiche, weil er die Auslieferung möglicher Putschisten ohne jegliche Beweisführung forderte. Nach der Wahl und vor allem nach der Währungskrise war er wieder auf ausländische Devisen angewiesen, sodass er Versöhnungsgespräche führte. Trotz der angespannten Beziehungen genehmigte die Bundesregierung ein Milliardenpaket für ein Bahn-Projekt, um dem Fall der Lira entgegenzuwirken.

Der vorgezogene Termin diente auch dazu, der zersplitterten Opposition die Möglichkeit zur Vorbereitung auf den Wahlkampf zu nehmen. Zudem kam der Fastenmonat Ramadan gelegen, um die religiösen Emotionen zu aktivieren und die AKP-Wähler zu mobilisieren. Erdoğan nutzte außerdem die nationalistischen Gefühle der Wähler aus. Er als Oberbefehlshaber des Heeres könnte ein Garant für den Frieden sein, denn die Türkei

¹⁶¹ Vgl. RUMPF, Die Situation in der Türkei, S. 8.

¹⁶² JACOBSEN, Lenz/ Schieritz, Mark: Mit Allah gegen die Regeln des Marktes [10.10.2018], in: Zeit Online, URL: <https://www.zeit.de/wirtschaft/2018-08/tuerkei-recep-tayyip-erdogan-lira-wertverfall>

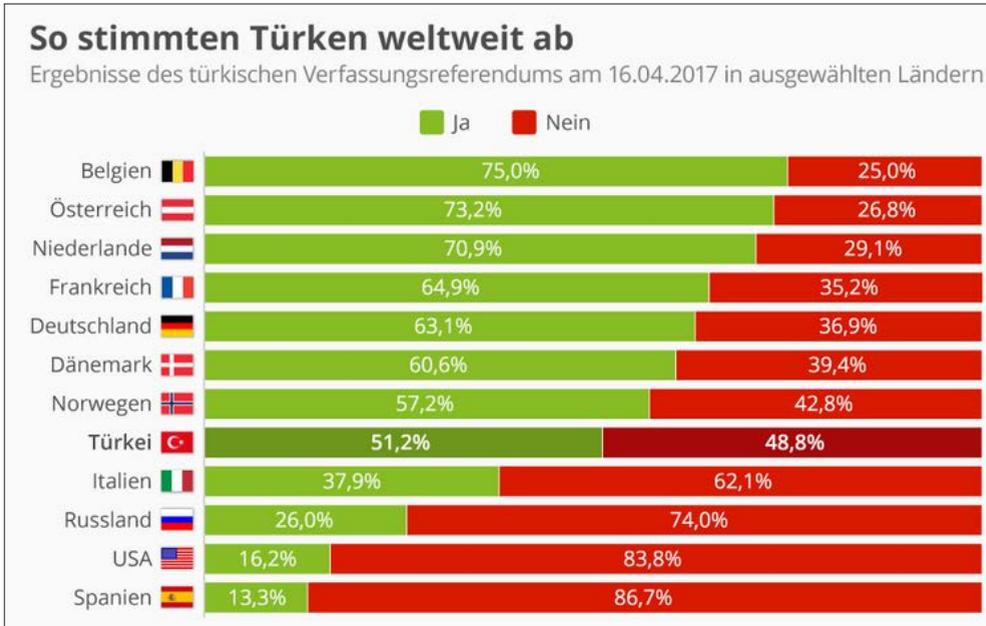


Tabella 2.5: Präsidentschaftswahl 24. Juni 2018¹⁶³

	Türkei + Ausland	Nur Türkei	Ausland	Deutschland
Wahlberechtigte Insgesamt	59.354.840	56.322.634	3.032.206	1.443.585
Abgegebene Stimmen	51.188.524*	49.669.129	1.519.395	660.341
Gültige Stimmen	50.059.249*	48.559.857	1.499.392	651.151
Ungültige Stimmen	1.129.275*	1.109.272	20.003	9.190
Wahlbeteiligung (%)	86,23*	88,19	50,11	45,74
Recep Tayyip Erdoğan in %	52,59	52,38	59,4	64,78
Muharrem İnce in %	30,64	30,79	25,76	21,88
Selahattin Demirtaş in %	8,4	8,32	11,06	9,98
Meral Akşener in %	7,29	7,42	2,99	2,58

Tabella 2.6: Präsidentschaftswahl 24. Juni 2018¹⁶⁴

163 ULUSOY, Yunus: Wahlen in der Türkei am 24. Juni: Die Ergebnisse [28.06.2018], in: Aktuell 13, Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung, S. 4; URL: <https://cdn.website-editor.net/09fe2713f5da44ff99ead273b339f17d/files/uploaded/13.pdf>

164 ULUSOY, Yunus: Wahlen in der Türkei am 24. Juni: Die Ergebnisse [28.06.2018], in: Aktuell 13, Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung, S. 4; URL: <https://cdn.website-editor.net/09fe2713f5da44ff99ead273b339f17d/files/uploaded/13.pdf>

war wieder einmal Ziel terroristischer Angriffe und auch der Syrien-Krieg nebenan wirkte sich auf die Türkei aus.

Uslucan begründet die Befürwortung Erdogans unter Türkischstämmigen in Deutschland mit der Stolz-Politik.¹⁶⁵ Erdoğan bindet die Auslandstürken emotional an die alte Heimat, indem er sie auffordert, stolz auf ihre Herkunft zu sein. Vor allem ausgegrenzte Türken im Ausland treffen diese Worte, wobei die im Ausland lebenden Türken von den menschenrechtsverletzenden Bedingungen in der Türkei nicht betroffen sind. Zudem wird der Effekt durch die antimuslimische oder antitürkische Politik verstärkt, wobei dieses im Fall Österreich treffender ist. In Deutschland erregte das Treffen der Fußballspieler Ilkay Gündoğan und Mesut Özils mit dem Staatspräsidenten großes mediales Aufsehen. Die türkische Community empfand nach Uslucan: „Man spürte, dass nicht Erdogan selbst gemeint war, sondern dass man einen guten Grund gefunden hatte, sich über Türkeistämmige zu erregen.“¹⁶⁶ Der Bundesvorsitzende der Türkischen Gemeinde in Deutschland Kenan Kolat „sieht neben der soziale Herkunft und dem Bildungsgrad der Wählerschaft in Deutschland Islamfeindlichkeit und strukturellen Rassismus gegen türkeistämmige Menschen hinter dem Wahlergebnis.“¹⁶⁷ Im Gegensatz zu anderen Parteien in der Türkei wusste die AKP früh genug um die Gunst der Wähler im Ausland zu werben.

Letztlich hat Erdoğan die Macht erhalten, das Land nach seinen Vorstellungen zu gestalten. Laut Verfassung hat er die Möglichkeit, sich nach seiner fünfjährigen Amtszeit als Präsident wiederwählen zu lassen. Sollte in der Zwischenzeit das Parlament versuchen, ihn abzusetzen, hat er die Macht, das Parlament aufzulösen. Seine Versprechen, die Demokratisierung voranzutreiben, sind weitere populistische Ansätze; denn Macht basiert auf der Spaltung und Polarisierung im Land.

7. Migration

Nach dem Zweiten Weltkrieg stellte sich heraus, dass die alliierten Bombenangriffe hauptsächlich die Wohnviertel zerstört hatten, die Produktionsstätten aber größtenteils unbeschädigt blieben.¹⁶⁸ Die wirtschaftliche Entwicklung, geprägt von der Rüstungskonjunktur vor und während des Krieges, weitete die industriellen Kapazitäten in großem Umfang aus. Nach dem Krieg reichte die Zahl der Erwerbstätigen durch die Kriegsverluste nicht mehr aus, um die Produktionskapazität auszulasten. Um die Produktionsanlagen wieder auszuschöpfen, bedurfte es zweier Voraussetzungen. Zum Ersten das Kapital, welches Deutschland im Zuge des Marshallplans erhalten hatte, zum Zweiten die Arbeitskräfte, die sich durch Vertriebene und Flüchtlinge aus alten Zonen oder aus sowjetisch

165 DERNBACH, Andrea/ STARZMAN, Paul: Warum Türken in Deutschland für Erdogan stimmen [25.06.2018], in: Der Tagesspiegel; URL: <https://www.tagesspiegel.de/politik/tuerkische-praesidentschaftswahlen-warum-tuerken-in-deutschland-fuer-erdogan-stimmen/22733474.html>

166 Vgl. JACOBSEN, Lenz/ SCHIERITZ, Mark.

167 Vgl. JACOBSEN, Lenz/ SCHIERITZ, Mark.

168 HERBERT, Ulrich: Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980: Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Berlin [u.a.] 1986, S. 179.

besetzen Zone zusammensetzten. Die einheimische Bevölkerung hatte 1950 – im Gegensatz zu 1939 – zwar um eine Million abgenommen, jedoch wuchs die Gesamtbevölkerung anhand der Zuwanderung um ungefähr 7 Millionen.¹⁶⁹ Tatsächlich kann 90% des Bevölkerungszuwachses zwischen 1950 und 1960 auf die Zuwanderung zurückgeführt werden.¹⁷⁰ Herbert stellt fest, dass das Wirtschaftswunder zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen geführt hat, aber „ohne deren zusätzliches Arbeitspotenzial wäre das ‚Wirtschaftswunder‘ nicht möglich gewesen.“¹⁷¹ Die Integration verlief nicht reibungslos, zumal es kulturelle Differenzen gab und die einheimische Bevölkerung eine Radikalisierung der Vertriebenen fürchtete, die angesichts der Größenordnung nicht unbegründet war. Die wirtschaftliche Entwicklung egalisierte jedoch diese Befürchtungen. Das Zusammenleben führte auf der einen Seite zu Spannungen, auf der anderen Seite löste die Heterogenisierung festgefügte Traditionen auf. Zwar betrug 1955 die Arbeitslosenquote 5,1%, war aber durch regionale Unterschiede geprägt. Die anhaltende Landflucht aber auch die Wirtschaftsprognosen eines starkes Wirtschaftswachstums ließen das Wirtschafts- und das Ernährungsministerium „von der ‚Notwendigkeit einer Hereinnahme‘ von Ausländern, sei es aus Gründen der Aufrechterhaltung und Steigerung der Produktivität, sei es aus landespolitischen Erfordernissen“¹⁷² sprechen. Nach dem Mauerbau 1961 riss der Zustrom an Flüchtlingen aus der DDR ab und es wurden verstärkt ausländische Arbeitskräfte angeworben. Das Produktionspotential war stetig angestiegen, jedoch führte der Abriss von Flüchtlingszuströmen zu weiteren Anwerbeabkommen. Zusätzlich war die Anzahl an einheimischen Erwerbstätigen durch die geburtsschwachen Jahrgänge zurückgegangen. In der Türkei ließ die Unterentwicklung in den Süd- und Ostregionen die Menschen in die Großstädte ziehen. Großgrundbesitzer, die diese Regionen dominierten, boten den anderen ansässigen Menschen kaum Aufstiegschancen.¹⁷³ Die Städte boten keine ausreichenden Arbeitschancen, sodass die Anwerbung 1961 eine gute Möglichkeit darstellte, Geld im Ausland zu verdienen. Der Putsch im Jahre 1960 in der Türkei dürfte auch einige Menschen dazu verleitet haben, das Land zu verlassen. Vier Beauftragte der Bundesanstalt für Arbeit waren dafür zuständig, eine deutsche Verbindungsstelle in der Türkei zu errichten, um den deutschen Arbeitsmarkt zu vermarkten und Arbeiter mit der Hilfe der zuständigen inländischen Behörde zu rekrutieren.¹⁷⁴

Die Zahl der ausländischen Erwerbstätigen stieg bis 1966 rapide an und erlebte einen Rückgang bis 1973, um sich anschließend zu verdoppeln.¹⁷⁵ Seit 1979 ist ein leichter Aufwärtstrend zu beobachten. Die Türken bilden spätestens seit 1980 die größte Gruppe der Erwerbstätigen und Wohnbevölkerung der ausländischen Arbeitskräfte. Die Ausländerbeschäftigung wurde von den Medien positiv aufgenommen und vor allem für ihre Mobi-

169 Die Statistiken gelten für die Westzonen.

170 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 180f.

171 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 182.

172 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 191.

173 BETHLEHEM, Siegfried: Heimatverreibung, DDR-Flucht, Gastarbeiterzuwanderung: Wanderungsströme und Wanderungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1982, S. 180.

174 SCHÖNWÄLDER, Karen: Einwanderung und ethnische Pluralität: politische Entscheidungen und öffentliche Debatten in Großbritannien und der Bundesrepublik von den 1950er bis zu den 1970er Jahren, Essen 2001, S. 160.

175 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 186.

lität gelobt. Die Frankfurter Allgemeine schrieb in einem Artikel, dass „bei eventueller Arbeitslosigkeit in Deutschland die ausländischen Arbeiter wieder zurückgeschickt werden können.“¹⁷⁶ Arbeitsminister Blank unterschrieb diese Aussage 1964 und auch der Staatssekretär Kattenstroth betonte die wirtschaftliche Produktivität durch die Gastarbeiter. Für die Entsendeländer gab es Vorteile wie die Senkung der Arbeitslosenquote, die Qualifizierung der Arbeitskräfte und den Lohntransfer.¹⁷⁷ Vorausgesetzt in all diesen Annahmen ist jedoch die zeitliche Begrenzung des Beschäftigungsverhältnisses, die schon im Wort ‘Gastarbeiter’ ausgedrückt ist. Die ausländerrechtlichen Vorschriften für Gastarbeiter aus Nicht-EWG-Staaten verdeutlichen die Annahme eines begrenzten Aufenthaltes. Eine einjährige Aufenthaltserlaubnis war vorgesehen und konnte nur nach dem Ermessen der bundesdeutschen Behörde verlängert werden. Auch die Gastarbeiter waren mit der Absicht gekommen, schnell viel Geld zu verdienen und in die Heimat zurückzukehren. Sie nahmen deshalb schwere Arbeiten auf sich, die niedrige Qualifikationsanforderungen hatten und arbeiteten zu einem niedrigeren Lohn als deutsche Arbeiter. Die höchste Quote an Ausländern wiesen das Baugewerbe, der Bergbau und die Eisen- und Metallindustrie auf.¹⁷⁸ Die Begründung für die Akzeptanz der Benachteiligung der ausländischen Mitarbeiter auf dem Arbeitsmarkt lag darin, dass die Gastarbeiter ihr Heimatland als Maßstab setzten, wo die Arbeitsverhältnisse schlechter waren. Die erste politische Diskussion wurde durch den Wirtschaftswissenschaftler Föhl ausgelöst. Föhl war der Meinung, dass die Gastarbeiter die Modernisierung in den Betrieben verzögern, da durch die Besetzung der unqualifizierten Stellen eine leistungsmäßige Selektion ausbliebe. Zudem meinte er, dass die steuerlich finanzierten Investitionen für die Gastarbeiter nicht zur Steigerung der Produktivität beitragen können. Er vermutete weiterhin, dass Gastarbeiter, die sich eine höhere Stellung im Beruf erarbeitet haben, nicht mehr zurück in ihr Heimatland gehen möchten.¹⁷⁹ Der sozialdemokratische Wirtschaftsminister Schiller nahm Stellung zu Föhls Thesen und wies sie ab, jeweils unter der Voraussetzung, dass die Gastarbeiter nur zeitlich begrenzt in Deutschland bleiben würden. Tatsächlich ging 1967 durch die Rezession die Zahl der ausländischen Beschäftigten zurück, die wenigsten verließen aber die Bundesrepublik und erkundigten sich nach der Sozialgesetzgebung.¹⁸⁰ Die Zahl der Wohnbevölkerung stieg aber weiterhin an. Spätestens nach dem Einzug der NPD in sieben Landtage zwischen 1966 und 1968 war die Befürchtung der Fremdenfeindlichkeit offen zu Tage getreten. Die Angst vor der „Überfremdung“ wurde durch die Presse mit kriminellen und sexuellen Berichten zu Lasten der Ausländer ausgeschmückt. Die Mehrheit der Bevölkerung war zu der Zeit gegen die Einwanderung der Gastarbeiter, weshalb die Politiker fürchteten, im Ausland die Erinnerungen an die grausamen Kriegsjahre zu wecken. Sie appellierten daher in volkspädagogischer Manier, die Gastfreundschaft zu bewahren. Trotzdem kann während dieser Zeit nicht von einer Fremdenfeindlichkeit der Deutschen gesprochen werden, die sich immer

176 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 196.

177 ABADAN-UNAT, Nermin: Die Migrationspolitik der Türkei. In: ÖZAK, Halil/ DAĞYELI (Hrsg.): Die Türkei im Umbruch (S. 161–186), Frankfurt (Main) 1989, S. 163 und S. 179.

178 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 200.

179 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 205f.

180 Vgl. ABADAN-UNAT, Die Migrationspolitik der Türkei, S. 165f.

noch auf den begrenzten Aufenthalt der Gastarbeiter verließen. Nach einer kurzen Erholungspause holte die Wirtschaft wieder auf und die Rezession konnte überwunden werden.¹⁸¹ Die Gastarbeiter hatten wieder ein positives Image, nicht zuletzt durch die Einzahlung in die Renten- und Arbeitslosenversicherung. Wirtschaftlich waren diese Jahre bis 1973 optimistisch geprägt. Die Zahl der Gastarbeiter stieg an und auch die Aufenthaltsdauer der Arbeiter verlängerte sich, weil unter anderem Unternehmen sich dafür einsetzten, angelernte Arbeitskräfte zu behalten. Damit folgten auch die Familiennachzüge, welche wieder eine neue Debatte über die Mobilität der Gastarbeiter auslöste. Die Ölkrise 1973 bot einen Anlass, die Zahl der Ausländer zu senken und der Anwerbestopp wurde am 23. November 1973 beschlossen.¹⁸² Die Zahl der ausländischen Erwerbstätigen ging binnen zwei Jahren um 500.000 zurück, die Zahl der Wohnbevölkerung stieg aber weiter an.

„Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß immer mehr Ausländer auf längere Zeit, wenn nicht auf Dauer in der Bundesrepublik bleiben wollten – sie holten ihre Familien nach, zogen aus den Wohnheimen in (möglichst billige) Mietwohnungen, ihre Sparquote sank, ihr Konsumanteil wurde höher und die Verbindungen zur Heimat wurden lockerer, vor allem bei den Kindern der Gastarbeiter, der sogenannten ‚zweiten Generation‘.“¹⁸³

Dass der Arbeitsaufenthalt ein Dauerzustand bleiben würde, hätte sich am Beispiel der Ruhrmetropolen oder der Nachbarländer ablesen können. 20 Jahre lang wurde keine Grundlage für den dauerhaften Aufenthalt gelegt, was zu einem Berg von elementaren, sozialen und moralischen Problemen führte. Ebenfalls betroffen waren die Entsendeländer, die sowohl von der Konjunktorentwicklung der Anwerbeländer abhängig waren, aber auch von der technischen Qualifikation der Auswanderer keinen Gebrauch machen konnten. Die Problemfelder lassen sich nach Ulrich Herbert in vier Bereiche einteilen.

Das erste Problem betrifft die Wohnsituation. Durch den Familiennachzug und den dauerhaften Aufenthalt boten die Arbeiterwohnräume keine adäquate Unterkunft mehr, sodass Mietwohnungen benötigt wurden. Die Verteilung der Gastarbeiter beschränkte sich aber auf gewisse Viertel, die durch günstigere Preise anlockten. Zudem zogen deutsche Bewohner fort, weil sie eine Abwertung des Wohnwertes sahen, womit wiederum Räume für neue Mieter offenstanden. Die Ghettoisierung erschwerte die Eingliederung in die Gesellschaft und es bildete sich eine dritte Gesellschaft, die zwischen dem Heimatland und Deutschland stand.¹⁸⁴ Dieses neu profilierte Sozialmilieu bildete eigene Strukturen, um die Verunsicherung unter den Einwanderern zu stabilisieren. Dass die Integration neben der Annäherung der Einwanderer auch die Aufnahme durch die Einheimischen voraussetzt, wurde erst später deutlich.

Das zweite Problem ergab sich auf dem Arbeitsmarkt. Die Veränderung vom Gastarbeiter zum Einwanderer passte sich im betrieblichen Sinne nicht den deutschen Beschäf-

181 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 211.

182 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 219.

183 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 220.

184 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 224.

tigten an. Mitte der 70er Jahre stagnierte die Sozialstruktur der ausländischen Arbeiter. Der Anteil an Ungelernten und Angelernten blieb erstaunlich hoch und nur 11% konnten einen beruflichen Aufstieg verzeichnen.¹⁸⁵ Ebenso waren ausländische Kräfte von der Arbeitslosigkeit stärker betroffen als Deutsche. Die Arbeitslosenquote der niedrig qualifizierten ausländischen Arbeitskräfte korrelierte mit der Strukturkrise, wie etwa in der Metall- und Stahlindustrie. Zum einen stiegen die öffentlichen Hilfen an, zum anderen blieben die Perspektiven aber düster. Die sozialen Bedingungen verschlechterten sich weiterhin mit geringen Aussichten auf eine Besserung.

Die „Zweite Generation“ litt an den Folgeproblemen der Ausländerbeschäftigung. Bis 1980 besaßen 75% aller 15- bis 24jährigen Ausländer keinen Hauptschulabschluss, womit zumindest eine Berufsausbildung möglich gewesen wäre.¹⁸⁶ Die Zahl der ausländischen Jugendlichen, die arbeitslos waren, überschritt somit in starkem Maße die der Deutschen. Es wurde kaum eine Perspektive geboten, weil die Politik immer noch von einer Eingliederung statt Einwanderung sprach. Die Rückkehroption sollte stets offengehalten werden. Ausländische Jugendliche, vor allem Türken, die ihren Grundschullabschluss in der Türkei gemacht hatten, erlitten durch die Übersiedlung einen Kulturschock und hatten große Schwierigkeiten, sich an das neue Umfeld, ohne ein Wort Deutsch sprechen zu können, zu gewöhnen. Die Schwierigkeit der Eingliederung der türkischen Migranten lag aber auch an der Diskrepanz der Schulsysteme. Während in der Bundesrepublik auf kreatives und kritisches Denken hin gelehrt wird, steht im türkischen Bildungssystem das Auswendiglernen im Mittelpunkt.¹⁸⁷

Als letzten Punkt spricht Herbert das Verhältnis zwischen Deutschen und Ausländern an. Eine demoskopische Umfrage hatte ergeben, dass der Anteil an Bürgern, die keinen dauerhaften Aufenthalt von Ausländern wollten und auch die wirtschaftliche Lage kritisch einschätzten, von 1978 bis 1982 um 29% auf 68% angestiegen war.¹⁸⁸ Kritisch betrachtet wurden vor allem der Familiennachzug und das hohe Kindergeld, welches nach Meinung der Bürger den Familiennachzug förderte. Interessant ist aber auch, dass 68% zu gleichen Sozialleistungen tendierten und 65% Befürworter des gemeinsamen Unterrichts waren. Es ist zudem anzumerken, dass Anfang der achtziger Jahre auf völkische Theorien der 20er und 40er Jahre zurückgegriffen wurde. Das Heidelberger Manifest ging damals von einer Unterwanderung aus und glaubte, dass bei hohen Zuwanderungen von Ausländern das eigene Volk nicht erhalten werden könne. Zustimmung kam aus politischen Reihen, darunter vom CDU-Mitglied Theodor Schmidt-Kaler oder zahlreichen Professoren, die das Manifest unterzeichneten. Der SPD-Politiker Martin Neuffer wollte die Beschränkung des Asylrechts auf europäische Bürger, da die Türken schwer zu assimilieren seien und der Generalsekretär des Deutschen Roten Kreuzes, Schilling, erregte Aufsehen „als er in einem Artikel in der «Zeit» eine «innere Distanz zu ethnischen Andersartigen» konstatierte.“¹⁸⁹

185 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 225.

186 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 225f.

187 Vgl. ABADAN-UNAT, Die Migrationspolitik der Türkei, S. 170.

188 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 227.

189 HERBERT, Ulrich: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland: Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, Bonn 2003, S. 240.

Die deutsche Botschaft in Ankara berichtete von Artikeln in der türkischen Presse, die sich vehement gegen die Angriffe wehrten. Nichtsdestotrotz kann von keiner eindeutigen Ausländerfeindlichkeit der gesamten Bevölkerung gesprochen werden, zumal die Messbarkeit nicht gegeben und die Definition ambig ist.

Das neue Ziel der Integration wurde erst Mitte der 70er Jahre mit der zunehmenden Fremdenfeindlichkeit und der hohen Arbeitslosenquote unter den Ausländern gesetzt. Jahrzehntlang war die Ausländerpolitik parallel zur wirtschaftlichen Entwicklung betrieben worden, wodurch ein Umschalten zur Integrationspolitik mit sofortigen Ergebnissen per Erlass nicht möglich war. Patrik von zur Mühlen pointiert:

„Die gesamte Einwanderung von Ausländern wurde von Arbeitsämtern und Unternehmen, Parteien und Gewerkschaften durchgeführt oder beschlossen, ohne daß sich jemand Gedanken darüber machte, was zu tun sei, wenn man sie bei verändertem Arbeitsmarkt einmal nicht mehr brauchen würde. Die deutsche Bevölkerung wurde hierbei nicht gefragt. Jede Kritik an dieser Entwicklung wurde früher mit dem Schuldvorwurf der Fremdenfeindlichkeit rasch zum Schweigen gebracht, so daß eine Diskussion Für und Wider nicht stattfand ... Daß die Gastarbeiter in völliger Unkenntnis dieser Problematik und aufgrund materialer Not freiwillig herkamen, entbindet nicht die Verantwortlichen in Deutschland der schweren Schuld, die sie auf sich geladen haben.“¹⁹⁰

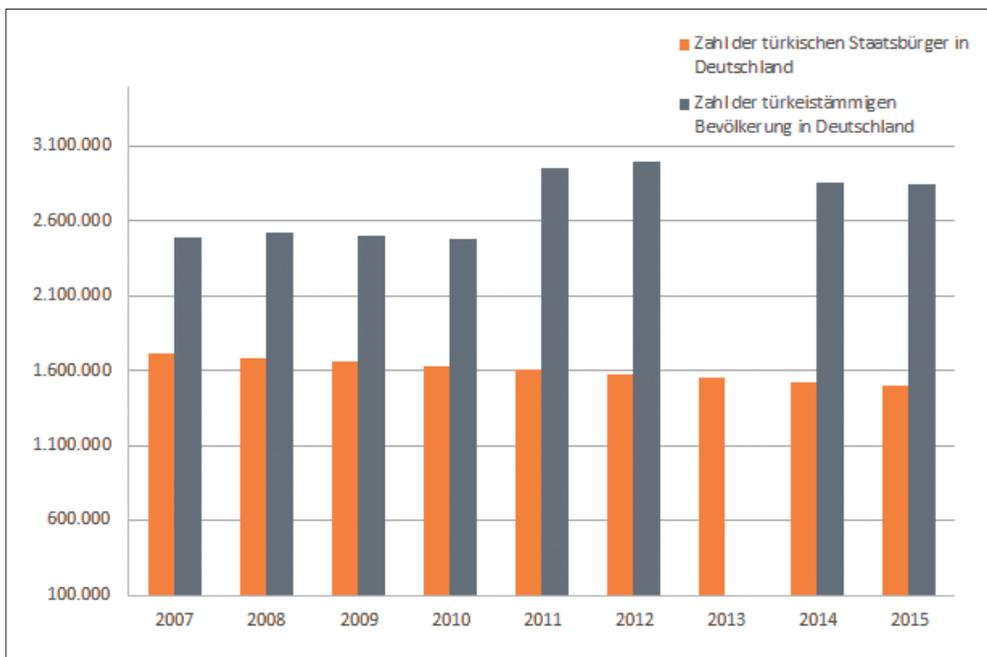


Tabelle 3.1

190 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 229.

Ab 1973 verfolgte die Bundesregierung in der Ausländerpolitik, auch wenn mit politisch widersprüchlichen Maßnahmen, zwei Strategien; den kontrollierten Zuzug von Ausländern und Maßnahmen zur Integration. Mittlerweile waren aber die Nicht-EG-Ausländer rechtlich geschützt, sodass die deutschen Behörden „erworbene Rechte und Aufenthaltsgenehmigungen“ nicht einfach ignorieren konnten.¹⁹¹ So wurden zum Jahresanfang 1975 höhere Kindergeldsätze nach dem Territorialitätsprinzip auch für Ausländer gewährt, was einen Anstieg an nachgeholt Kindern aus dem Ausland nach sich zog. Abadan-Unat führt auch die hohe Fertilitätsrate bei den Türkinnen, die fast dreimal höher als bei den deutschen Frauen lag, auf das Kindergeld zurück.¹⁹² Ein Jahr zuvor wurde noch beschlossen, dass Jugendliche, die ab dem 30. November 1974 in die Bundesrepublik eingereist waren, keine Arbeitsgenehmigung erhalten sollten. Der Stichtag wurde mehrmals verlegt. Eine Zuzugssperre für einige Gebiete, um der Ghettoisierung entgegenzuwirken, wurde kurz darauf aufgehoben, weil die Aspekte der Mobilität und Infrastrukturbelastung kollidierten. Verschiedene Interessenspunkte in der Ausländerbeschäftigung und -politik ließen eine eindeutige Konzeption der Ausländerfrage nicht zu. Das Memorandum des Ausländerbeauftragten Kühn mit der Aufforderung einer konsequenten Integrationspolitik im September 1979 hatte zwar Aufsehen erregt und wurde im politischen Rahmen diskutiert, in der Praxis jedoch kaum umgesetzt.¹⁹³ Der CDU-Politiker Manfred Abelein betonte die kulturelle Differenz und glaubte nicht, dass eine Integration der Ausländer überhaupt möglich sei.

Als die Regierung Kohl 1982 ihre Regierungserklärung abgab, war die Ausländerpolitik, basierend auf der Integration, der Rückkehrbereitschaft und dem Stopp weiterer Zuzüge, einer der vier Schwerpunkte seiner Erklärung. Sowohl die Unionsparteien als auch die Sozialdemokraten waren sich bewusst, dass die öffentliche Meinung über die Ausländerproblematik nicht zu unterschätzen war und rechtsextreme Organisationen von der Ungewissheit profitieren könnten. Jedoch kollidierten Fragen wie die Regelung des Familiennachzugs, wer zurückgeschickt werden sollte, wie das Arbeitsverhältnis im Heimatland aussehen würde oder was Integration überhaupt bedeute, mit menschlichen, finanziellen oder grundgesetzlichen Barrieren. So schrieb eine Zeitung, es gäbe „keine finanziell tragbare Patentlösung zur Verringerung der Ausländerzahl ohne Verstöße gegen das Grundgesetz.“¹⁹⁴ Einzelne Bundesländer, wie Berlin unter dem damaligen Senator für Inneres Heinrich Lummer, verschärften die Diskussion um die Ausländerpolitik, indem sie auf eigener Initiative eine antitürkische Politik betrieben. Das Nachzugsalter stand dabei im Mittelpunkt der Diskussionen. Innenminister Zimmermann unterstellte den Türken, dass es gar nicht um das Eltern-Kind-Verhältnis gehe, sondern eher um die Einschleusung in den deutschen Arbeitsmarkt. Zimmermann holte weiter aus und verwies auch auf die kulturellen Unterschiede, die keine Grundlage für die Integration bieten würden:

191 Vgl. Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 243.

192 Vgl. Abadan-Unat, Die Migrationspolitik der Türkei, S. 169.

193 Vgl. Herbert, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, S. 231f.

194 Vgl. Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 252.

„Die (Türken) kommen aus einem anderen Kulturkreis und in einer anderen Größenordnung. Es ist ein riesiger Unterschied, ob ich hier 1,7 Millionen Moslems vor mir habe, die in Wirklichkeit ja nicht auf die Dauer bleiben wollen, sich nicht integrieren wollen, auch nicht deutsche Staatsbürger werden wollen, sondern mit dem erkennbaren Willen einreisen, hier Geld zu verdienen und dann wieder zurückzugehen.“¹⁹⁵

Es ist interessant, dass Zimmermann die Türken nur auf die Religion reduziert und sich der Thematik undifferenziert nähert. Es erhoben sich auch Gegenstimmen, wie die der Ausländerbeauftragten Liselotte Funcke, die ein Problem im feindlichen und grundgesetzwidrigen Ton Zimmermanns sahen. Letztendlich konnte sich Zimmermann nicht durchsetzen, aber die Unstimmigkeiten lösten eine Kabinettskrise im Herbst 1984 aus. In einer aktuelleren Studie stellt Professor und Migrationsforscher Halil Uslucan fest, dass Migranten nicht nur billige Arbeitskräfte darstellen oder auch nur eine neue Küche einführen, sondern auch die Qualität und Vielfalt von Entscheidungsprozessen bereichern, indem sie Beiträge zu einer pluralistischen Gesellschaft leisten.¹⁹⁶

Die Diskussionen dauerten an, da die türkische Regierung auf das Recht der Arbeitsaufnahme im EG-Raum ihrer Arbeitnehmer bestand, welches durch das Assoziierungsabkommen mit der EG von 1963 bestimmt gewesen sein sollte. Jedoch stellte der EG-Ministerrat fest, dass „das Abkommen keine Freizügigkeit für Arbeitnehmer beinhalte.“¹⁹⁷ Der Verhaltensforscher Eibl-Eibesfeldt führte die Debatte in Zimmermann-Manier fort, indem er die Anpassungsfähigkeit der Türken anzweifelte. Die europäischen Arbeiter hätten nämlich nur die Sprachbarriere zu überwinden, während die Türken kulturell anders seien. Nach der Revolution im Iran stand auch weitgehend der Islam, als politischer Faktor, im Fokus der Debatte. Der Islam-Experte und Journalist Peter Scholl-Latour forderte zu mehr Toleranz auf, betonte aber auch, dass die Türken nur als Muslime zu verstehen seien. Eine Unterscheidung zwischen Sunniten und Aleviten machte er dabei nicht. Scholl-Latour sagte schon damals, dass sich eine scharf abgegrenzte, religiös-nationale Minderheit in der Mitte der Bundesbürger entwickle. Weil das Ganze jeder staatlichen Beaufsichtigung entzogen sei, sei „das Demokratieverständnis der frommen Muslime unter unseren Türken weder vom politischen Pluralismus noch vom Geist der Aufklärung geprägt.“¹⁹⁸

Nach der Wiedervereinigung und dem Zerfall der UdSSR beschäftigte die Asylpolitik die Bundesrepublik auf der einen Seite, auf der anderen Seite prägten die Übergriffe auf Ausländer erst im Osten dann in ganz Deutschland die Tagesthemen. Ein Brandanschlag auf ein von Türken bewohntes Haus in Mölln kostete drei Menschen das Leben. Weitere Anschläge, wie der Brandanschlag in Solingen, folgten, woraufhin sich im ganzen Land Menschen zu Protestbewegungen zusammenfanden und ihrer Solidarität Ausdruck verliehen. Die Regierung und Kohl gerieten unter Beschuss und wurden beschuldigt die

195 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 253.

196 USLUCAN, Haci-Halil: Chancen von Migration und Akkulturation. In: FUHRER, Urs/ USLUCAN, Haci-Halil (Hrsg.): Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur (S. 226–242), Stuttgart 2005, S. 227.

197 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 259.

198 Vgl. HERBERT, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 260.

Gewaltwelle nicht zu stoppen. Die britische Zeitung *Independent* schrieb, dass die Regierung versuche, die Ausländer als eine Problemgruppe darzustellen.¹⁹⁹ Die Tagesthemen überdeckten aber weiterhin die Frage, ob Deutschland ein Einwanderungsland sei, und wenn ja, wie die Integration auszusehen habe. Ansichten zu einer multikulturellen Gesellschaft gingen weit auseinander und lieferten keine Anhaltspunkte zur Lösung der Fragen. Die Oppositionsparteien und die FDP-Spitze forderten 1993 ein Einwanderungsgesetz, um die Einbürgerung der Ausländer zu erleichtern und damit das Reichs- und Staatsgesetz aus dem Jahr 1913, welches nur Menschen deutscher Abstammung die deutsche Staatsbürgerschaft zusprach, zu ändern. Jedoch verstummte die Debatte um das Einwanderungsgesetz ein weiteres Mal aufgrund der Wirtschaftskrise im Folgejahr. Erst 1998 konnte die rot-grüne Koalition einen Gesetzentwurf vorlegen, der den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit in Deutschland geborenen Menschen zusprach. Die Regierung Schröder hatte nach dem Drängen der Industrie eine Sonderarbeitserlaubnis für ausländische Fachkräfte im Jahre 2000 ermöglicht, da ein erheblicher Mangel an IT-Fachleuten in Deutschland herrschte. Ein weiteres Mal waren es wirtschaftliche Gründe, die eine Veränderung in der Einwanderung herbeiführten. Zudem spielten demografische Bedingungen eine Rolle. Demographen und Wirtschaftsforscher berechneten die Größe der Bevölkerung ohne Zuzug zum Jahre 2050 auf 39,5 Millionen Menschen. Dies würde nicht nur Probleme auf dem Arbeitsmarkt bereiten, sondern auch bei der Altersvorsorge.

2005 hat der Mikrozensus erstmals den Migrationshintergrund erfasst. Dabei stellte sich heraus, dass 20% der Gesamtbevölkerung aus einer anderen Nation stammten, bei den unter 25-Jährigen sind es sogar über 25%. Nach jahrelangen Unklarheiten und einer Reihe von Ereignissen im Laufe des Jahres 2006 wurde auf Initiative der Bundeskanzlerin Angela Merkel hin der Integrationsgipfel veranstaltet.²⁰⁰ Politiker, Experten und Migranten tauschten sich aus, ehe nach dem abschließenden Gipfel im Jahr 2007 ein nationaler Integrationsplan vorgelegt wurde. Zentrale Themen, die jahrelang ignoriert und aufgeschoben wurden, sollten nun systematisch angegangen werden. Während des letzten Gipfels fiel jedoch auf, dass die türkischen Gemeinden fernblieben. Somit wurde deutlich, „dass hinter der schönen Fassade und der überwiegend positiven Beurteilung doch auch noch gravierende Differenzen und Probleme liegen.“²⁰¹ Die Oppositionsparteien unterstellten zwar keine bösen Absichten, kritisierten aber die vagen Erklärungen. Der eingeführte Einbürgerungstest für die deutsche Staatsbürgerschaft wirkte integrationshemmend und integrationspolitisch kontraproduktiv, da die 1. und 2. Generation der Einwanderer aufgrund der leichten Arbeit kein bis wenig Deutsch gelernt hatten und somit den komplexen Test unmöglich bestehen konnten. Weitere Erschwernisse, wie das Verbot der doppelten Staatsbürgerschaft im neuen Staatsangehörigkeitsgesetz des Jahres 2000, halbierten die Zahl der Einbürgerungen im Vergleich zum Vorjahr.

199 Vgl. HERBERT, *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland*, S. 317.

200 KESKIN, Hakkı: *Deutsch-türkische Perspektiven: Plädoyer für eine zukunftsorientierte Integrationspolitik*, Schwalbach 2009, S. 24.

201 Vgl. KESKIN, *Deutsch-türkische Perspektiven*, S. 25.

Die Erwägung der Rückkehr in das Herkunftsland kann ein Hemmnis der Integration darstellen. Dieses trifft nicht nur auf die erste oder zweite Generation zu, sondern betrifft auch deren Nachkommen, denen das Herkunftsland als Heimatland suggeriert wurde.²⁰² Die Statistiken der letzten Jahre bestätigen, dass die Zahl der Türkeistämmigen abgenommen hat, aber nicht durch die Zahl der Auswanderung, sondern durch die niedrige Zahl der Zuzüge aus der Türkei. Im Jahr 2006 kam es zu einer Wende der Zahl der Ab- und Zuwanderer. Die negative Migrationsbilanz setzte sich bis 2014 fort, ehe 2015 wieder eine positive Bilanz erreicht werden konnte, welche auf die politischen Ereignisse in der Türkei zurückgeführt werden können. Folgende Tabelle (Tab. 3.3) zeigt eine Übersicht der Ab- und Zuwanderung aus und in die Türkei zwischen den Jahren 1991 und 2015.

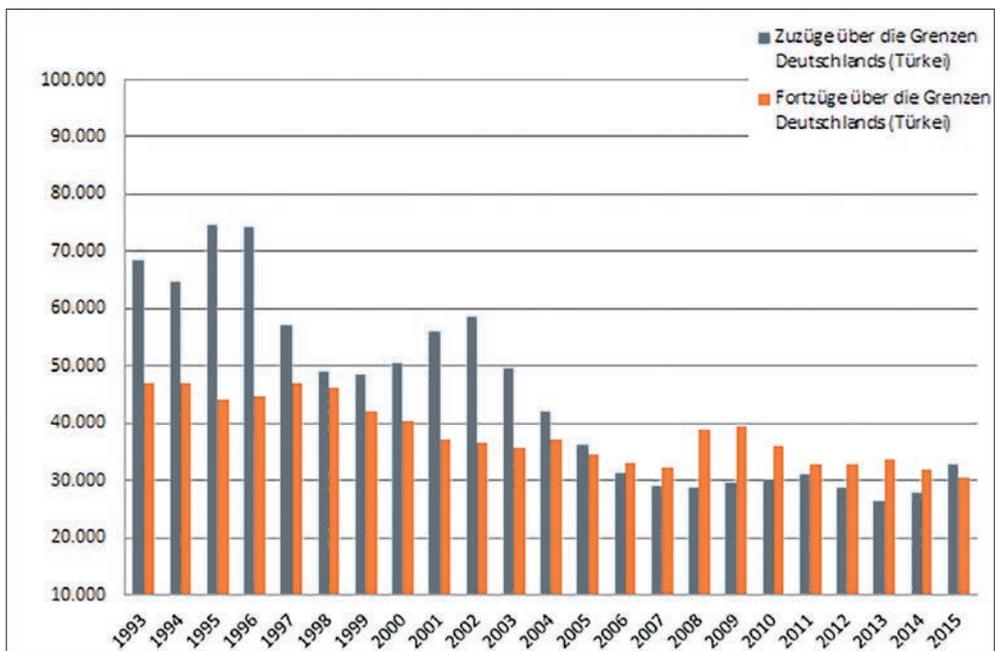


Tabelle 3.2²⁰³

Wolfgang Schäuble ließ 2006 zum ersten Mal spüren, dass der Islam nicht im Widerspruch zur Integration steht und die Religionsfreiheit beachtet werden soll, indem er auf eigene Initiative hin die erste Islamkonferenz in Deutschland einberief. Der spätere Bundespräsident Christian Wulff unterstrich vier Jahre später erneut die Worte Schäubles, ehe er 2015 von Angela Merkel für seine Worte unterstützt wurde. Der amtierende Bundesinnenminister Horst Seehofer entflammte die Debatte erneut, indem er sich von den Worten

202 KLINKER, Sonja: Maghrebiner in Frankreich, Türken in Deutschland. Eine vergleichende Untersuchung zu Identität und Integration muslimischer Einwanderungsgruppen in europäischen Mehrheitsgesellschaften, Hildesheimer Schriften zur interkulturellen Kommunikation Band 2, Frankfurt am Main [u.a.] 2010, S. 304.

203 BAMF: Migrationsbericht des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge im Auftrag der Bundesregierung. Migrationsbericht 2015, S. 188; 192.

Merkels distanzierte. Zwar drückte er auch aus, dass die Muslime zu Deutschland gehören; deshalb könnten aber die landestypischen Traditionen nicht aufgegeben werden. Ob oder wer überhaupt solch eine Erwartung hat, führte er nicht weiter aus. Der Bundesvorsitzende der Grünen, Robert Habeck, misst Seehofer eine Mitschuld zum Rücktritt Mesut Özils aus der Nationalmannschaft durch seine Aussage zu. Özil, der sich in England mit Erdoğan fotografieren ließ, wurde während der WM 2018 stark kritisiert. Die Art und Weise, wie mit Özil umgegangen wurde und die fehlende Unterstützung vom Verband stießen auf Empörung seitens der Deutschtürken. Özil machte seinen Rücktritt nach wochenlangem Schweigen auf Twitter auf Englisch publik und kritisierte nicht nur den Präsidenten des Deutschen Fußball-Bundes, Reinhard Grindel, sondern hinterfragte, warum ein Lothar Matthäus bei einem Foto mit Putin nicht ebenfalls kritisiert wurde oder warum ein verurteilter Steuerhinterzieher immer noch den größten Verein in Deutschland regieren kann.²⁰⁴ Letztendlich schlussfolgerte Özil, dass er als „Haustürke“ oder wegen seiner Religion gerne zum Sündenbock gemacht werde,²⁰⁵ dabei wurde er sowohl von den türkischen Medien als auch von großen Teilen der Deutschtürken unterstützt.

Schon damals hatte Max Frisch ausgedrückt: „Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen.“²⁰⁶

8. Welchen Problemen stehen die Türken in Deutschland gegenüber

Mit der Migrationsgeschichte der Türken wurden vor allem Aspekte, die die politischen Hinderungen zur Integration darstellten, beleuchtet. Im Folgenden sollen einige Phänomene betrachtet werden, die die Integration der türkischstämmigen Menschen in Deutschland individuell und kollektiv behindert haben und weiterhin behindern.

8.1 Phänomen der Bildungsorientierung

Das Phänomen der Bildungsorientierung geht von der Bildung als Integrationsvoraussetzung aus. Während einige Eltern aufgrund des eigenen Bildungsmangels auf eine adäquate Bildung ihrer Kinder bestehen, betraf vor allem die zweite Generation die Erwartung, schnell jobföndig zu werden und Geld zu verdienen. Nauck geht von drei Motivationalebenen der Eltern aus, wobei die Erwartung an die Kinder durch den ökonomisch-utilitaristischen Nutzen, den psychologischen Nutzen und den sozial-normativen Nutzen bestimmt wird.²⁰⁷ In der Türkei soll der ökonomisch-utilitaristische Nutzen eher im Fokus

204 ÖZIL, Mesut: II/III Media & Sponsors [22.07.2018], in: Twitter; URL: <https://twitter.com/MesutOzil1088/status/1021017944745226242>

205 ÖZIL, Mesut: III/III DFB [22.07.2018], in: Twitter; URL: <https://twitter.com/MesutOzil1088/status/1021093637411700741>

206 Vgl. KESKIN, Deutsch-türkische Perspektiven, S. 131.

207 NAUCK, Bernhard: Lebenslauf, Migration und generatives Verhalten bei türkischen Familien. In: FUCHS, Werner/ KOHLI, Martin/ SCHÜTZE, Fritz (Hrsg.): Lebenslauf und Familienentwicklung Band 7 (S. 189–230), Opladen 1989, S. 193.

stehen. In Deutschland ist dasselbe Phänomen, wenn auch in modifizierter Form, zu beobachten.

Der von Gogolin geprägte Begriff „monolingualer Habitus“ geht von der Überzeugung aus, dass Individuen, Staaten und Gesellschaften mit einer Normalität der Einsprachigkeit vor allem im europäischen Raum betrachtet werden. Die Ideologie, nach der Nationen einsprachig sein müssen, ist laut Gogolin auf die Nationalstaatenbildung Europas im 19. Jahrhundert zurückzuführen²⁰⁸ und steht im Gegensatz zum eigentlich multikulturellen, vielsprachigen und von der Allgemeinheit als Einwanderungsland akzeptierten Deutschland. Die Pluralisierung der Schüler und die damit verbundene Komplexität stoßen auf ein Selbstverständnis des Bildungssystems, das sich als dysfunktional erweist. Dieses Selbstverständnis stellt eine Bildungsbenachteiligung für Schüler mit einem Migrationshintergrund, die defizitäre Deutschkenntnisse aufweisen, dar. „Durch die Migration werden die Institutionen problematisiert, die sich dem nationalstaatlichen Selbstverständnis des Bildungssystems verdanken.“²⁰⁹ Das Bildungsdefizit bei Schülern mit Migrationshintergrund ist ein vor allem in Deutschland zu beobachtendes Phänomen. Nach einem empirischen Befund im internationalen Vergleich absolvieren Schüler mit einem türkischen Migrationshintergrund in anderen europäischen Ländern mit einer größeren Wahrscheinlichkeit einen höheren Bildungsabschluss als in Deutschland.²¹⁰ Die primäre Sozialisation in der Herkunftsfamilie macht eine „Akkulturation“ in eine neue soziokulturelle Umgebung nur zu einem gewissen Grad möglich.²¹¹ Deshalb wird der Schule eine wichtige Rolle zugesprochen, um die Ungleichheitsverhältnisse zu stabilisieren, da sie letztendlich die Einstellung der Schüler zur Bildung prägt. Unter anderem wurde im Nationalen Integrationsplan von 2007 festgehalten, dass die Unterrichtsqualität in Schulen mit hohem Migrationsanteil durch Lehrkräfte, die selbst Migranten sind, verbessert werden soll. Der monolinguale Habitus wirkt sich auch auf das Curriculum aus, das sich nach einsprachig aufwachsenden Schülern richtet. Es wird für alle Schüler von den gleichen Voraussetzungen des Sprachgefühls und Weltwissens ausgegangen.²¹² Der Bildungswert wird durch die Beherrschung der deutschen Sprache definiert und die Mehrsprachigkeit nicht anerkannt, sogar als illegitimer Sprachgebrauch definiert. Durch die habitualisierte Praxis, die Muttersprache im Unterricht zu

208 GOGOLIN, Ingrid: Sprachliche Heterogenität und der monolinguale Habitus der plurilingualen Schule. In: TANNER, Albert/ BADERTSCHER, Hans/ HOLZER, Rita/ SCHINDLER, Andreas/ STREICKEISEN, Ursula (Hrsg.): Heterogenität und Integration. Umgang mit Ungleichheit und Differenz in Schule und Kindergarten (S. 291–299), Zürich 2006, S. 291f.

209 GOGOLIN, Ingrid: Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule, Münster 2008, S. 3.

210 WILMES, Maren/ SCHNEIDER, Jens/ CRUL, Maurice: Sind die Kinder türkischer Einwanderer in anderen Länder klüger als in Deutschland? Bildungsverläufe in Deutschland und im europäischen Vergleich: Ergebnisse der TIES-Studien. In: NEUMANN, Ursula/ SCHNEIDER, Jens (Hrsg.): Schule mit Migrationshintergrund (S. 30–46), Münster [u.a.] 2011, S. 31.

211 FÜRSTENAU, Sara/ NIEDRIG, Heike: Die kultursoziologische Perspektive Pierre Bourdieus: Schule als sprachlicher Markt. In: FÜRSTENAU, Sara/ GOMOLLA, Mechtild: Migration und schulischer Wandel: Mehrsprachigkeit (S. 69–88), Wiesbaden 2011, S. 74.

212 GOGOLIN, Ingrid/ KROON, Sjaak: Einsprachige Schule, mehrsprachige Kinder. Erfahrungen aus einem international-vergleichenden Projekt über Unterricht in der Sprache der Majorität. In: GOGOLIN, Ingrid/ KROON, Sjaak: „Man schreibt, wie man spricht“. Ergebnisse einer international vergleichenden Fallstudie über Unterricht in vielsprachigen Klassen (S. 1–26), Münster 2000, S. 8.

verbieten, wird ein Teil der Identität der Schüler nicht anerkannt. Diese Vorgehensweise macht sich in den schulischen Leistungen der Schüler bemerkbar.²¹³

Die PISA-Studie (Programme for International Student Assessment), die von der OECD (Organisation for Economic Cooperation and Development) durchgeführt wird, findet seit 2000 alle drei Jahre in 31 Ländern statt. Der Schwerpunkt der Studie befindet sich im Bereich der Lesekompetenz, mathematischen Fähigkeiten, Naturwissenschaften und der Problemlösefähigkeit von 15-Jährigen.²¹⁴ Deutschland hat die PISA-Studien als Impuls für die Verbesserung seiner Bildungspolitik aufgefasst und in der Studie von 2012 besser abgeschnitten als die Jahre zuvor. Mit 531 Punkten hat Deutschland einen Wert erreicht, der über dem OECD-Durchschnitt liegt. In der Studie entspricht ein Punkteunterschied von 41 Punkten einem Schuljahr.²¹⁵ Obwohl sich die Chancengleichheit von 2003 bis 2012 verbessert hat, erzielt ein sozioökonomisch bessergestellter Schüler durchschnittlich immer noch 43 Punkte mehr als ein schlechtergestellter Schüler.²¹⁶ Bei Schülern mit Migrationshintergrund zeigte sich ein ähnlicher Trend. Der Leistungsvorsprung der Schüler ohne Migrationshintergrund gegenüber ihren Mitschülern hat sich zwar verkürzt: Betrag der Abstand im Jahr 2003 noch 81 Punkten, hat er sich im Jahr 2012 auf 54 Punkte verringert.²¹⁷ Dennoch ist der Anteil der Schüler mit Migrationshintergrund, die die Kompetenzstufe 2 in Mathe nicht erreichen, doppelt so hoch wie bei Schülern ohne einen Migrationshintergrund.²¹⁸ Deutschland ist eines der wenigen Länder, die es geschafft haben, die Disparität zwischen Schülern mit und ohne Zuwanderungsgeschichte zu verringern, doch der Unterschied ist immer noch groß und zeigt, dass es noch einer weitergehenden Entwicklung des Bildungssystems bedarf. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die Mehrsprachigkeit in der Schülerschaft „ein zukunftsträchtiges Merkmal der Schule“²¹⁹ ist.

8.2 Phänomen der Mehrfachverbundenheit

Die Mehrfachverbundenheit ist das Empfinden „sich mit verschiedenen Wertesystemen, Sprachen und Kulturen zu identifizieren.“²²⁰ Eine statische Festlegung auf Merkmale einer Kultur ist nicht gegeben, somit bilden Mehrfachverbundene eine Zwischengruppe, die sowohl von der Gesellschaft als auch von den vorangegangenen Generationen ausgeschlossen werden können. Das fehlende Verständnis für Mehrfachverbundene kann zu einem Identitätsproblem führen; es kann aber auch förderlich für die Persönlichkeitsent-

213 Vgl. GOGOLIN, Sprachliche Heterogenität und der monolinguale Habitus der plurilingualen Schule, S. 295.

214 OECD: PISA 2012 Ergebnisse / Bd. 1: Was Schülerinnen und Schüler wissen und können - Schülerleistungen in Lesekompetenz, Mathematik und Naturwissenschaften, Bielefeld 2014a, S. 28.

215 Vgl. OECD (2014a), hier: S. 51.

216 OECD: PISA 2012 Ergebnisse: Exzellenz durch Chancengerechtigkeit (Band II): Allen Schülerinnen und Schülern die Voraussetzungen zum Erfolg sichern, Bielefeld 2014b, Tabelle II.2.1.

217 Vgl. OECD (2014b), hier: Tabelle II.3.4b.

218 Vgl. OECD (2014b), hier: Tabelle II.3.7.

219 Vgl. GOGOLIN, Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule, S. 14.

220 Vgl. KLINCKER, Maghrebiner in Frankreich, Türken in Deutschland, S. 311.

wicklung sein, wenn Werte und Normen aus beiden Kulturen übernommen und an die eigene Situation angepasst werden.²²¹ „In den meisten Fällen entsteht eine, von Person zu Person variierende, interessante Mischung aus deutsch-türkischer Doppelidentität.“²²² Migrantenkinder sind kompromissbereit und trennen Lebensräume, um Konflikten zu entgehen, doch trotzdem müssen sie sich erst Anerkennung verschaffen und können auf Ablehnung von beiden Seiten stoßen. Nicht selten müssen sich auch türkischstämmige Menschen in Deutschland für die politischen Ereignisse in der Türkei rechtfertigen.

8.3 Phänomen des ewigen Ausländers

Wenn man sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland als Ausländer betrachtet wird, wird vom Phänomen des ewigen Ausländers gesprochen. Die Mehrzahl der Befragten türkischer Herkunft in der Untersuchung Klinkers gaben an, sich nicht als Deutsche zu betrachten.²²³ Die meisten wollen auch nicht als Deutsche gesehen werden, sondern hoffen auf eine Akzeptanz ihrer selbst. Dabei sehen sich die Befragten türkischer Herkunft zurzeit als eine Gruppe außerhalb der Mehrheitsgesellschaft und leugnen keinesfalls ihre Herkunft, im Gegensatz zu Befragten anderer Herkunft. Deutschland hat lange die Definition als Einwanderungsland nicht akzeptiert und stets von Gastarbeitern gesprochen, die eines Tages zurückkehren werden. Keskin stellt fest, dass die Behauptung, die Ausländer würden die Arbeitsplätze besetzen, nicht wahr ist. Im Gegenteil, bei jeder Wirtschaftsrezession sind die größten leidtragenden Nichtdeutsche. Das Armutsrisiko von Migranten hat einen Anstieg von 19,6 Prozent auf 24 Prozent zwischen 1996 und 2003 erlebt, außerdem ist im Vergleich zur Gesamtbevölkerung die Arbeitslosenquote bei Ausländern doppelt so hoch. Dabei sind unter der ausländischen Bevölkerung die Türken am stärksten betroffen.²²⁴ Obwohl türkische Arbeiter jahrelang Schwerarbeit geleistet haben, genießen viele von ihnen kein Ansehen in der Gesellschaft. Eine Studie des Zentrums für Türkeistudien, die eine Scheinbewerbung von deutschen und türkischen Männern mit homogenen Lebensläufe und Qualifikationen an ausgeschriebenen Stellen untersuchte, stellte fest, dass türkische Bewerber öfter diskriminiert werden.²²⁵ Keskin spricht weitere Aspekte an. Warum es keine Kooperation zwischen türkischen und deutschen Fernsehsender ähnlich der deutsch-französische Kooperation ARTE gäbe, warum Muslime keine repräsentativen Moscheen an vielen Orten erbauen dürfen oder warum öffentlich-rechtliche Sender in ihrer Berichterstattung das muslimische Leben negativ darstellen würden.²²⁶ Die Medien, aber auch einige Politiker, sind undifferenziert bei jeglicher Form von Problemanalyse und weisen voreilig bestimmten Ethnien und Religionen die Schuld zu. In Schweden ist es zum Beispiel unter-

221 Vgl. ATABAY, Zwischen Islamismus und Patchwork, S. 119.

222 Vgl. KESKIN, Deutsch-türkische Perspektiven, S. 67.

223 Vgl. KLINKER, Maghrebiner in Frankreich, Türken in Deutschland, S. 316.

224 BREMER, Peter: Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte. Zur Lebenssituation von Migranten, Opladen 2000, S.70.

225 Vgl. BREMER, Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte, S.87 f.

226 Vgl. KESKIN, Deutsch-türkische Perspektiven, S. 52; 61; 63.

sagt, ethnische oder religiöse Hintergründe bei der Berichterstattung zu nennen, wodurch Vorurteile in der breiten Masse verhindert werden.

Die fehlende Voraus- und Rücksicht der Bundesrepublik hat dazu geführt, dass die türkischen Einwanderer und deren Nachfahren infolge eines mentalen Konzepts der Integration eine emotionale Bindung zur Türkei bewahren.

9. Muslime in der Krise

Das erste Wort der Überlieferung der abrahamitischen Religion Islam ist „Iqra – Lies“ und trotzdem können 30% aller Muslime nicht lesen, stellt der islamische Theologe Abdel-fettah Mourou fest.²²⁷ Zwar spielen auch diverse Aspekte beim Bildungsniveau, wie sozio-ökonomische oder infrastrukturelle Faktoren eine Rolle, doch führt er weiterhin aus, dass es weder eine intellektuelle muslimische Persönlichkeit gäbe, die prägend für das weltliche Leben wäre, noch eine Universität im muslimischem Raum vorhanden sei, die durch ihre wissenschaftliche Arbeit auffiele. Tatsächlich sind die wissenschaftlichen Publikationen an den türkischen Universitäten sehr gering und laut Mehmet Şimşek, dem ehemaligen stellvertretenden Premierminister (ehe er vom Schwiegersohn Erdoğan abgelöst wurde), liest nur einer von tausend Türken ein Buch. Der Psychologe Erol Göka führt dieses Phänomen auf die Kultur der Türken zurück, verweist auf die traditionellen mündlichen Überlieferungen und bestätigt Şimşeks Aussagen.²²⁸ Nach Göka stellt die „mündliche Kultur“ die größte Hürde für die Modernisierung dar. Mourou rief in einer Predigt in den USA die Muslime dazu auf, sich aktiv an der Gesellschaft zu beteiligen, ansonsten hätten Muslime kein Recht, einen larmoyanten Ton über Beschimpfungen und Diskriminierungen anzuschlagen.²²⁹ In derselben Manier sprach der Schweizer Islamwissenschaftler Tariq Ramadan, der die Moslems dazu aufrief, sich von der Opfermentalität, die auf den Kolonialismus zurückgeführt wird, zu distanzieren. Zudem sind Verschwörungstheorien über das Wirken vom Bösen über das Weltgeschehen weit verbreitet.²³⁰ Er kritisiert weiterhin die Bildungsschwäche, aber vor allem die fehlende Kritikausübung an Gelehrten und Autoritätspersonen. Vieles wird angenommen, ohne dass es hinterfragt wird und etabliert sich später als religiöses Gut in der Gesellschaft. Klinker bestätigt, dass in der Diaspora das Opfer-Phänomen anzutreffen ist, wobei eigenes Scheitern auf die Diskriminierung der Mehrheitsgesellschaft zurückgeführt wird und die eigene Verantwortung ausgeschlossen wird.²³¹

Die Geschichte des Islams hat aber auch goldene Jahrhunderte der Wissenschaft und Philosophie erlebt. So ist heute noch ein medizinisches Vorlesungsmanuskript aufbauend auf den Lehren des Gelehrten Ibn-Sinas (Avicenna, gest. 1037) in der Bayerischen Staatsbi-

227 BLUME, Michael: Islam in der Krise. Eine Weltreligion zwischen Radikalisierung und stillem Rückzug, Ostfildern 2017, S. 48.

228 Vgl. GÖKA, Türkerin Psikolojisi, S. 137f.

229 Vgl. BLUME, Islam in der Krise, S. 50.

230 Vgl. BLUME, Islam in der Krise, S. 115.

231 Vgl. KLINKER, Maghrebiner in Frankreich, Türken in Deutschland, S. 307.

bliothek in München zu finden.²³² Die Meinung, dass es in Europa keine Renaissance ohne muslimische Beteiligung gegeben hätte, ist weit verbreitet. Nach Blume endete die „geistige und tolerante Blüte der islamischen Kultur“²³³ im arabischen Raum mit der Zerstörung Bagdads 1258 durch ein mongolisches Reiterheer und der Auflösung des Kalifats in Andalusien 1492 durch die spanisch-katholische Reconquista. Nach türkischer Auffassung war aber ein interner Fehler ausschlaggebend für den Rückgang der Blütezeit und der Auslöser für die andauernden Probleme. Nach der Erfindung der Druckmaschine durch Johann Gutenberg verbot Sultan Bayezid II. in Übereinstimmung mit der Ulema das Drucken von arabischen Zeichen. Das Schreiben und Rezitieren arabischer Zeichen wurde als geheiligte Tätigkeit betrachtet und sollte nicht massenhaft vervielfältigt werden, weil eine inhaltliche Kontrolle in der Masse nicht möglich gewesen wäre. Somit verblieb man bei den mündlichen Überlieferungen und berief sich auf Weise, die in den meisten Dörfern anzutreffen waren. Selim I. verfolgte die Politik seines Vaters und sah die Todesstrafe für den Druck arabischer Lettern vor. Tatsächlich waren in Europa neben gelehrten Werken auch Schriften gedruckt worden, die Hass und Fehlinformationen verbreiteten. Während im Osmanischen Reich die Hexerei als Aberglaube betrachtet wurde, war der theologisch unterstützte „Hexenhammer“ eines der meistgelesenen Werke von 1486. In Europa fielen zehntausende Unschuldige der Hexenverfolgung zum Opfer. Zwar profitierte das Osmanische Reich kurzfristig von der Stabilität im Inneren, den Unruhen in Europa und konnte seinen Machtbereich im Balkan ausweiten, doch langfristig fanden in Europa Umbrüche in kulturellen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technologischen Bereichen statt, die Europa gesellschaftlich vorantrieben. Im 18. Jahrhundert konnten lediglich zwei bis drei Prozent der Menschen im Osmanischen Reich, wovon den größten Anteil nicht-Muslime bildeten, lesen. Im selben Zeitraum waren sowohl in England als auch in Deutschland mehr als die Hälfte der Bevölkerung alphabetisiert.²³⁴ Heute sind Menschen muslimischer Herkunft eher in der westlichen Welt erfolgreich und fallen durch ihre wissenschaftliche Arbeit mehr auf, als in Ländern mit überwiegend muslimischer Bevölkerung. Die sich afrikanisch-islamisch präsentierende Boko Haram bedeutet wortwörtlich „Westliche Bildung ist Sünde“²³⁵ und hat es sich unter anderem zur Aufgabe gemacht, bildungsorientierte Menschen zu bedrohen. Den Einrichtungen der bildungsorientierten Hizmet-Bewegung ist ein ähnliches Schicksal widerfahren.

„In der Türkei verfolgte und zerschlug Präsident Erdoğan ab 2013 die islamisch-sunnitische Hizmet-Bewegung, die unter dem Slogan ‚Baut Schulen, keine Moscheen!‘ in der gesamten turksprachigen Welt ein Netz aus modernen Nachhilfeeinrichtungen, Studierendenwohnheimen, Schulen, Hochschulen sowie Wirtschafts- und Medienunternehmen aufgebaut hatte.“²³⁶

232 ROHE, Matthias: Der Islam in Deutschland, München 2016, S. 23.

233 Vgl. BLUME, Islam in der Krise, S. 53.

234 Vgl. BLUME, Islam in der Krise, S. 60.

235 Vgl. BLUME, Islam in der Krise, S. 64.

236 Vgl. BLUME, Islam in der Krise, S. 64.

2007 stellte die Deutsche Islamkonferenz in einer Befragungsstudie fest, „dass formale Bildung und Religiosität in Deutschland bei Menschen muslimischer Herkunft negativ korrelieren.“²³⁷ Der Gedanke einiger Muslime, sich zwischen der Religiosität und dem weltlichen-empirischen Wissen zu entscheiden, stellt nicht nur ein großes Hindernis im Bildungs- und Wissenssystem dar, sondern erlaubt eine Radikalisierung und Instrumentalisierung der Religion. Dass der Koran in vielen Versen zum Nachdenken auffordert, wird dabei von einigen Muslimen außer Acht gelassen.

9.1 Türkischstämmige Muslime in Deutschland

Die Frage nach der Zahl der Muslime in Deutschland ist nicht leicht zu beantworten, da es im Islam keinen rituellen Aufnahmeakt wie die Taufe im Christentum gibt. Juristisch gesehen ist nach dem Selbstdefinitionsrecht jeder Muslim, der sich als solcher bezeichnet. Eine DIK-Studie aus dem Jahre 2009 konnte feststellen, dass ein Rückschluss von der Staatsangehörigkeit auf die Religionszugehörigkeit nicht zwingend richtig ist. Bei einer Befragung von Türken in Deutschland bezeichneten sich 84,1% als Muslime.²³⁸ Nach dem Forschungsbericht aus dem Jahr 2009 sind von den Muslimen 76% Sunniten und 17% Aleviten.²³⁹ Der Großteil der türkischstämmigen Muslime in Deutschland stammt aus einer Familie mit Migrationsgeschichte, ist selbst aber in Deutschland geboren. Die Imame des größten Moscheeverbands in Deutschland, die Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion (DITIB), werden von der staatlichen türkischen Religionsbehörde Diyanet entsendet. Die jüngeren Generationen haben es schwer, sich mit den Imamen zu identifizieren, sei es aufgrund der Sprachbarriere oder des Kulturunterschiedes. So ist es nicht erstaunlich, dass die Moscheen eher von älteren Menschen besucht werden.

Nachdem in den Achtzigerjahren klar wurde, dass die türkischen Auswanderer auf Dauer in Deutschland bleiben würden, hat sich der türkische Staat zur Aufgabe gemacht, die Religionspolitik auch in Deutschland zu kontrollieren. „Eine wesentliche Intention lag einerseits darin, die türkischstämmige Bevölkerung in Deutschland religiös zu betreuen, sie andererseits aber auch möglichst eng an die Türkei zu binden.“²⁴⁰ Auffallend ist, dass, obwohl die türkischen Muslime in Deutschland am häufigsten die Schule besuchen, ihr Bildungsniveau im Vergleich zu anderen Muslimen in Deutschland am geringsten ist.²⁴¹ Mit den ersten Familiennachzüglern wurden die klassischen Familienstrukturen aus der Türkei mitgebracht, wodurch viele Frauen sunnitischer Prägung die Rolle der Hausfrau auch in Deutschland übernahmen und somit im Gegensatz zu den Ehemännern weniger bis keine Berührungspunkte mit der deutschen Sprache hatten. Blume sieht neuerdings in der Entwicklung der Rolle der Frau unter Muslimen in Deutschland einen Ausweg aus der

237 Vgl. BLUME, Islam in der Krise, S. 68.

238 Vgl. ROHE, Der Islam in Deutschland, S. 76.

239 HAUG, Sonja [u.a.]: Muslimisches Leben in Deutschland. Im Auftrag der Deutschen Islam Konferenz, Nürnberg 2009, S. 303.

240 Vgl. ROHE, Der Islam in Deutschland, S. 132.

241 Vgl. HAUG, Muslimisches Leben in Deutschland, S. 304.

Krise. Die Loslösung vom klassischen Familienbild, die Zunahme der Studentinnen in theologischen Fachbereichen und das vermehrte Engagement im öffentlichen Leben könnte das Image des Islam positiv ändern.²⁴² Es ist zu beobachten, dass sich alevitische Frauen schneller und besser integriert haben. Nicht nur, weil viele alevitische Frauen kein Kopftuch tragen oder mit der Auslegung der Religion weniger streng sind, wie beim Konsum von Alkohol, sondern auch, weil die Vorfahren aus akademischen Kreisen stammten. Die Alevitische Gemeinde Deutschlands bezeichnet sich deutlich als eine deutsche Organisation, die sich sowohl von anderen Vereinigungen als auch von Einflüssen anderer Länder differenziert.²⁴³

Nach Rohe lassen sich seit den Anschlägen von 2001 zwei Trends beobachten, die in Deutschland die öffentlichen Debatten prägen.

„Zum einen werden Muslime häufig auf ihre Religionszugehörigkeit reduziert. Zum andern werden Probleme, die sich aus den Folgen der Migration ergeben, oft zu Unrecht der Religionszugehörigkeit zugeschrieben – nicht bei christlichen Einwanderern aus Ost- oder Südeuropa, wohl aber bei Muslimen.“²⁴⁴

Rohe führt weiterhin aus, dass einige Autoren wie Thilo Sarrazin Pseudostatistiken verwenden und den Islam regelrecht zum Angstfaktor machen. Dabei beruhen Thesen wie die Abschaffung der deutschen Kultur auf Fehleinschätzungen. Der Sachverständigenrat deutscher Stiftung für Integration und Migration konnte 2014 festhalten, dass 70% aller Befragten die Zahl der Muslime in Deutschland viel zu hoch einschätzten, ein Drittel ging sogar von einer Zahl über 10 Millionen aus.²⁴⁵ Dazu tragen Stereotypisierungen und Reduzierungen der muslimischen Frau auf ihre Bekleidung oder der vermeintlichen Demokratiefeindschaft des Islams, die durch einer „Folklore des Halbwissens“ entstehen, zur Ausgrenzung der Muslime in Deutschland bei.

Es ist nicht unüblich für Einwanderer, sich im Ausland an der Herkunftskultur und auch an der Religion festzuhalten. Vor allem, wenn man sich nicht willkommen fühlt, wird die Herkunftskultur als Halt empfunden. Wenn die eigene Identität in Deutschland keine Akzeptanz erfährt, wird der Blick gern auf das Herkunftsland gerichtet. Wenn sich ein Wandel der alten Traditionen und Werte im Herkunftsland vollzieht, wird in der Diaspora „die Modernisierung als Verrat an den Wurzeln betrachtet.“²⁴⁶ In der Diskussion um den Islam in Deutschland wird nicht beachtet, dass der Islam überhaupt nicht zu integrieren ist – wie soll auch eine Religion integriert werden, zumal der Begriff der Integration unklar ist. Die meisten Muslime weisen zwar eine Migrationsgeschichte in der Familie auf, sind selbst aber in Deutschland geboren und damit schon längst ein Teil der Gesellschaft.

242 Vgl. BLUME, Islam in der Krise, S. 144f.

243 Vgl. ROHE, Der Islam in Deutschland, S. 146.

244 Vgl. ROHE, Der Islam in Deutschland, S. 77.

245 Vgl. ROHE, Der Islam in Deutschland, S. 79.

246 Vgl. KLINKER, Maghrebiner in Frankreich, Türken in Deutschland, S. 304.

9.2 Was ist die Scharia?

Im Rahmen dieser Arbeit scheint es unumgänglich, den Begriff der Scharia genauer zu betrachten, da eine weitverbreitete Meinung davon ausgeht, die Scharia sei ein kodifiziertes Rechtsbuch. Auch türkischstämmige Menschen hören häufig den Vorwurf, die Einführung der Scharia in Deutschland zu befürworten. Seit der islamisch-europäischen Begegnung hat es eine negative Perzeption des islamischen Rechts gegeben, die heute durch die undifferenzierte Berichterstattung der Medien ein intensiveres Ausmaß erreicht hat. Obwohl eigentlich von einem monolithischen Block der Medien nicht gesprochen werden kann, geht Sabine Schiffer von einer einheitlichen Darstellung des Islams in den deutschen Medien aus.²⁴⁷ Vor allem erwecken autoritäre Staaten mit einem hohen Anteil an muslimischen Bürgern „durch den Strafvollzug drakonischer Körperstrafen“ mediales Aufsehen. Aber nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa ist ein schematisches Bild des Islams entstanden. Was aber ist genau die Scharia?

Eine Übersetzung des Wortes Scharia bedeutet ‚Weg‘ und das klassische Verständnis des Ausdrucks betrifft die Spiritualität, wie die Glaubensgewissheit und die moralische Vervollkommnung. Fast 97% aller Koranverse befassen sich mit diesen Aspekten. „Die restlichen Verse betreffen die handlungsbezogene Hingabe zu Gott (Islam) und vor allem den rituellen Gottesdienst, wie etwa das Gebet, die soziale Pflichtabgabe, das Fasten, die Pilgerfahrt etc.“²⁴⁸

Die Scharia wird fälschlicherweise mit dem islamischen (Straf-)Recht gleichgesetzt oder auf dieses reduziert. „Dabei ist das ‚Strafrecht‘ und erst recht das vom Ultima-Ratio-Grundsatz geprägte „Körperstrafrecht“ nur ein marginaler Teil des ‚Islamischen Rechts‘, und ein innerislamisch umstrittener dazu.“²⁴⁹ Zum einen liegt die falsche Wahrnehmung des islamischen Rechts an mangelnden Kenntnissen, zum anderen aber auch an der Fremdwahrnehmung des Begriffes und dem Bedeutungsverlust durch den interkulturellen Transfer. Von insgesamt 6200 Koranversen gibt es lediglich 80 Koranverse, die „Bereiche ansprechen, wie Vertrags-, Erb-, Ehe-, Familien- und am seltensten Strafrecht.“²⁵⁰ Dies macht einen Anteil von circa einem Prozent aus. Allein die geringe Anzahl an Verweisen im Koran macht es unmöglich, nationalstaatliche Gesetze abzuleiten, geschweige denn eine Staats- oder Regierungsform. Die Verse müssen in einem historischen und sozialen Kontext und vor dem kulturellen Hintergrund des damaligen Volkes ausgelegt werden, um ein gesundes Verständnis für die Materie erhalten zu können. Zudem sind die Hinweise kontextualisierbar und resultieren in vielfältigen Normverständnissen. Somit entfallen eigentlich schon die Fragen, ob die religiösen Gebote mit dem demokratischen Rechtsstaat in Einklang gebracht werden können oder ob das Gesetz der Religion oder des Staates zu beachten seien. Diese Fragen unterstellen einen Gegensatz, den es so gar nicht gibt. Die innerislami-

247 ADEMI, Çefli: Was ist das islamische Recht? [26.02.2012], in: Islamische Zeitung; URL: <https://www.islamische-zeitung.de/interview-mit-dem-juristen-cefli-ademi-zu-den-islamischen-grundlagen/>

248 ADEMI, Çefli: Ist der Islam mit dem Grundgesetz vereinbar? Warum diese Frage Unsinn ist [10.09.2017] in: Huffpost; URL: https://www.huffingtonpost.de/cefli-ademi/islam-grundgesetz-scharia-muslim-recht_b_17948970.html

249 Vgl. ADEMI, Was ist das islamische Recht?

250 Vgl. ADEMI, Ist der Islam mit dem Grundgesetz vereinbar?

sche Begründung sieht vor, dass sich ein Moslem, solange er in einem nichtmuslimischen Land Sicherheit genießt, sich an die dort geltenden Gesetze halten muss.²⁵¹ Mathias Rohe erklärt, dass sich die Lehre des „Haus der Vertrages“ (Dar al-Ahd) vor dem Hintergrund des Gegensatzes zwischen dem „Haus des Islam“ (Dar al-Islam) und dem „Haus des Krieges“ (Dar al-Harb) entwickelt hat. Mittlerweile glauben viele europäische Muslime an „einem Haus“ (Dar Wahida), „in dem alle Menschen gesetzeskonform leben müssen.“²⁵² Es sind aber die Extremisten, die diese Ansicht nicht akzeptieren und es sind auch die Extremisten, die einzelne Koranverse kontextentbunden als Legitimation für ihre degoutanten Taten sehen. Um dem Verständnis des Korans Klarheit zu schaffen, bedarf es den Bezug der Siyer-i Nebi, das Leben des Propheten. Aus dieser werden die Toleranz und die Tatsache, dass der Prophet immer die Vergebung der Strafe vorgezogen hat, ersichtlich. Dies ist auch ein Indiz dafür, dass die Extremisten in der heutigen Zeit nicht aus religiöser Überzeugung, sondern aus politischem Willen handeln.

10. Resümee

Der Weg zu den Tanzimat Reformen war mit militärischer Unterlegenheit gepflastert. Nicht der Wunsch nach Veränderungen im Herrschaftssystem, sondern das Verlangen der Herrscher nach Macht, die wirtschaftliche Schwäche im Reich, die Aufstände im Inland und die Einflüsse der Außenmächte trugen zu den Reformen bei. Gedanklich betrachtet fand keine Veränderung in den Köpfen des Volkes statt. Weder eine Phase der Aufklärung noch eine Revolution waren für die Veränderungen verantwortlich. Selbst der Weg zur konstitutionellen Monarchie wurde lediglich von einer kleinen Elite, den Jungtürken, angeführt. Dabei kam es zum Zusammenstoß verschiedener Gedankenströme, die bis heute sogar andauern. Der Osmanismus und Panislamismus wurden durch den türkischen Nationalismus ersetzt und das Volk dabei gespalten. Nach dem Untergang des Osmanischen Reiches führte Mustafa Kemal den Nationalismus fort und setzte auf die Verwestlichung, zudem instrumentalisierte er die Religion. Seine Reformen deuteten zwar auf seine Voraussicht, jedoch bewirkten die Veränderungen von oben herab keine wirkliche Aufklärung im europäischen Sinne. Dabei kamen immer wieder Gegenstimmen auf, ob die Türkei sich wirklich nach dem Westen richten oder über eine eigene Synthese nachdenken sollte, wozu es letztendlich nie kam. Dies führte zu Problemen zwischen den Laizisten und der muslimischen Bevölkerung, jedoch waren auch die Minderheiten betroffen. Während Minderheiten im Osmanischen Reich noch Schutz genossen hatten, wurden sie in der Republik durch den Nationalismus ausgestoßen. Die Jahre nach der Republikgründung und des Einparteiensystems waren stets geprägt von Differenzen, sei es im politischen, wirtschaftlichen, ethnischen oder konfessionellen Sinne. Dabei kam es immer wieder zur Intervention des Militärs. Auch die Wahl der AKP kann auf die Unfähigkeit der vorgegangenen Parteien und die missliche wirtschaftliche Lage zurückgeführt werden. Darüber hinaus wollten sich die

251 Vgl. ROHE, Der Islam in Deutschland, S. 237.

252 Vgl. ROHE, Der Islam in Deutschland, S. 237.

„einfachen“ Schwarzen Türken mit der ungleichen Behandlung und der Abwertung durch die Weißen Türken nicht mehr abfinden.

Mit der Migrationsgeschichte brachten die Türkeistämmigen ihre Probleme mit nach Deutschland, aber in Deutschland widerfuhr ihnen auch Unrecht. Schon vor der Migration war man davon überzeugt, dass der Westen keinen Freund darstellte, sondern nur auf Profit aus war. Die Aufnahme in die NATO beruhte auf militärischem und ideologischem Interesse der westlichen Welt und die Hinauszögerung der Verhandlungen über einen Eintritt zur Europäischen Union lässt weiterhin die Frage offen, ob die Türkei im Westen gewollt ist. In Deutschland prägte der Begriff „Gastarbeiter“ jahrelang die Politik. Lange Zeit hat man sich nicht um die Integration und das Wohlwollen der türkischen Mitbürger in Deutschland gesorgt und die Probleme der Fehleinschätzung der Politiker dauern bis heute an. Geringe Wertschätzung, Diskriminierung, Ghettoisierung und die Frage nach der Integrationsfähigkeit der Türken sind einige der Probleme, die dem Zugehörigkeitsgefühl der Türkeistämmigen im Wege stehen.

Seit einigen Jahren findet nun auch die Debatte, ob der Islam zu Deutschland gehöre, statt. Dabei wird dem Islam, basierend auf pseudowissenschaftlichem Halbwissen, vieles beigemessen, was seinen Ursprung nicht im Islam hat. Nichtsdestotrotz erregt die Frage, ob der Islam mit der Demokratie zu harmonisieren sei, mediales Aufsehen. Die Unterscheidung zwischen politischem Islam oder radikalen Auslegungen, die immer noch eine Minderheit im islamischen Raum darstellen, werden nicht beachtet. Damit sind alle Werte für einen Menschen in der Diaspora, nämlich die der Kultur und der Religion, angegriffen worden.

Erdoğan macht die Religion zur ideologischen Grundlage seiner Politik und erreicht nicht nur die jahrelang unterdrückten Muslime in der Türkei, sondern erwirkt mit „Gottes Willen“ auch Erfolg bei der Wählerschaft in Deutschland. Besonders fällt in Deutschland die mangelnde Bildung der türkischen Schüler auf. Aufgrund der Tatsache, dass sich Deutschland bisher nicht als Einwanderungsland wahrgenommen hat, hat sich im Bildungssystem keine Reform zugunsten der Gastarbeiter und deren Kinder ergeben. Das Pendeln zwischen zwei Kulturen hat zudem zur Identitätskrise geführt. Die simple Antwort, dass man sich für zwei Kulturen entscheiden kann, kam viel zu spät und ist nicht allgemein akzeptiert. Zum einen sind die jüngeren Generationen hier geboren und die Frage der Integration sollte sich damit nicht stellen, zum anderen dauert das Phänomen des ewigen Ausländers noch an. Die Denkweise der ersten und zweiten Generation hat sich nicht besonders verändert. Wie sollte auch das deutsche Nationalgefühl angenommen werden, wenn man sich nicht willkommen fühlt und die Türken stolz auf ihre Geschichte sind, auch wenn diese unreflektiert angenommen wird. Kontraproduktiv ist aber auch die komplette Dämonisierung des Abendlandes, denn etliche Werte wie die Meinungs-, Presse und Religionsfreiheit werden schon deshalb nicht angenommen, weil sie „westlich“ sind.

Dem ganzen kommen noch psychologische Aspekte hinzu. Schon seit jeher haben sich ein starker Führerkult und die Verbundenheit zum Staat unter den Türken entwickelt. In Kombination mit mangelnder Kritikfähigkeit und unzureichender Bildung ergibt sich ein gefährliches Gemisch. Wenn der Nimbus einer Person die Vernunft der Wählerschaft über-

schattet, scheint ein aufgeklärtes politisches Verständnis vor allem in einer Zeit der populistischen Ansätze von größerer Bedeutung zu sein. Es soll aber auch beachtet werden, dass es eine weltweite Zunahme autoritärer Regierungen, selbst innerhalb der EU, gibt. Der Bildungsrückstand der Türken lässt sich mit dem Verbot des Buchdrucks 1485 und dem aktuellen Leseverhalten der Türken auf der einen Seite erklären, auf der anderen Seite ist der monolinguale Habitus der deutschen Schulen ein anderer Erklärungsansatz für den Bildungsrückstand Türkeistämmiger in Deutschland.

Dass sich Wähler für Erdoğan entscheiden, ist mit diesen Erkenntnissen und der Unfähigkeit der Opposition einigermaßen zu erklären; dass Deutschland die Türkei noch unterstützt aber nicht. Die eigenen Werte scheinen hinter den wirtschaftlichen Interessen zu stehen, damit büßt Deutschland aber auch seine Glaubwürdigkeit ein und das, obwohl Deutschland mit bilateralen Wirtschaftsverträgen Einfluss ausüben und die Liberalisierung in der Türkei vorantreiben könnte.

Auch wenn es während der Arbeit aufgrund der Zäsur der Medien in der Türkei schwer gefallen ist kritische Literatur zur aktuellen Situation zu finden, so lassen sich doch aus verschiedenen Themenbereichen Schlüsse zum Wahlverhalten der türkischstämmigen Menschen in Deutschland ziehen. Die wichtigsten Erkenntnisse, so scheinen mir, sind die Korrelation des Wahlverhaltens mit der Bildungssituation und des Zugehörigkeitsgefühls. Auch wenn nicht alle türkischen Staatsbürger in Deutschland zur Wahl gegangen sind, so sind die Wahlergebnisse trotzdem erstaunlich in Anbetracht der Werte, für die Deutschland steht. Anscheinend wurden die Werte seit dem Anwerbeabkommen 1961 nicht vermittelt. Ein erster Ansatz zur Verbesserung der schulischen Situation der Schüler und Schülerinnen mit einem türkischen Migrationshintergrund wurde in dem Integrationsplan 2007 schon festgelegt, doch die Pläne müssen weiter ausgebaut werden. Es sind jene Bildungsinstitutionen, die mit Berücksichtigung der Mehrsprachigkeit der Schülerschaft für eine bessere gemeinsame Zukunft sorgen können. Deutschland hat sich als Einwanderungsland zu akzeptieren und Debatten, ob der Islam doch zu Deutschland gehöre, gehören ins Archiv. Akzeptanz durch die Gesellschaft, eine offene Kultur, ein Austausch untereinander und die Suche nach dem Dialog können Vorurteile abbauen und die türkischen Mitbürger zum Miteinander anstatt zum Nebeneinander bewegen. Nur wenn das Miteinander funktioniert, sind die türkischen Mitbürger auch wirklich „Willkommen“.

„Ein schwarzer Kerl aus Trier, ein markhaft Ungetüm.“

Karl Marx, Friedrich Engels und die rheinisch-westfälische Literatur ihrer Zeit

von Rüdiger Bernhardt

Vorbemerkung

Vorwegzuschicken ist, dass es in diesem Vortrag anlässlich des 200. Geburtstages von Karl Marx nicht um eine Würdigung des Philosophen und Wirtschaftswissenschaftlers geht – das ist in *einem* Vortrag¹ nicht einmal ansatzweise zu bewältigen – und dass auch nicht die Würdigung eines Lebens und einer politischen und ökonomischen Gesamtleistung im Mittelpunkt steht, das könnte nur ein Vortragszyklus leisten. Vorwegzuschicken ist auch, dass - spricht man von Karl Marx - Friedrich Engels mitzudenken ist.

Es geht im Folgenden um das Verhältnis der beiden Philosophen zur Literatur allgemein und zur rheinisch-westfälischen besonders, wobei diese nicht scharf territorial begrenzt wird: Marx und Engels zogen sie nicht und die Mitstreiter waren einem viel zu großen Ortswechsel ausgesetzt, allein durch Flucht- und Exilaufenthalte, als dass sie für einen Ort in Anspruch genommen werden könnten. Westfalen allerdings war für den Kreis um Marx und Engels ein prägendes Merkmal, einmal im Zusammenhang mit der Zeitschrift *Das Westphälische Dampfboot* (1845-1848), stellvertretend für viele andere sei sie genannt, und andererseits wegen des sogenannten westfälischen „wahren Sozialismus“, den besonders Engels attackierte, in dessen Vertretern er jedoch auch zahlreiche westfälische Mitstreiter fand. - Als Friedrich Engels 1845 einen Überblick über aktive literarische Bemühungen um eine sozialistische Literatur in ihrem Freundes- und Mitarbeiterkreis gab, Anlass dafür war in erster Linie der Weberaufstand 1844 und Heinrich Heines Gedicht *Die schlesischen Weber*, „eines der eindringlichsten Gedichte, das ich kenne“, zählte er „die aktivsten literarischen Persönlichkeiten unter den deutschen Sozialisten“ auf und nannte mit den gerade

1 Vortrag in Brakel am 27. September 2018 auf Einladung des Heimat- und Museumsvereins e.V. Brakel und seines Vorsitzenden Paul Kramer. – Texte zum Thema wurden, den Vortrag begleitend, gelesen vom Schauspieler Michael Volmer. Vgl. u.a. in: Westfalen-Blatt vom 21. September 2018: Vortrag über Marx und Engels, in: Brakel erleben vom 27. September 2018, S. 6: Ein schwarzer Kerl aus Trier. – Zu den Reaktionen auf den Vortrag vgl. BRAUN, Wolfgang: Marx – der verhinderte Dichter, in: Westfalen-Blatt, Nr. 229 vom 2. Oktober 2018. – – Der Heimat- und Museumsverein Brakel lädt regelmäßig in das schöne Rathaus, in den einstigen städtischen Rats- und Weinkeller. Es gab Veranstaltungen zu dem Arzt und Politiker Friedrich Wilhelm Weber, der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff und ihrem Freund Levin Schücking. Da bekommt dann die alte Weisheit, dass der, der aus dem Rathaus kommt, immer etwas schlauer ist, eine aktuelle Bedeutung. Der hier nun wiedergegebene Vortrag beschäftigt sich mit Karl Marx und Friedrich Engels und die Beziehung der westfälischen Literatur zu diesen beiden Gesellschaftstheoretikern. In diesem Zusammenhang sei auf eine Inschrift an der Giebelseite, auf der rechten Seite unter dem Fenster verwiesen: „Zu allererst seid bestrebt, den Willen Gottes zu achten! Und überhaupt: Respektiert die Obrigkeit als Träger öffentlicher Gewalt! Dann bleiben Land und Leute bei den Menschen in hohem Ansehen.“ (M. Wittig).

gültigen Ortsangaben: Karl Marx, Paris, Moses Heß (auch: Hess), zur Zeit Köln, Karl Grün, Paris, aber ursprünglich Lüdenscheidt, Friedrich Engels, Barmen-Rheinpreußen, Otto Lüning, Rheda, Hermann Püttmann, Köln, ursprünglich Elberfeld, und „der hervorragendste unter allen lebenden deutschen Dichtern“ Heinrich Heine, geboren in Düsseldorf und zu der Zeit dauerhaft im Exil in Paris lebend.²

Die zeitliche Situation

Es geht nicht um große Zeiträume, sondern um überschaubare, allerdings mit historischen Vorgängen prall gefüllte Jahre von 1845 bis 1850. Seit 1830 und der Julirevolution in Frankreich gab es in Europa heftige Reaktionen auf die Restauration durch den Wiener Kongress, die zu einer verbreiteten kämpferischen Stimmung geführt hatten, die revolutionären Charakter und soziale Inhalte hatte. Parallel dazu und unabhängig davon vollzog sich stürmisch die industrielle Revolution, die von England nach Deutschland kam und die ökonomischen Widersprüche verschärfte, wie das Beispiel der schlesischen Weber 1844 zeigt – Handwerk wird durch Industrieproduktion vernichtet –, deren Aufstand zum herausragenden literarischen Thema der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde, von Heinrich Heines *Die schlesischen Weber* („Im düstern Auge keine Träne ...“) über ein die Weber zum Weben, nicht zum Prassen u.a. aufrufendes satirisches Gedicht von Adolf Schults und zahlreiche literarische und publizistische Beiträge in den zeitgenössischen Jahrbüchern wie dem *Deutschen Bürgerbuch für 1845* bis zu Georg Weerths *Das Hungerlied* (1844) und, neben anderen Beispielen, in Gerhart Hauptmanns *Die Weber* (1892) einen weiteren Höhepunkt findend. - In dieser aufgeregten Zeit hatte Literatur eine neue und bedeutende, bis dahin unbekanntere Rolle als politische Kraft gespielt, die die aufbegehrenden Massen unmittelbar ansprach, auf ihre Lebenswirklichkeit einging und zu Veränderungen aufrief, die diese Massen selbst in Gang setzen sollten. Das führte unter anderem dazu, dass 1835 die Literatur des *Jungen Deutschland*, die deutlich einem solchen Literaturverständnis zu folgen versuchte, vom Deutschen Bundestag der Fürsten verboten worden war.

Die Wirksamkeit der Literatur konnte das Verbot jedoch nicht bremsen: Heinrich Heine, Georg Herwegh, Hoffmann von Fallersleben waren berühmt, daran schlossen Ferdinand Freiligrath und Georg Weerth nahtlos an, von zahllosen Autoren, die sich literarisch, aber vor allem im täglichen publizistischen Kampf äußerten, zu schweigen. Die Dichtungen wurden agitatorischer, schlichter und öffentlicher; die Spruch- und Kampflyrik beherrschte das Feld. Das von der Literatur angesprochene Publikum veränderte sich, denn es wurde in den sozialen Randschichten und im Proletariat gesucht. Die Grenzen zwischen schöner Literatur und Publizistik verschwanden teilweise. Selbst der Streit Freiligraths (Gedicht *Aus Spanien* 1841) mit Herwegh (Gedicht *Die Partei*), in dem es darum ging, wo der Dichter zu stehen habe, ob auf den Zinnen der Partei oder nicht – eine Frage, die zuvor nie disku-

2 MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich/ LENIN, W. I.: Über Kultur, Ästhetik, Literatur. Ausgewählte Texte, hg. von Hans Koch, Leipzig 1975, S. 485.

tiert worden war, aber nun den sich verändernden Stellenwert der Literatur reflektierte -, wurde ein nationales politisches Ereignis und von der Presse mit Kampagnen begleitet. Dass die „Parteien‘ ... übereinander her(gefallen)“ seien, in Zeichen eines „regelrechten Wettstreit(s) der Radikalismen“³, geht an den politischen und sozialen Widersprüchen der Zeit des Vormärz völlig vorbei. Literatur war in Verbindung mit der Publizistik zu einem Massenmedium des politischen Kampfes geworden.

In dieser Zeit ereignete sich Bedeutsames, das erst in den Folgejahren in seiner ganzen Tragweite erkennbar wurde: 1845 traf sich in Brüssel, in der Rue d'Alliance 5, eine Gruppe, die bald „Partei Marx“⁴ genannt wurde und zu der Ferdinand Freiligrath gehörte. Weerth bedichtete *Die deutschen Verbannten in Brüssel*: „Sinnend schaut ich sie oft; und entsetzt dann / Hört ich, wie laut sie zu «**Klagen erhoben**» „O weh uns! Nimmer / Essen wir jetzt mehr deinen / Pumpernickel, Westfalen! Und / Posen, deine Kapusta!“⁵ Die bürgerliche Revolution in Europa von 1848 bereitete sich vor, das *Kommunistische Manifest* wurde von Marx und Engels zum Jahreswechsel 1847/48 ausgearbeitet, der *Bund der Kommunisten* entstand, die *Neue Rheinische Zeitung* unter der Leitung von Karl Marx erschien ab Juni 1848 als entscheidendes Blatt einer angestrebten neuartigen Demokratie. Marx und Engels setzten sich öffentlich mit den sogenannten „wahren Sozialisten“ auseinander, die in Westfalen frühzeitig und besonders wirksam geworden waren und „in der Gegend von Bielefeld, im Teutoburger Walde zu Hause“ waren⁶. 1848 trat die Frankfurter Nationalversammlung, ein demokratisches Parlament, zusammen und beschloss am 28. März 1849 eine Reichsverfassung, die aber von den entscheidenden Ländern nicht angenommen wurde und zur Auflösung des Parlamentes führte. Höhepunkt und Ende der revolutionären Bewegung von 1848 lagen im März 1849 eng beieinander; es begann die Restauration.

Die frühen Beziehungen von Marx und Engels zu Dichtern und Dichtungen

1842 hielt sich der junge Friedrich Engels als Einjährig-Freiwilliger und als Student in Berlin auf. Er lernte Junghegelianer kennen, trat für Feuerbach ein und gegen Schelling auf und veröffentlichte seit April Artikel in der *Rheinischen Zeitung* (1842-1843), dem führenden Organ der Opposition, in dem sich Marx und Engels erstmals trafen. Sie war einer der Vorläufer der *Neuen Rheinischen Zeitung*, die Marx einige Jahr später leiten und er mit Beiträgen bereichern sollte. Der Student und Spötter Engels dichtete wie die anderen Berliner Oppositionellen, durchweg Junghegelianer, die sich in einem Gasthaus an der Spree oder in einem Café unweit des Gendarmenmarktes trafen. In einer anonym veröffentlichten Satire – sie wurde von Edgar Bauer (1820-1886) und Friedrich Engels gemeinsam verfasst - auf den philosophischen Streit der Junghegelianer und den Kampf gegen die Willkür, mit der die preußische Regierung Bruno Bauer aus dem Universitäts-

3 SAFRANSKI, Rüdiger: Romantik. Eine deutsche Affäre, München 2007, S. 243.

4 NEFFE, Jürgen: Marx der Unvollendete, München 2017, S. 198.

5 WEERTH, Georg: Gedichte. Prosa, Berlin 1960, S. 65.

6 MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, zwei Bände, ausgewählt und redigiert von Manfred Kliem, Berlin 1968, Bd. 2, S. 158.

dienst in Bonn Ende März 1842 entlassen hatte, *Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel. Christliches Heldengedicht in vier Gesängen*, erschienen 1842 in Neumünster bei Zürich, sind auch er als Oswald – Friedrich Oswald war ein von Gutzkow vergebenes Pseudonym für Engels – und Karl Marx als schwarzer Kerl aus Trier, dem Engels bis dahin noch nicht begegnet war, Teil des Kampfes, der im Zeichen der Französischen Revolution geführt wird. Engels Gegner sind eindeutig, religiöses Dunkelmännertum und unentschiedene Schwätzer; Engels vertrat die Position der Atheisten gegen Frömmel und Eiferer. Es handelt sich um eine an Goethes *Faust* angelehnte Parodie⁷, in der sich Gott und der Teufel um Bruno Bauer bemühen:

„Doch der am weitsten links mit langen Beinen toset, / Ist *Oswald*, grau berockt und pfefferfarb behoset, / Auch innen pfefferfarb, Oswald der Montagnard, / Der wurzelhafteste mit Haut und auch mit Haar. / Er spielt *ein* Instrument, das ist die Guillotine, / Auf ihr begleitet er stets *eine* Cavatine; / Stets tönt das Höllenlied, laut brüllt er den Refrain: / Formez vos bataillons! aux armes, citoyens! / (Es folgen Strophen über Edgar Bauer, Max Stirner, Radge d.i. Edgar Bauer, Arnold Ruge, um dann bei Karl Marx anzukommen.) Wer jaget hinterdrein mit wildem Ungestüm? / Ein schwarzer Kerl aus *Trier*, ein markhaft *Ungetüm*. / Er gehet, hüpfet nicht, er springet auf den Hacken / Und raset voller Wut, und gleich als wollt' er packen / Das weite Himmelszelt, und zu der Erde ziehn, / Streckt er die Arme sein weit in die Lüfte hin. / Geballt die böse Faust, so tobt er sonder Rasten, / Als wenn ihn bei dem Schopf zehntausend Teufel fassten.“⁸ Für das Literatur- und Philosophieverständnis des jungen Engels, aber auch für das seiner Berliner Kampfgefährten ist dieses scharfzüngige Werk ein aufschlussreiches Dokument und einer eigenen Betrachtung durchaus wert, zumal es auch die literarischen Traditionen von Klopstock und Voltaire, die philosophischen von Fichte und Hegel bis zur Gegenwart Feuerbachs und die politischen der Französischen Revolution und besonders Dantons beschwört.

Dieser wilde Kerl – es war der Sohn des Trierer Justizrates Heinrich Marx und ein typischer Student – war 24 Jahre. Seit fünf Jahren war er mit der Tochter Jenny des Preussischen Regierungsrates Ludwig von Westphalen verlobt, vier Jahre älter als er; er heiratete sie erst 1843. Während der Verlobungszeit schrieb er seiner Braut 1836 und 1837 Hefte mit Liebes- und Naturgedichten, denen er Titel gab wie *Buch der Lieder* und *Buch der Liebe*. Das Vorbild des *Buches der Lieder* (1827) von Heinrich Heine liegt deutlich auf der Hand. Marxens Schwiegersohn Paul Lafargue erinnerte sich, dass Marx Heines Gedichte – die er besonders schätzte und mit deren Schöpfer er später eng befreundet war – und die Goethes auswendig kannte. Im Dezember 1843 lernten Marx und Heine sich, vermittelt durch Arnold Ruge, in Paris kennen.

Während Jenny von Westphalen eine umschwärmte junge Dame der Gesellschaft war, eine erste Verlobung mit dem Leutnant Karl von Pannwitz war gescheitert, führte der junge

7 Der Titel lautet vollständig: Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel. Oder: Der Triumph des Glaubens. Das ist: Schreckliche, jedoch wahrhafte und erkleckliche Historia von dem weiland Licentiaten Bruno Bauer; wie selbiger vom Teufel verführet, vom reinen Glauben abgefallen, Oberteufel geworden und endlich kräftiglich entsetzet ist.

8 MEHRING, Franz: Karl Marx. Geschichte seines Lebens, in: Franz Mehring: Gesammelte Schriften, Bd. 3, Berlin 1960, S. 99f.; vgl. auch NEFFE, S. 74.

Student Marx ein munteres, finanziell anspruchsvolles Leben als Mitglied der Trierer Landsmannschaft in Berlin. Er galt als aussichtsreicher Dichter, der um des Dichtens willen sein Studium, das der Jura, vernachlässigte. 1841 – im gleichen Jahr erwarb Marx seinen Doktor in Jena – erschienen seine ersten Gedichte *Nachtliebe* und *Spielmann* im *Athenäum*, einer Zeitschrift der Junghegelianer und nicht zu verwechseln mit der Zeitschrift der Romantiker, die zwischen 1798 und 1800 in sechs Heften, herausgegeben von August Wilhelm und Friedrich Schlegel als *Athenaeum*, erschien. Dieser junge Mann sollte als Philosoph und Wirtschaftswissenschaftler einer der einflussreichsten Köpfe der europäischen, ja der Weltgeschichte werden.

Es stellt sich die Frage, wie die Dichtungen von Marx und jene spröde Wirtschaftsthematik bzw. Jura sich zueinander verhielten. Eine Antwort ist schnell zur Hand: Viele der frühen Gedichte sind in bekannter Zeitmanier an die Braut Jenny von Westphalen gerichtet und waren in erster Linie gängigen Umgangsformen jener Zeit verpflichtet. Mit den Studieninhalten hatten die Dichtungen kaum etwas zu tun. Aber der Umgang mit Literatur, auch selbst entsprechende Versuche zu unternehmen, war keine Spezifik von Marx, sondern eine Eigenheit der Zeit. Schreiben war in gebildeten Kreisen eine Art Gesellschaftsspiel und hatte großen Unterhaltungswert.

Übrigens: Aus Jennys Familiennamen zu schließen, sie wäre eine Freiin von Westphalen und hätte etwas mit dem westfälischen Territorium zu tun, stimmt nicht. Ihr jüdischer Großvater hieß schlicht Christian Heinrich Philipp Westphal, stammte aus dem Harz und wurde auf Grund seiner außergewöhnlichen Leistungen im Dienste des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern 1764 zum Edlen von Westphalen erhoben. Als solcher heiratete er 1765 in den schottischen Hochadel hinein. Mit dem Land Westfalen hatte dieser Adel nichts zu tun.

Als Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Dichtung für den jungen Marx fallen auch zahlreiche Beziehungen von Marx und Engels zu Schriftstellern ein; unter den zeitweilig engsten Freunden und Mitarbeitern waren mehrere westfälische und rheinländische Dichter, von denen stellvertretend genannt seien: Ferdinand Freiligrath, Georg Weerth – Westfalen, zudem aus dem Fürstentum Lippe, Ferdinand Wolff und Heinrich Heine – Rheinländer. Dringt man noch weiter ins Geschehen ein, stößt man auf Gruppen von Westfalen – Dichtern und Publizisten –, die Mitarbeiter oder gar Herausgeber von Zeitungen wie dem *Westfälischen Dampfboot* oder dem amerikanischen *Volks-Tribun* waren, bei denen sie mit Marx und Engels zusammenarbeiteten, die sich selbst mit Beiträgen an den Zeitungen beteiligten⁹ und die die Zeitungen analytisch begleiteten und beobachteten. So nahm Engels den New Yorker *Volks-Tribun* gegen Kritik des *Westfälischen Dampfbootes* in Schutz, der dem amerikanischen Blatt vorwarf, keine „belehrenden Mitteilung über die industriellen und nationalökonomischen Verhältnisse Amerikas“ gemacht zu haben, von „denen doch immer die soziale Reform ausgeht“¹⁰: Nicht um Belehrung gehe es, sondern der falsche Ansatz – Reform – wäre zu kritisieren gewesen.

9 ENGELS, Friedrich: Die literarischen Gruppen des „wahren“ Sozialismus, in: MARX, Karl/ DERS.: Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 160.

10 Ebd., S. 170.

Auch der in Paris von 1844 bis 1845 erscheinende *Vorwärts!*, auf den Marx ab Juli 1844 großen Einfluss hatte, verzeichnete Mitarbeiter wie Georg Weerth und andere Westfalen.

Diese Beziehungen von Marx und Engels zur zeitgenössischen Literatur, der westfälischen insbesondere, waren umfangreich und differenziert, unerwarteter und aufregender als meist bekannt ist. Sie reichten bis in den aristokratisch geprägten Kreis um Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking, in der Folgezeit bis zu Friedrich Wilhelm Weber und Julius Mosen, den vogtländischen Dichter, der zu dieser Zeit 1843 als Dramaturg des Hoftheaters nach Oldenburg berufen worden war. Friedrich Engels sah in ihm ein ähnlich bedeutendes Talent wie in Ferdinand Freiligrath¹¹. Es ist ein unüberschaubar verflochtenes Beziehungsgeflecht, was Karl Marx und Friedrich Engels mit Autoren und Publizisten, darunter zahlreichen Westfalen bzw. in Westfalen ansässigen Autoren, in einem gigantischen Pressesystem aufgebaut hatten und in dem sie sich bewegten. Erschwerend kommt hinzu, dass diese Beziehungen nicht stabil waren, sondern sich unter dem Einfluss der Flucht- und Exilwege ständig veränderten und neu ordneten.

Das umfangreiche Material zwingt dazu, statt einer Gesamtschau die Splitter eines Panoramas vorzustellen, um das widersprüchlich-beeindruckende Gesamtbild zu überschauen. Jeder der Splitter hat aber Bedeutung und Gewicht, um eine selbstständige Publikation zu füllen und kann in diesem Zusammenhang nur angedeutet oder in Umrissen skizziert werden.

Um einen Vorgeschmack darauf zu geben, was uns erwartet: Es ist nicht nur das Bild des stürmischen schwarzen Ungetüms aus Trier, sondern der Neunzehnjährige bringt bereits eine philosophische Orientierung in seine Dichtung ein – die Abkehr vom idealistischen Denken Kants und Fichtes und die Hinwendung zum dialektischen Denken Hegels; auch interessiert er sich trotz seiner großbürgerliche Herkunft für die soziale Situation – die Themen der Straße. Deutlich wird das in einer Versfolge *Hegel. Epigramme*; sie steht in einer Sammlung eigener Werke, die der neunzehnjährige Karl Marx 1837 dem Vater als *Gedichte* zu dessen 60. Geburtstag zum Geschenk machte: „Weil ich das Höchste entdeckte und die Tiefe sinnend gefunden, / Bin ich grob, wie ein Gott, hüll' mich in Dunkel, wie er. / Lange forscht' ich und trieb auf dem wogenden Meer der Gedanken, / Und da fand ich das Wort, halt' am Gefundenen fest. / ... / Kant und Fichte gern zum Aether schweifen, / Suchten dort ein fernes Land, / Doch ich sucht' nur tüchtig zu begreifen, / Was ich – auf der Straße fand.“¹²

Marx und Engels und die Literatur

Der erste Splitter betrachtet das allgemeine Verhältnis von Karl Marx und Friedrich Engels zur Literatur, das sich in dem betrachteten Zeitraum grundsätzlich änderte: Aus der Kenntnis und dem Umgang mit einer von Aufklärung und Klassik geprägten Literaturtradition entstand die Vorstellung einer anderen, aktuell eingreifenden politischen Literatur,

11 Engels an Friedrich Graeber vom 20. Januar 1839, in: ebd., S. 374.

12 MARX, Karl: Weltgericht. Dichtungen aus dem Jahre 1837, Bonn 2017, S. 186.

die nach anderen Formen und einem anderen Publikum suchte.

Es fällt auf, dass sich die beiden Philosophen häufiger als über andere Territorien über Literatur, Themen und Autoren Westfalens und des Rheinlandes äußerten. Das hat Ursachen: Beide stammen aus einem Großraum, der dieses Territorium mindestens tangiert oder sogar teils sich mit ihm überschneidet. Dort sind sie groß geworden: Karl Marx wurde am 5. Mai 1818 in Trier geboren, die Stadt war seit 1815 preußisch; Friedrich Engels, geboren am 28. November 1820 in Barmen, stammte aus der preußischen Provinz Jülich-Kleve-Berg. Beide waren überaus literaturinteressiert und schrieben Gedichte, Marx auch Dramen und Romane. Beide führten die späteren großen ästhetisch-literarischen Debatten, wie die mit Ferdinand Lassalle über sein Drama *Franz von Sickingen* (1859) und die Tragik in der Literatur, gemeinsam. – Für die jungen Männer gehörte Literatur zum Alltag; sie war Gegenstand der Salongespräche und der Konversation, der Bildung und der Pflege des Schönen. Dass beide dichteten, war zu jener Zeit nichts Besonderes, sondern Beschäftigung wie heute die Mail oder die SMS, nur mit einem größeren Einsatz sprachlicher Mittel, mehr Ideen, einem größeren Wortschatz und geistiger Anstrengung verbunden. Bemerkenswert ist, dass beide unabhängig voneinander die gleiche Neigung ausgebildet hatten: Heinrich Heine. Allerdings beurteilten sie ihn unterschiedlich. Marx sah in ihm den Dichter, dem man politische Fehleinschätzungen verzeihen müsse, Engels stand Heine kritischer gegenüber. Dass er gegen ihn „zu Felde“¹³ gezogen sei, ist allerdings falsch: In Karl Gutzkows *Telegraph für Deutschland* erschienen im März 1839 Engels' *Briefe aus dem Wuppertal*, die das Vorbild der *Reisebilder* Heines nicht verleugneten. Der junge Engels schrieb im gleichen Jahr an einen Freund, dass er sich jetzt eines „modernen Stils“ befleißigen wolle, wie ihn Heinrich Heine biete, aber auch die Jungdeutschen Gustav Kühne, Karl Gutzkow und Ludolf Wienbarg benutzten.¹⁴ Letztere waren zeitgenössische literarische Größen der zu der Zeit dominierenden Literaturbewegung. Gewirkt hätten, so Engels, auf seinen Stil und seine Ausbildung Lessing, Goethe, Jean Paul und vor allem Ludwig Börne. Es erschienen von ihm weitere Reisebilder, „der junge Engels hat auch quantitativ einen nicht unbeträchtlichen Beitrag zu dieser Gattung geleistet“¹⁵. Im Nachlass des westfälischen Dichters Adolf Schults (1820 in Elberfeld – 1858 in Elberfeld) fand sich auch ein Dramenfragment des sehr jungen Friedrich Engels mit dem Titel *Cola di Rienzi* (1841), ein zeitgenössisch populärer Stoff wie Richard Wagners Oper *Rienzi, der letzte der Tribunen* (1842) und Julius Mosens *Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer* (1842) belegen. In diese Gestalt projizierten die Dichter mangels deutscher Beispiele ihre Vorstellungen von Volksherrschaft und Demokratie. Angeregt wurden diese Werke von Edward George Bulwers *Rienzi, The Last of the Tribunes* (1835). –

Marx und Engels kannten sich im literarischen Umfeld, bei den Werken der Literaturgeschichte ebenso wie bei denen der Gegenwartsliteratur, bei den zeitgenössischen Dichtern und den wichtigsten internationalen, vor allem englischen und französischen Werken gut

13 SAFRANSKI, Romantik. Eine deutsche Affäre, S. 243.

14 LIFSCHITZ, Michael (Hg.): Karl Marx, Friedrich Engels: Über Kunst und Literatur. Eine Sammlung aus ihren Schriften, Berlin 1948, S. 430.

15 HÖHLE, Thomas: Der junge Engels und die Schweiz, in: DERS. (Hg.), Äußerungen über Marx und Engels. Ergebnisse zweier Kolloquien (Wiss. Beiträge 1988/22, F 80), Halle 1988, S. 18.

aus. Ja, sie reflektierten gründlich und gebildet über die Wirkungsmechanismen dieser Literatur, beherrschten die Stilmittel, um Literatur analysieren zu können, und wussten sie anzuwenden.

Keine Aufmerksamkeit schenkte der junge Friedrich Engels den Romantikern. Das wird in seinem Spottgedicht *Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel. Oder: Der Triumph des Glaubens* deutlich: Zeitgenössische Schriftsteller der Jungdeutschen werden aufgerufen – Arnold Ruge, Theodor Mügge, Robert Prutz u.a. –, aber kein Name eines Romantikers fällt; ihnen in ihrer Gesamtheit wirft Engels „Verdunkelung“ vor. Anders war das bei Karl Marx, ohne dass er der Romantik verpflichtet gewesen wäre. Seine sarkastischen Urteile und sein sachlich-direktes Denken widersprachen romantischem Wollen. Er hörte als Siebzehnjähriger Vorlesungen bei dem fast siebzijährigen August Wilhelm von Schlegel, der nicht als Romantiker auf Marx wirkte, sondern als kenntnisreicher Vermittler internationaler Literatur und als Übersetzer, zumal Schlegels Vorlesungen sich mit der antiken Literaturgeschichte, speziell mit Homer und Properz, beschäftigten¹⁶. Aus den wenigen Vorlesungen, die der junge Karl Marx bei Schlegel hörte, entstand bei Marx kein romantisches Denken, wie in seinem Gedicht *Neumodische Romantik* nachzulesen ist. Der Anlass für das Gedicht war: 1842 besuchte Bettina von Arnim auf Einladung von Karl Marx die Familie von Westphalen, die Familie der Verlobten, in Trier. Die berühmte Schriftstellerin war 1835 durch ihre Briefe an Goethe als Goethe-Kind bekannt geworden. Der 24-jährige Marx und die 57-jährige Bettina von Arnim (1785-1859) wanderten an einem späten Abend zum Rheingrafenstein, obwohl Marx nicht die geringste Lust dazu hatte. Da mag es Gespräche gegeben haben, einen größeren Niederschlag fanden sie in Marxens Denken nicht. Er hatte weder etwas mit der Romantik noch mit solchen Briefen im Sinn, wie in einem Gedicht deutlich wird, das sich auf Bettinas *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* (1835) bezieht:

NEUMODISCHE ROMANTIK

„Das Kind, das, wie ihr wisst, an Goethe schrieb,
Und ihm weis machen wollt‘, er hab sie lieb.
Das Kind war einst im Theater zugegen,
‘ne Uniform tut sich bewegen
Er blickt zu ihr gar freundlich lächelnd hin:
,Bettina wünscht, mein Herr, in ihrem Sinn,
Das Lockenhaupt an sie zu lehnen,
Gefasst von wundersamen Sehnen.‘
Die Uniform erwidert gar trocken drauf:
,Bettina, lass dem Willen seinen Lauf!‘
,Recht, spricht sie, weiß du wohl, mein Mäuschen,
Auf meinem Kopf gibt’s keine Läuschen!’“¹⁷

16 LIFSCHITZ, Michael: Karl Marx und die Ästhetik, Dresden 1967, S. 41.

17 MARX, Weltgericht, S. 38.

Radikal wies Karl Marx in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* (1844) die „sentimentalen Tränen der Romantik“¹⁸ über die „Schändlichkeit“ des Besitzes zurück und verwendete in dem Zusammenhang den Begriff der Entfremdung in der von ihm gegebenen Bedeutung, als Grundbegriff des Klassenwiderspruchs. Dass Marxens Denken in der „Tiefenstruktur“ bis zum Ende „zentrale romantische Motive“¹⁹ enthalten habe, ist ein oft verkündetes Märchen mit dem Ziel, die rationale Grundlage des Denkens von Marx zu entwerten und durch die Irrationalität der Romantik zu ersetzen. Dass Marxens Philosophie „die Fortsetzung der Romantik mit wachen Mitteln“²⁰ sei, ist nichts anderes als ein verdecktes Attentat auf Dialektik und historischen Materialismus. Marx hatte wie die Romantik eine Neigung zum Volkslied – er sammelte 80 Volkslieder und sandte sie handgeschrieben im Herbst 1839 an Jenny. Er übernahm die philosophische Erkenntnis von der Entfremdung, die jedoch Bestandteil des zeitgenössischen modernen philosophischen Denkens war. Den Vorgang und Begriff hatte Hegel bereits in der *Phänomenologie des Geistes* (1807) entwickelt. Feuerbach und Marx knüpften daran an und entwickelten daraus einen wesentlichen Teil ihrer Hegelkritik. Weerth dichtete deshalb in seinen *Erinnerungen*: „Bis mich dein Wort, du großer Feuerbach, / Gerungen dann aus meinen letzten Zweifeln, / Bis ich des Wissens schönste Blüte brach, / Befreit, erlöst von Göttern und von Teufeln.“²¹ Während die Romantik mit der Kritik an der Entfremdung ihren Glauben wiederzufinden versuchte, bezog ihn Marx auf den Menschen und sein Verhältnis zur Arbeit. Romantisch war Marx nur insofern, dass er sich des gleichen Problems annahm, es aber gegensätzlich behandelte, ähnlich wie es Heinrich Heine tat.

Marx kam bei seinem Umgang mit Literatur sein beispielloses Allgemeinwissen zugute. Er las Äschylus im griechischen Original und verehrte ihn wie auch Shakespeare, den er ebenfalls im Original las: Nicht nur das, er las die großen europäischen Sprachen im Original und schrieb drei perfekt – Deutsch, Französisch und Englisch.²² Marx und Engels, so ist zusammenzufassen, waren mit der zeitgenössischen Literatur umfassend vertraut, hatten eine Neigung zu den Autoren des Jungen Deutschland und besonders zu Heinrich Heine und dichteten selbst, ohne dass sie deshalb Dichter gewesen wären. Sie verstanden ihre Jugend-Dichtungen als „angenehme Zugabe“²³.

Die Freundschaft zwischen Marx und Engels war eine Sternstunde der Vorsehung: 1844 las Marx in Paris einen Aufsatz für die erste Ausgabe der *Deutsch-Französischen Jahrbücher*. Den Aufsatz *Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie* hätte Marx nicht anders schreiben können, wäre er zu dieser Zeit schon ökonomisch bewandert gewesen. Doch hatte er sich bisher mit Philosophie und Literatur beschäftigt. – Die Schrift stammte von einem Manne, der als Kapitalist in Manchester sein Geld verdiente und mit diesem Geld die Polemik gegen diesen Kapitalismus als Journalist finanzierte: Friedrich Engels. Aus der Begegnung der Beiden entstanden Ende Mai/Anfang Juni 1844 Marxens *Ökonomisch-philosophische*

18 MARX/ ENGELS, *Über Kunst und Literatur*, Bd. 2, S. 491.

19 QUANTE, Michael, Nachwort, in: MARX, Karl: *Weltgericht*. S. 369.

20 SAFRANSKI, Romantik. Eine deutsche Affäre, S. 248.

21 WEERTH, Georg: *Gedichte. Prosa*, Berlin 1960, S. 32.

22 Vgl. MARX/ ENGELS, *Über Kunst und Literatur*, Bd. 1, S. 19 ff.

23 MEHRING, Karl Marx. *Geschichte seines Lebens*, S. 96.

Manuskripte, auch *Pariser Manuskripte* genannt, die Vereinigung von Philosophie und Ökonomie. Auch die Literatur hatte ihren Anteil, denn der aus Hegels Philosophie und romantischen Dichtungen erfahrene Vorgang der Entfremdung wurde als Umkehrung des Definierten in dieser Frühschrift zu einem zentralen Begriff. Hegels Begriff der Entfremdung wurde von Marx auf die Arbeit angewendet. Er sah den Arbeiter vom Produkt seiner Arbeit entfremdet, sah ihn sich entfremden vom menschlichen Gattungswesen und von anderen Menschen. Er formulierte in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten*:

„Man sieht, wie die Geschichte der Industrie und das gewordene gegenständliche Dasein der Industrie das aufgeschlagene Buch der menschlichen Wesenskräfte, die sinnlich vorliegende menschliche Psychologie ist, die bisher nicht in ihrem Zusammenhang mit dem Wesen des Menschen, sondern immer nur in einer äußeren Nützlichkeitsbeziehung gefasst wurde, weil man – innerhalb der Entfremdung sich bewegend – nur das allgemeine Dasein des Menschen, die Religion, oder die Geschichte in ihrem abstrakt-allgemeinen Wesen, als Politik, Kunst, Literatur etc., als Wirklichkeit der menschlichen Wesenskräfte und als menschliche Gattungsakte zu fassen wusste.“²⁴

Westfalens zeitgenössische Schriftsteller und Marx/Engels

Der zweite Splitter aus dem großflächigen Panorama skizziert das Verhältnis von Marx und Engels zu Westfalen und seiner Literatur. Einige der damals bedeutenden Dichter wirkten auf die beiden Zeitkritiker. Anfang Mai 1840 kam Friedrich Engels nach Münster, um mit Levin Schücking über die Mitarbeit an der Übersetzung von Werken Shelleys zu sprechen²⁵. Schücking legte ihm bei der Gelegenheit die *Gedichte* (1838) der Annette von Droste-Hülshoff für eine Besprechung nahe. Das Ergebnis war ein Doppeltes: Einmal versuchte Engels sich an einer Zusammenschau der Bedeutung Westfalens für die zeitgenössische Literatur, zum anderen rezensierte er die empfohlenen Gedichte. Er dankte Schücking in der Folgezeit mehrfach für die Gedichte der Droste und bestätigte ihm, dass er in den Dichtungen der Droste mit „großem Genuss“ lese. In seiner Besprechung hatte er die Gedichte in den höchsten Worten gelobt, beneidete „die Dichterin um ihre originellen und zarten Naturbilder um die vielen versteckten Herrlichkeiten, um die Verwandtschaft mit Byron“²⁶, er bemängelte die ausbleibenden Reaktionen auf die Gedichte und bezeichnete das als „Schande“, die nicht verwunderlich sei bei dem „flachen Lesepublikum unserer

24 MARX, Karl: *Ökonomisch-philosophische Manuskripte* (1844), in: DERS./ ENGELS, Friedrich: *Über Kunst und Literatur*, Bd. 1, S. 111.

25 Vgl. GÖDDEN, Walter: *Annette von Droste-Hülshoff. Leben und Werk. Eine Dichterchronik* (Arbeiten zur Editionswissenschaft, Bd. 2), Bern, Berlin u. a. 1994, S. 299.

26 Brief von Engels an Levin Schücking vom 18. Juni 1840, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: *Werke*, Bd. 41 (Ergänzungsband Schriften bis 1844. Zweiter Teil), Berlin 1967, S. 444.

Tage“. In seinen Aufzeichnungen *Landschaften* (1840)²⁷ ging Engels auf Annette von Droste-Hülshoffs Gedichte und auf das „malerische und romantische Westfalen“ ein. Dabei handelte es sich um die Veröffentlichung der Sammlung *Das malerische und romantische Westphalen*, von Levin Schücking und Ferdinand Freiligrath herausgegeben, deren 1. Lieferung 1839 erschienen war, die 2. folgte 1840, in der Regel wird mit 1842 als Herausgabefahr der gesamten Sammlung gearbeitet. Hatte Engels zu Schücking schon das Lesepublikum allgemein für wenig verständlich gegenüber bedeutenden Dichtungen bewertet, so merkte er nun ironisch an, die Westfalen seien ärgerlich auf ihren berühmten Dichter Ferdinand Freiligrath geworden, weil er über dem romantischeren und malerischeren Rhein ihr Westfalen vernachlässigt und fast vergessen habe. Um die Verärgerten zu trösten sprang er in die Bresche und lobte Westfalen:

„Westfalen ist von Bergketten gegen Deutschland hin umgeben und nur gegen Holland offen, gleichsam, als sei es von Deutschland ausgestoßen. Und doch sind seine Kinder echte Sachsen, treue, gute Deutsche. Nun, jene Berge bieten herrliche Punkte dar; im Süden die Ruhr- und Lennetäler, im Osten das Wesertal, im Norden eine Bergkette von Minden nach Osnabrück – überall die reichsten Aussichten, nur in der Mitte des Landes eine langweilige Sandfläche, die man durch Gras und Korn immer hindurch scheinen sieht. Und dann die alten schönen Städte, vor allem Münster mit seinen gotischen Kirchen, mit den Arkaden seines Marktes, mit Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking.“²⁸

Für die Gedichte der Droste fand Friedrich Engels in dem Text hohe Anerkennung, lobte die „Innigkeit des Gefühls“, die „Zartheit und Originalität der Naturbilder, wie sie nur Shelley haben mag“, die „kühne, Byronsche Phantasie“ und selbst den „kindliche(n) Glauben“²⁹, auch brieflich am 18. Juni 1840 an Levin Schücking begeisterte er sich und versprach, sich für die Dichtungen der Droste einzusetzen. –

Als Levin Schücking dreißig Jahre später das Buch, an dem auch Annette von Droste-Hülshoff mit mehreren Gedichten beteiligt war, erneut herausgab, pries er Freiligrath als den „größten lyrischen Dichter“, den Westphalen hervorgebracht habe³⁰. Das Verhältnis zu Marx und Engels hatte sich zu diesem Zeitpunkt drastisch verändert, wie eine drastische Äußerung von Marx in einem Brief an Engels vom 3. November 1859 kundgibt: „Ad vocem (Dazu wäre zu sagen, R.B.) Freiligrath. Unter uns gesagt, ein Scheißkerl.“³¹

Ferdinand Freiligrath (1810-1876), der Mann aus Detmold, galt um 1845 als die große Hoffnung auf Dichtungen, die „des neunzehnten Jahrhunderts vollkommen würdig sind“³²; so sagte Friedrich Engels im *Telegraph für Deutschland* (Nr. 28 vom Februar 1840) voraus.

27 Die Rezension erschien unter dem Pseudonym Friedrich Oswald (d. i. Friedrich Engels): *Landschaften* (Rez. Gedichte 1838), in: *Telegraph für Deutschland*, Nr. 122-123, Hamburg Juli/August 1840, S. 485-487 und 490f. Gutzkow hatte Engels dieses Pseudonym zugeordnet, wohl mit Rücksicht auf die konservative Familie von Engels (MEHRING, Franz: *Karl Marx. Geschichte seines Lebens*, S. 98). Sie wurde wiedergedruckt in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: *Werke*, Bd. 41, S. 68-74.

28 MARX/ ENGELS, *Werke*, Bd. 41, S. 73f.

29 Ebd., S. 74.

30 SCHÜCKING, Levin/ FREILIGRATH, Ferdinand: *Das malerische und romantische Westphalen*, Paderborn zweite umgearbeitete Auflage 1872, S. V.

31 MARX/ ENGELS/ LENIN, W. I., *Über Kultur Ästhetik Literatur*. S. 513.

32 MARX/ ENGELS, *Über Kunst und Literatur*, Bd. 2, S. 428.

Im Rüschnhaus, Witwensitz der Mutter der Annette von Droste-Hülshoff, von 1826 bis 1846 auch das Wohnhaus der Dichterin, spielten die Werke Ferdinand Freiligraths eine zentrale Rolle, wurden vorgelesen und besprochen. Die Dichterin erbat sich darüber hinaus die gesamte Sammlung von 1838. Um die Freundin der Droste Elise Rüdiger bildete sich Ende 1838/ Anfang 1839 ein literarischer Zirkel, an dem neben der Droste und der Rüdiger auch Schücking und andere teilnehmen. Eines der bevorzugten Themen waren Gespräche über Freiligrath. Schließlich wurde die Droste sogar die Mitarbeiterin bei der Verwirklichung des Buches *Das malerische und romantische Westphalen* (1839), das Freiligraths Entwurf war und auf seine Konzeption zurückging, aber weitgehend von Levin Schücking realisiert wurde. Durch Levin Schücking war die Droste stets gut über Freiligrath informiert; persönlich kennengelernt hat sie ihn nicht. Freiligrath wandelte sich nach dem Verbot der *Rheinischen Zeitung* 1843 zum radikalen Demokraten. Levin Schücking versuchte, ihn zurückzuhalten, Geibel bemühte sich, den Dichterkollegen umzustimmen – nichts konnte Freiligrath aufhalten. Am 3. Februar 1844 erläuterte er Levin Schücking, wie er „durch Studium, Nachdenken und vor unsern Augen täglich sich zutragende Fakten immer weiter links gedrängt worden bin; wie ich, ohne die Revolution zu wollen, dennoch einsehe, dass die Reform nottut“³³. Wenig später, 1845, hatte Ferdinand Freiligrath sich entschieden, ein Parteidichter sein zu wollen, trat offen als solcher auf und wurde, der zuerst eine romantisch wirkende und phantastische Poesie geschrieben und vertreten hatte, der Mitstreiter von Marx und Engels, zudem ein tatkräftiger Helfer von Marx in privaten und finanziellen Angelegenheiten. Beide unterstützten andererseits Freiligrath bei der Drucklegung von Gedichten, der Popularisierung seines Werkes und der Verbreitung seiner Ideen. Karl Marx schrieb am 16. Januar 1852 im Zusammenhang mit der Veröffentlichung eines Gedichtes von Freiligrath, für das er sogar den Satzspiegel vorschlug, an Joseph Weydemeyer, einen in den USA tätigen westfälischen Publizisten und Herausgeber: „Er (Freiligrath, R.B.) ist ein wirklicher Revolutionär und ein durch und durch ehrlicher Mann, ein Lob, was ich wenigen zuteilen möchte.“³⁴ Selbst bei politischen Unterschieden zwischen ihm und einem Autor setzte sich Karl Marx für die Publikation literarischer Werke ein, wenn sie in einem größeren Zusammenhang seinen Zielen dienlich waren.

Karl Marx dichtete zur gleichen Zeit, in der Friedrich Engels die Westfalen und die Droste-Hülshoff in seinem Essay *Landschaften* lobte, über einen Westfalen ganz anderer Art, über Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen (1793-1834), einen heftigen Kritiker Goethes. Das Westfälische interessierte Marx dabei nicht; vielmehr verspottete er einen Mann, der gegen Goethes Unmoral und Sittenlosigkeit zu Felde zog. In Detmold geboren, hatte Pustkuchen 1811 bis 1813 in Göttingen studiert und war Herausgeber der westfälischen Zeitschrift *Westphalia* und der Erziehungszeitschrift *Levana*. 1820 übernahm er die Pfarre in Lieme bei Lemgo. Pustkuchen hatte 1821 eine Fortsetzung von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* geschrieben, der weitere ähnliche Bände, auch *Wilhelm Meisters Tagebuch* (1824), folgten. Diese Bände, die anfangs wegen des Angriffs auf den großen Dichter eine

33 Brief an Levin Schücking vom 3. Februar 1844, in: SCHWERING, Julius: Lebensbild. Freiligraths Werke in sechs Teilen. Teil 1, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J., S. LXIX.

34 MARX/ ENGELS, Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 251.

Sensation bedeuteten, wurden indessen immer mehr zu platten Parodien, die schnell an Bedeutung verloren. Aber Pustkuchen selbst hatte einige Berühmtheit erreicht und einen Literaturskandal ausgelöst: Er hatte an Goethes Roman eine vernichtende sittlich-ästhetische Kritik vorgenommen. Goethe mangle es an einem geistigen Zentrum, es fehle die wahre Schönheit, in ihm sei nichts Edles und kein Charakter. Goethe war nach Pustkuchens Meinung „nur Repräsentant der schlechten, formlosen, zügellosen, neuern Zeit, nicht aber des deutschen ursprünglichen Sinnes“³⁵. Der anfängliche Skandal war groß und umfasste die gesamte literarische Gesellschaft. Er landete auch bei Karl Marx, der sich 1836/37, als er Student in Berlin war, lustig über Pustkuchen und seine Versuche machte, Goethe zu sagen, wie er hätte seinen *Faust* schreiben sollen:

„Goethe sei für Frauen ein Grauen, / Denn er passe nicht grad‘ für alte Frauen, / Er habe ja nur die Natur ergriffen, / Sie nicht mit Moral zurecht geschliffen, / Hätt‘ er Luthers Katechete sollen studieren, / Daraus dann Verse fabrizieren. / Zwar das Schöne hat er manchmal gedacht, / Doch vergaß er zu sagen: ‚Gott hab‘ es gemacht. / .../

Hört nun, wie das Ganze vom Faust entsprungen, / Der Dichter hat falsch es vorge-sungen. / Der Faust, der hatte der Schulden zu viel, / War liederlich, trieb das Hazardspiel, / Und wie er keine Hilfe von oben gesehn, / Da wollt er schmähslich zu Grund gehen, / Darum ihn nun ängstlich Gefühl überkam, / Von Hölle und Verzweiflungskram. / Da dacht‘ er über Leben und Sterben, / An Wissen und Tun und Verderben, / Und sprach gar vieles darüber hin / In dunkelmystischem Sinn. / Konnt‘ das nun nicht der Dichter zieren, / Erzählen, wie Schulden zum Teufel führen, / Wie, wer sich um den Kredit gebracht, / Gar leicht sein Seelenheil vermacht?“³⁶

In diesen Epigrammen kam nicht nur die sprachliche Unfähigkeit Pustkuchens zum Vorschein, sondern auch sein vertrackt dogmatisches Weltmodell, in dem der Goethe’schen Sinnlichkeit kein Platz gegeben wurde. Dagegen polemisierte Marx.

Der westfälische „wahre Sozialismus“

Eine besondere Rolle in den Beziehungen westfälischer Autoren oder Publizisten zu Marx und Engels spielten die westfälischen „wahren Sozialisten“. Es war „die älteste, am frühesten selbständig entwickelte Gruppe“³⁷ des wahren Sozialismus. 1847 sprach Engels von dieser Gruppe, die er als „westfälischen Sozialismus“³⁸ bezeichnete und einer Kritik unterzog. Der umfangreiche Aufsatz *Die literarischen Gruppen des „wahren Sozialismus“* war die Fortsetzung der *Deutschen Ideologie* von 1845. Nur einiges aus der Kritik sei im Folgenden vorgestellt, um die Spezifik des Denkens und Schreibens zu umreißen.

35 PUSTKUCHEN, Johann Friedrich Wilhelm: Wilhelm Meisters Wanderjahre III, in: LIFSCHITZ, Michail (Hg.), Karl Marx, Friedrich Engels: Über Kunst und Literatur, S. 519.

36 LIFSCHITZ (Hg.), Karl Marx, Friedrich Engels: Über Kunst und Literatur, S. 423.

37 ENGELS, Die literarischen Gruppen des „wahren Sozialismus“, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 158.

38 Ebd.

Die Auseinandersetzung von Marx und Engels mit dem sogenannten westfälischen „wahren Sozialismus“, die sie und z.B. Joseph Weydemeyer (1818 Münster - 1866) in der *Deutschen Ideologie* geführt hatten, nahm bis 1850 zu. Bei der *Deutschen Ideologie* handelte es sich um kein insgesamt geplantes Werk. Vielmehr begannen Marx und Engels darin die Auseinandersetzung mit den Junghegelianern und insbesondere mit Bruno Bauer. Nicht so vorgesehen, aber doch in der Abfolge logisch folgt die *Deutsche Ideologie* mit ihrer Überschreitung der ironischen Betrachtung zur detaillierten Analyse dem frühen Spottgedicht Engels' *Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel. Christliches Heldengedicht in vier Gesängen*.

Mit einem literarischen Beleg, wie so oft, beschreiben Marx und Engels diesen Sozialismus und zitieren dafür aus Heinrich Heines *Deutschland – ein Wintermärchen* (Kaput VII): „Franzosen und Russen gehört das Land, / Das Meer gehört den Briten, / Wir aber besitzen im Luftreich des Traums / Die Herrschaft unbestritten. // Hier üben wir die Hegemonie, / Hier sind wir unzerstückelt; / Die andern Völker haben sich / Auf platter Erde entwickelt.“³⁹ Diesen Sozialismus leiteten sie direkt aus der Eigenschaft der Deutschen ab, mit Träumereien und Spekulationen sich allen Nationen überlegen zu fühlen und in einem „Luftreich des Traums“⁴⁰ zu agieren, in dem sie die Weltgeschichte endgültig münden sehen. – Was Engels am „wahren Sozialismus“ kritisierte, macht ein Beispiel deutlich: Hermann Kriege publizierte in dem von ihm 1846 in den USA redigierten *Volks-Tribun*, dem Organ des Jungen Amerika – es erschien wöchentlich vom Januar bis zum Dezember 1846 – sozialkritische Beiträge; auch Wilhelm Weitling war Mitarbeiter. In einer ironischen Stilanalyse, dem *Zirkular gegen Kriege: Verwandlung des Kommunismus in Liebesduselei* begleiteten Marx und Engels diese Veröffentlichungen und fanden, dass in einem einzigen Artikel der Zeitung *An die Frauen* die Liebe in 35 Gestalten auftrete und schlussfolgerten. „Welche entnervende Wirkung auf beide Geschlechter diese Liebesduselei ausüben und welche massenweise Hysterie und Bleichsucht sie bei den ‚Jungfrauen‘ hervorrufen muss, darüber möge Kriege selbst nachdenken.“⁴¹ Zuvor hatten sie angemerkt, dass Hermann Kriege die weltgeschichtliche revolutionäre Bewegung auf die „paar Worte: Liebe - Hass, Kommunismus - Egoismus reduziert“ habe.

Der „wahre Sozialismus“ war, vereinfacht, ein von der politisch-ökonomischen Basis abgehobener Sozialismus, der die realen sozialen, ökonomischen und politischen Verhältnisse außer Acht ließ, und eine „Verklärung des proletarischen Kommunismus“, wie Marx/Engels schrieben⁴², bedeutete; dazu hätten sich entsprechende verwandte Gruppierungen aus Frankreich und England „im Himmel des deutschen Geistes und Des deutschen Gemütes“ vereinigt. Das war für sie als geistig-politische Übergangsstufe verständlich und annehmbar, nicht aber als Konzept für die Zukunft. Deshalb standen sich wohlwollend anerkennende Kritik und gleichzeitige Ablehnung des „wahren Sozialismus“ bei Marx und Engels gegenüber. Ein Unterschied zwischen Marx und Engels einerseits und den wahren

39 MARX/ ENGELS, Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 10f.

40 Ebd., S. 11.

41 MARX/ ENGELS, Zirkular gegen Kriege, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 157.

42 MARX/ ENGELS, Die deutsche Ideologie, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 145.

Sozialisten sowie dem *Westphälischen Dampfboot* als einem ihrer Organe andererseits war, dass Marx und Engels von historischen Vorgängen wie der Französischen Revolution und dem englischen industriellen Umbruch ausgingen, während die wahren Sozialisten die Hegelsche Philosophie in ihr System zu übernehmen trachteten und letztlich eine romantische Traumwelt an die Stelle notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen setzen wollten. Sie verzichteten auf Klassenkampf und strebten Veränderungen durch Reden und Beeinflussung an, sie verkündigten Brüderlichkeit und Humanität ohne jegliche Gewalt. Das schloss jedoch nicht aus, dass die Kontrahenten in den Presseorganen gemeinsam veröffentlichten: Trotz aller Unterschiede und Gegensätze gab es gemeinsame Ziele.

Die „wahren“ Sozialisten, oft selbst Schriftsteller, verbanden sich mit anderen Schriftstellern, durch sie sollte Literatur nicht das Abbild der gesellschaftlichen Entwicklung werden im Sinne einer nationalen Dokumentation, sondern Literatur wurde zum Programm einer ästhetischen Erziehung zum Guten. Philanthropie war angesagt statt Auseinandersetzung und Kampf. Der Westfale Karl Grün (1817-1887) strebte deshalb eine „Verschmelzung des wahren Sozialismus mit jungdeutschem Literatentum“⁴³ an. Das bedeutete Streit um das gemeinsam beanspruchte, aber unterschiedlich akzentuierte Medium der Literatur. Karl Grün, geboren in Lüdenscheidt, wurde zu einer bekannten Persönlichkeit in dieser Auseinandersetzung des Vormärz. 1838 lernte er in Berlin die Junghegelianer und durch sie Karl Marx kennen, er betätigte sich vielfältig publizistisch und schrieb auch für die *Rheinische Zeitung*, eine der zahlreichen Vorläufer der *Neuen Rheinischen Zeitung*, ehe er 1843 die Zeitung *Der Sprecher oder Rheinisch-Westfälischer Anzeiger* herausgab, die überregional bekannt, aber schon 1844 verboten wurde. Sein Schaffen war so vielfältig, dass es ein eigenes Kapitel der Auseinandersetzung von Marx und Engels mit westfälischen Literaten bedeuten würde. Er erregte 1843/44 mit einer Vortragsreise in Westfalen Aufsehen, tat sich mit dem Sozialreformer Julius Meyer und Moses Heß, der später als „Kommunistenrabbi“ bekannt wurde, zusammen, gründete in Bielefeld 1844 die *Bielefelder Monatsschrift* und wurde einer der Wortführer der „wahren Sozialisten“, sich berufend auf Ludwig Feuerbach. Marx und Engels nahmen ihn ernst und widmeten der Auseinandersetzung mit ihm und seinen Ansichten umfangreiche Teile der *Deutschen Ideologie* (1845/46, größtenteils unveröffentlicht bis 1932), an der neben Marx und Engels auch Moses Heß, Joseph Weydemeyer und Roland Daniels mitarbeiteten. Von Weydemeyer stammte der Beitrag *Bruno Bauer und sein Apologet*, damals publiziert im *Westphälischen Dampfboot*. Der bis heute nicht übertroffene Biograf Marxens, Franz Mehring, urteilte über Weydemeyer: „Ein geborener Westfale, hatte Weydemeyer etwas von der ruhigen und selbst schwerfälligen, aber treuen und zähen Art, die man seinem Stamme nachsagt.“⁴⁴ Vor allem war er auch als Verleger willkommen. Marx veröffentlichte in der gleichen Zeitschrift seine Analyse über Karl Grün aus der

43 Ebd., S. 147.

44 MEHRING, Karl Marx. Geschichte seines Lebens, S. 122.

*Deutschen Ideologie*⁴⁵, in der er Karl Grüns Betrachtung der sozialen Bewegungen in Frankreich und Belgien scharf kritisierte.

Von den „wahren Sozialisten“ zu Ferdinand Freiligrath und Georg Weerth

Zu den in dem Zusammenhang genannten Autoren gehörten Joseph Weydemeyer (1818-1866) gebürtiger Münsteraner und oben bereits erwähnt, der Journalist und Schriftsteller Hermann Kriege (1820-1850) – gebürtig in Lienen, Exilant in den USA und gestorben bei New York, der dem Rhedaer Kreis der „wahren Sozialisten“ angehört hatte –, der Arzt und Dichter Otto Lüning (1818 Gütersloh - 1868 Rheda) – der in den frühen vierziger Jahren den Rhedaer Kreis gründete und der in Paderborn 1847 das Jahrbuch *Dies Buch gehört dem Volke* herausgegeben hatte, zeitweise dem *Bund der Kommunisten* angehörte und u.a. *Das Westphälische Dampfboot* (1844-1848) herausgab.

Besonders gehörte der Monatsschrift *Das Westphälische Dampfboot* die Aufmerksamkeit von Engels, zwischen 1845 und 1848 herausgegeben von Otto Lüning. Mitarbeiter dieser Zeitschrift waren wiederum Engels und Marx, auf deren Schriften die Zeitschrift auch ausführlich hinwies wie im Mai 1845 auf die gerade erschienene polemische Schrift *Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Consorten*, Ferdinand Wolff und Wilhelm Wolff, Joseph Weydemeyer u.a. Es war eine frühsozialistische Wochenschrift und die Nachfolgerin der Zeitschrift *Weserdampfboot*, die im Dezember 1844 in Preußen verboten worden war. Aber es war auch ein Organ der einfachsten Form des „wahren Sozialismus“. Was diese Form ausmachte, hatte Engels in dem Aufsatz *Die literarischen Gruppen des „wahren Sozialismus“* ironisch beschrieben: „Der westfälische Sozialismus ist in der Gegend von Bielefeld, im Teutoburger Walde zu Hause. Die Zeitungen enthielten ihrer Zeit geheimnisvolle Andeutungen über den mystischen Charakter seiner frühesten Epoche. Aber bald überschritt er die Stufe des Nebelflecks; mit dem ersten Hefte des *Westphälischen Dampfboots* erschloss er sich und zeigte dem erstaunten Auge ein Heer schimmernder Sterne.“⁴⁶ Diese ironische Beschreibung darf den Blick auf die Zeitschrift nicht verstellen. Sie gab auch Informationen, die sonst nicht zu finden waren und aufhorchen lassen: So beschäftigte sie sich mit Haft und Tod von Friedrich Ludwig Weidig (1791-1837), einem der Initiatoren der von Georg Büchner verfassten Kampfschrift *Der Hessische Landbote*, und der Verantwortung des zuständigen Untersuchungsrichters Georgi dafür⁴⁷ und berührte damit das Umfeld des sonst zu der Zeit bereits vergessenen Georg Büchner, dessen weltweiter später Ruhm erst nach 1875 begann.

Eine besondere Beziehung von Marx und Engels in dieser Zeit war die zu einer Autorin aus dem Umfeld des westfälischen „wahren Sozialismus“, die jedoch nicht dabei stehenblieb: Mathilde Franziska Anneke, geboren 1817 auf Gut Oberleveringhausen (heute zu

45 MARX, Karl: Karl Grün. Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien (Darmstadt 1845) oder Die Geschichtsschreibung des wahren Sozialismus, in: DERS./ ENGELS, Friedrich: Die deutsche Ideologie, Berlin 1960, S. 517-569.

46 MARX/ ENGELS, Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 158.

47 Vgl. *Das Westphälische Dampfboot*, Bielefeld 1845, S. 574.

Sprockhövel, einer Wiege des Ruhrbergbaus gehörend). Sie starb 1884 in Milwaukee im Exil, nachdem sie eine bekannte Vorkämpferin der Frauenemanzipation in den USA geworden war. Mathilde Franziska Anneke, geb. Giesler, wurde katholisch erzogen, heiratete 1836 den Mülheimer Weinhändler von Tabouillot, der die Schulden ihrer Eltern beglich, wurde eine katholische Schriftstellerin, die sich auch den Gedichten Freiligraths näherte und die mit Levin Schücking in Kontakt kam. Der schrieb zu ihrem *Damen-Almanach 1842*, das sie als Mathilde von Tabouillot veröffentlichte, ein aufschlussreiches Vorwort *Frauen und Dichter* über die Rolle der Frau und der Dichterin in der Gesellschaft. Als prägende Frauen der Zeit sah er Charlotte Stieglitz, Rahel Varnhagen und Bettina von Arnim. Levin Schückings Vorwort gehörte zu einer Reihe ähnlicher Schriften, die im Umkreis der publizistischen Bemühungen von Marx und Engels entstanden. Sie fanden einen Höhepunkt in Georg Weerths *Proklamation an die Frauen*, die zum Abschluss der *Neuen Rheinischen Zeitung* gehörte, nachdem sie verboten worden war:

„Von Anbeginn seid Ihr Frauen gescheiter gewesen als alle Schriftgelehrten und Pharisäer, aber von Anbeginn wart ihr auch leidenschaftlicher, als alle Schriftgelehrten und Pharisäer.

So fahrt denn heraus mit Eurer flammenden Leidenschaft und ergreift Eure zahmen Männer bei ihren liederlichen Zöpfen und hängt sie als Vogelscheuchen wohin Ihr wollt – nur fort mit ihnen!

Die Guillotine wird uns retten und die Leidenschaft der Weiber.

Im Übrigen empfehle ich mich Euch von ganzem Herzen. Die Nachtigallen singen in den Büschen, die Kugeln pfeifen und meine Proklamation ist zu Ende.“⁴⁸

Das betraf auch Mathilde Anneke, so hieß Mathilde von Tabouillot nach ihrer zweiten Eheschließung mit dem preußischen Leutnant Fritz Anneke. Ihr Weg zu den radikalen Demokraten war lang und steinig. – 1840 hatte Mathilde Anneke in dem Taschenbuch *Heimatgruß* Gedichte von Levin Schückings Mutter Caroline, Texte von Schücking und von Freiligrath veröffentlicht. Nach der Scheidung von ihrem ersten Mann lebte sie in Münster und schloss sich 1842 dem Kreis um Annette von Droste-Hülshoff an. Die Droste versuchte Distanz zu halten, schon um nicht ständig um poetische Beiträge oder Geld gebeten zu werden, las aber ihre Arbeiten und gab ging in ihren Briefen oft auf sie ein. Doch blieb die Sorge, „die T(abouillot) würde mich ganz aussaugen an Beutel, Geist und Körper. Sie ist nämlich blutarm und muss sich und ihr Kind allein mit Schriftstellern ernähren, kann nichts anderes, hat keine Kenntnisse zum Unterrichten und kein Geschick zum Arbeiten und macht ganz wässrige miserable Gedichte, die niemand umsonst brauchen kann.“, so die Droste an ihre Schwester aus dem Rüschaus, am 20. Dezember 1844⁴⁹. Aber bis 1845 stellte sie ihr Gedichte für ihre Jahrbücher zur Verfügung. Durch Kontakte zur *Kölnischen Zeitung* nahm Mathilde Franziska Anneke mehr und mehr

48 WEERTH, Georg: Proklamation an die Frauen. In: Neue Rheinische Zeitung, Nr. 301 vom 19. Mai 1849 (<http://www.deutschestextarchiv.de/nrhz/>); s. a. WEERTH, Georg: Sämtliche Werke in fünf Bänden, hg. von Bruno Kaiser, Bd. 4: Prosa 1848/49, Berlin 1957, S. 281-284.

49 SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (Hg): Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff. Gesamtausgabe, Bd. 2, Jena 1944, S. 364.

am journalistischen Geschehen teil, dass sich nach ihrer Eheschließung mit Fritz Anneke 1847 verstärkte, einem preußischen Leutnant, der unehrenhaft aus der Armee ausgeschieden war, weil er das Duellgebot der Armee nicht anerkannte. Mathilde Franziska Anneke wurde in einem kommunistischen Zirkel aktiv, aus dem der Kölner Arbeiterverein entstand. Sie arbeitete für die *Kölnische Zeitung*, für die im März und April 1848 auch Georg Weerth schrieb, und geriet mit ihrem Mann in den Kreis um Marx und Engels und der *Neuen Rheinischen Zeitung*. Die politische Arbeit ihres Mannes beschäftigte die *Neue Rheinische Zeitung* anhaltend. Als Marx aus Köln ausgewiesen wurde und die *Neue Rheinische Zeitung* 1849 beendet werden musste, empfahl er in der letzten Ausgabe die von Mathilde Anneke gegründete *Neue Kölnische Zeitung* als Ausgleich; Georg Weerth schrieb für diese letzte Ausgabe die zitierte *Proklamation an die Frauen*, dabei auch Franziska Anneke meinend.

Der entscheidende Name für die literarischen Beiträge der *Neuen Rheinischen Zeitung* war indessen Ferdinand Freiligrath, um den sich andere Autoren gesammelt hatten. Schon in Elberfeld hatte sich um Freiligrath 1839 ein Kreis gebildet – *Literaten-Kränzchen* –, zu dem neben Georg Weerth und Freiligraths Freund Heinrich Zulauff (geb. 1810 in Elberfeld) auch der in Elberfeld geborene Hermann Püttmann (1811-1874) gehörte, den Engels nach einem Sternzeichen den „großen Bären“ nannte, und der als Publizist, Journalist und Herausgeber von ihm beobachtet, aber als „wahrer Sozialist“ scharf kritisiert wurde⁵⁰. War diese Kritik zu ihrer Zeit als Abgrenzung von den revolutionären Positionen von Marx und Engels gerechtfertigt, so bedarf es in der historischen Betrachtung der Vorgänge einer deutlichen Differenzierung.

Hermann Püttmann war philosophisch interessiert und trat für Feuerbach ein, er war Dichter, sammelte und gab Märchen heraus, er fiel 1841 mit einer Sammlung *Tscherkessen-Lieder* auf, die sich gegen die Unterdrückung der Tscherkessen unter dem Zaren richtete, und veröffentlichte 1851 ein *Sozialistisches Liederbuch*. – Bereits 1845 floh er in die Schweiz, wurde dort nach drei Jahren ausgewiesen und war bis 1850 der Herausgeber der ersten Arbeiterzeitung *Der Volksmann* (Wuppertal). Bei mehreren frühsozialistischen Zeitschriften, die zu den Vorläufern der *Neuen Rheinischen Zeitung* gehören, war er beteiligt, in der *Kölnischen Zeitung* wirkte er als erster Feuilletonredakteur und versuchte über Elise Rüdiger, im Frühjahr 1842 Annette von Droste-Hülshoff zur Mitarbeit zu gewinnen.⁵¹ Dazu zählte Püttmann namhafte Mitarbeiter wie Freiligrath, Geibel, Gutzkow und andere auf und beeindruckte die Droste-Hülshoff damit – das „arme loyale Aristokratenblut“⁵², das Scheu vor Herwegh und Hoffmann von Fallersleben hatte –, sodass sie eine Mitarbeit durchaus ins Auge fasste und am 9. Mai 1843 über Elise Rüdiger ein Gedicht anbot⁵³, dann weitere,

50 Vgl. Engels' Kritik an Püttmanns Beiträgen in den Rheinischen Jahrbüchern, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 172. Hermann Püttmann übersiedelte 1854 aus seinem Exil in England nach Australien und starb 1854 in Richmond. In australischen biografischen Nachschlagewerken, wo sein Todesjahr im Gegensatz zu den deutschen Angaben (1894) auch mit 1874 angegeben wird, wird er als eine herausragende Gestalt der revolutionären sozialistischen deutschen Literatur geführt (s. *Australian Dictionary of Biography*, Volume 5 (MUP), 1974). Er gilt als Begründer der deutschsprachigen Presse in Australien.

51 GÖDDEN, Annette von Droste-Hülshoff, S. 399.

52 SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff, S. 161.

53 Ebd., S. 161, 163.

von denen zwei gedruckt wurden, *Im Grase* nicht.⁵⁴ Püttmann emigrierte nach England und schließlich 1854 nach Australien, wo er starb. Die Droste beklagte seinen Weggang, nach dem ihre Zusammenarbeit mit der Zeitung beendet war. Levin Schücking bemühte sich erfolglos um die Nachfolge Püttmanns bei der *Kölnischen Zeitung*.⁵⁵

Hermann Püttmann gab 1847 eine Anthologie *Album. Originalpoesieen* (Borna 1847) heraus, in die sieben Gedichte Heines und fast ein Dutzend von Weerth (darin auch: George Werth) aufgenommen worden waren, außerdem ein revolutionäres Gedicht Freiligraths *Wie man's macht!*, Gedichte Alfred Meißners, Kurt Becks u.v.a. Friedrich Engels analysierte die Arbeit des Herausgebers Hermann Püttmann und das Anliegen der Anthologie *Album*, fand allerdings wenig Annehmbares, wobei seine ironische Selbstüberhebung und eine Maßlosigkeit des Urteils nicht zu übersehen sind. Ähnlich erging es den von Püttmann herausgegebenen *Rheinischen Jahrbüchern 1845 und 1846*. Die Bekenntnisse zu „Socialismus, Communismus, Humanismus“ von Friedrich Hermann Semmig im Jahrbuch 1845 waren Engels zu unscharf, zu gefühlsbelastet – eine Haupteigenschaft der „wahren Sozialisten“, die Ansatz der Kritik war –, die sozialen Begründungen fehlten Engels und so blieb letztlich nur Sarkasmus, der auch zur Verteidigung der eigenen Position dienen sollte. Püttmanns Anliegen war es, in seiner Anthologie *Album* und in den *Rheinischen Jahrbüchern* auch die Züge einer neuen Literatur, so weit vorhanden, nachzuweisen: Die sah er in der entschiedenen Wendung der Dichter an ein Volkspublikum, die soziale Orientierung der Gedichte, die bisher ungewohnt war und noch zu wünschen übrig ließ, weshalb er in *Album* zu vorhandener Dichtung greifen musste, und den Mut zur „Tendenz des Unternehmens“, die aber so „bestimmt“, ja „gewagt“⁵⁶ sei, dass viele ihre Mitarbeit verweigert hätten. Was Engels teils übertrieben scharf ironisierte und verurteilte, war mit dem vorhandenen Textmaterial nicht anders umzusetzen.

Hermann Püttmann versuchte sich an vielen literarischen Demonstrationen. Er bot Material und Problemsammlungen von beispielhafter Qualität. Das von ihm herausgegebene *Deutsche Bürgerbuch für 1845*, erschienen bereits Dezember 1844 in Darmstadt und in Preußen sofort verboten, war eine eindrucksvolle Sammlung von Aufsätzen über zeitgenössische Probleme und entsprechenden Analysen, getragen von zumeist namhaften Mitstreitern wie Moses Heß, Karl Grün und Ernst Dronke, mit Texten von Georg Weerth und Ferdinand Freiligrath. Das begann im Vorwort von Püttmann mit einem Bekenntnis zu einem neuen Gemeinwesen, das den historischen Staat mit seiner Selbstsucht ablösen solle. Das Buch enthielt umfangreiche Berichte über die schlesischen Weberaufstände 1844, eine dazugehörige Erzählung *Der Lohnweber* von Ernst Willkomm, flankiert von Georg Weerths bekannter Beschreibung *Die Armen in der Senne*, thematisch damit verwandte Gedichte von Hermann Püttmann und Georg Weerths Gedicht *Die Industrie*, Ferdinand Freiligraths *Eine Proletarierfamilie in England*. Beeindruckend sind die Analysen zur Situation und Entwicklung Skandinaviens von dem außergewöhnlich produktiven Schriftsteller Theodor Mügge (1806-1861), der die bald darauf folgende Entwicklung der skandinavi-

54 Ebd., S. 384.

55 Ebd., S. 431.

56 PÜTTMANN, Hermann (Hg.): *Album. Originalpoesieen*. Vorwort. Borna 1847, S. 2.

schen Länder zu einer neuen Modernität mit einer entsprechenden Literatur in ersten Ansätzen erkannte – Mügge selbst zog sich nach der gescheiterten Revolution 1848 aus der politischen Arbeit zurück – usw. Es ist eine geradezu beispielhafte Sammlung von Themen und Problemen, die es für die radikalen Demokraten um Karl Marx und Friedrich Engels zu handeln und zu lösen galt. Eingefügt wurden kritische Betrachtungen von Neuerscheinungen, bei denen immer wieder die Auseinandersetzung mit Feuerbach geführt wird, u.a. auch mit Hermann Hettners Feuerbachbild, jenem Hettner, der wenige Jahre später – 1852 – mit seiner Schrift *Das moderne Drama* die Entwicklung eines sozialen Dramas in Deutschland einleiten sollte. Dem *Deutschen Bürgerbuch für 1845*, dem ein literarisch hochinteressantes für 1846 folgte – darin u.a. ein Beitrag über Georg Forster –, gehört unbedingt Aufmerksamkeit bei einer Übersicht der literarischen Entwicklung um Karl Marx und der Vorbereitung der *Neuen Rheinischen Zeitung*, zumal Friedrich Engels bei seinen Betrachtungen es nur beiläufig erwähnte. Gleiches gilt für die *Rheinischen Jahrbücher zur gesellschaftlichen Reform* 1845 und 1846, ebenfalls von Hermann Püttmann herausgegeben, an denen sich ebenfalls Mitstreiter wie Moses Heß und Karl Grün, aber auch Georg Weerth mit Gedichten und einem Beitrag über *Proletarier in England* beteiligten. Karl Marx warb bei seinem Freunde Heinrich Heine mehrfach um Poesie oder Prosa für den ersten Band und schlug selbst in einem Brief Heinrich Heines *Unsere Marine. Nautisches Gedicht* vor.⁵⁷ Friedrich Engels widmete sich bei seiner kritischen Betrachtung der „wahren“ Sozialisten in Westfalen diesem Jahrbuch intensiver, bezog auch die sächsische Gruppe ein – Friedrich Hermann Semmig⁵⁸ –, in der er eine Spielart der westfälischen Gruppe sah.⁵⁹

Eine besondere Rolle in diesem Ensemble literarischer Zeugnisse spielte Georg Weerth (1822-1856). Wie Freiligrath wurde er in Detmold geboren und schrieb 1848 in Erinnerung an seine Heimatstadt: „Das Fürstentum Lippe produzierte bisher nur Flachs, Meer-schaumpfeifenköpfe und Poeten.“ Wahrscheinlich trafen sich Engels, Weerth und Freiligrath schon auf dem Gymnasium in Detmold und begründeten bereits dort ihre Freundschaft, die sich dann im Redaktionszimmer der *Neuen Rheinischen Zeitung* bewährte.

Georg Weerth hatte bereits während seiner Lehre Hermann Püttmann kennengelernt und verkehrte ebenfalls in Ferdinand Freiligraths *Literaten-Kränzchen*. Er traf 1845 in England Friedrich Engels, im gleichen Jahr in Brüssel Karl Marx. Ihnen schloss er sich in den nächsten Jahren an, wurde zu einem erfolgreichen literarischen Mitarbeiter in der *Neuen Rheinischen Zeitung* und veröffentlichte dort seinen satirischen Roman *Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski*, dessentwegen er zu Haft und dem zeitweisen Verlust der Bürgerrechte verurteilt wurde. Danach und in der Folge der gescheiterten Revolution von 1848 veröffentlichte er nichts Literarisches mehr, ging endgültig ins Ausland und starb an einer Gehirnhautentzündung. Friedrich Engels bezeichnete ihn 1883 als den

57 Brief von Marx aus Brüssel an Heinrich Heine vom 24. März 1845, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 233. – Zuvor hatte Marx bereits am 1. Februar entsprechend an Heine geschrieben.

58 Friedrich Hermann Semmig (1820-1897) war ein engagierter, politisch tätiger und sehr produktiver sächsischer Lehrer und Schriftsteller, dessen Publikationen – Bücher, Aufsätze, Herausgaben – zahllos sind und dessen publizistische Tätigkeit sich über ganz Deutschland erstreckte, so war er auch Mitarbeiter der *Trierschen Zeitung*. Er und sein umfangreiches Werk werden hier nur genannt, weil seine Beziehungen zu Westfalen sporadisch waren. Engels widmete ihm große Aufmerksamkeit bei der Analyse der „wahren“ Sozialisten.

59 MARX/ ENGELS, Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 174f.

„ersten und bedeutendsten Dichter des deutschen Proletariats“⁶⁰. Das war nicht nur Ausdruck der Wertschätzung für einen Dichter, sondern auch Hinweis auf eine Literatur, die neue Formen entwickelt und moderne Inhalte aufgenommen hatte. Die sich entwickelnde neuartige Literatur war der Beginn eines bisher unbekanntenen Realismus, der den neu entstandenen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und den angestrebten zukünftigen Gesellschaftsverhältnissen entsprach. Erst wenn diese Entwicklung differenziert in die Betrachtung der Realismusedwicklung einbezogen wird, kann der spätere sozialistische Realismus historisch präzise beurteilt werden.

In den Lebensläufen der genannten Dichter und Publizisten, zu denen noch weitere hinzuzufügen wären, spielte die *Neue Rheinische Zeitung* eine wesentliche Rolle, die von Marx geleitet wurde. Sie hat eine längere Vorgeschichte, in der wiederum die meisten der genannten Namen zu finden sind. Es war ein wesentlich von Westfalen bestimmter Kreis von Publizisten und Dichtern, der die journalistische Karriere von Marx und Engels begleitete, unterstützte und mittrug.

Eine neuartige Literatur

Der nachhaltige publizistische Eindruck, den besonders Georg Weerth in der damaligen Presse hinterließ, ging von einer außergewöhnlich neuartig empfundenen Literatur aus. Dabei war die Diskussion um Funktion und Form der Literatur insgesamt seit dem Jahrhundertbeginn heftig in Bewegung geraten, einmal durch die neu entstandene Aufmerksamkeit für Märchendichtungen, dann aber auch für den immer stärker ins Bewusstsein rückenden Roman, der eine relativ neue moderne Kunstform darstellte. Entsprechende Fragestellungen, was für eine Bedeutung denn die Literatur habe und welche sie haben müsste, durchzogen zahlreiche Schriften, auch solche, die sich nur am Rande mit Literatur beschäftigten. Für die publizistische und wissenschaftliche Arbeit von Karl Marx und Friedrich Engels in der frühen Phase ihres Schaffens diente zudem Weerths publizistische Arbeit und andere westfälische Zeitschriftenliteratur als Analysematerial für größere Zusammenhänge eines radikalen Demokratieverständnisses, das sich vor allem gegen die Restauration und das System Metternich richtete. Aber Marx und Engels Denken gingen weit darüber hinaus. Im *Vorwort* zu der grundsätzlichen Schrift *Zur Kritik der Politischen Ökonomie* (Januar 1859) formulierte Marx den grundsätzlichen Zusammenhang aller Lebensbereiche: „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt. ... Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um.“⁶¹ Das hieß, dass mit der grundsätzlichen Veränderung einer Gesellschaftsstruktur sich auch Literatur und Kunst prinzipiell veränderten, zwar die Traditionen aufbewahrten und nutzten, aber neue Formen und Strukturen entwickelten. Alle Bemühungen von Marx und Engels in diesen Jahren

60 ENGELS, Georg Weerth, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 296f.

61 MARX, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 1, S. 74f.

zielten darauf, diese Veränderungen zu finden, herauszuarbeiten und die Umriss einer neuen Literatur zu beschreiben. Das wurde besonders in den Auseinandersetzungen um Étienne Cabet's *Reise nach Ikarien* (1842) deutlich, die ebenfalls ein Thema der Zeit waren, aber nur geringe Beziehung zum untersuchten Gegenstand hatten: In den Diskussionen um eine andere Gesellschaftsstruktur spielte das Werk eine große Rolle, die es bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts beibehielt. Führende Denker hatten Einwände, da das Buch zu einfach und damit zu wenig dem Thema angemessen sein. Nicht so Marx und Engels in der *Deutschen Ideologie*. Sie folgten bei ihrer Einschätzung den Argumenten Cabets, „verteidigten diese Form der kommunistischen Propaganda als den Bedürfnissen der Zeit gemäß und dem Bildungsstand der damaligen Arbeiter entsprechend.“⁶²

Unter dieser Voraussetzung arbeiteten Marx und Engels an westfälischen Publikationen mit und werteten sie gleichzeitig in dem bisher ungewohnt umfangreichen Maße kritisch aus, wie das mit den von Hermann Püttmann herausgegebenen Veröffentlichungen geschah, zumal diese wegen ihrer Vielseitigkeit und wegen ihres ästhetisch-kulturellen Anspruchs besonders geeignet waren. Insbesondere Georg Weerth und Ferdinand Freiligrath, westfälische Autoren, boten mit ihren literarischen Texten die Entsprechung zu den programmatischen politischen Arbeiten von Marx und Engels an und entwickelten eine Literatur, die die bloße Befriedigung von Unterhaltungsbedürfnissen oder Gefühlsbestätigungen weit hinter sich ließ und Ausdruck einer politischen Situation samt ihrer Bewältigung wurde, aber dadurch auch in die politische Wirklichkeit zurückwirkte. –

Die bürgerliche Revolution von 1848 in Deutschland als Teil eines europäischen revolutionären Prozesses, in dem bereits die Widersprüche der nächsten, der proletarischen Revolution zu erkennen waren, das *Kommunistische Manifest* und die *Neue Rheinische Zeitung* in Köln, an der westfälische Autoren und Publizisten mitarbeiteten, die Auseinandersetzung mit dem westfälischen „wahren Sozialismus“ – das alles waren parallele, sich einander beeinflussende Vorgänge, in denen ehemalige Junghegelianer, in besonderer Weise der Kreis um Karl Marx und Friedrich Engels engagiert waren. Friedrich Engels gab 1884 im *Sozialdemokraten*⁶³ ausführlich Auskunft darüber. Alles bündelte sich im Revolutionsjahr 1848. In diesem Jahr sammelten sich die Mitarbeiter der *Neuen Rheinischen Zeitung* um Marx und Engels, Georg Weerth aus Detmold und Ferdinand Wolff (geb. 1812 in Köln), Freiligrath aus Detmold und Ernst Dronke – Schriftsteller sie alle, außerdem gab es Beziehungen zu Heinrich Heine, so unterrichtete Wolff Mathilde Heine im Französischen und übersetzte Heines *Nordsee* ins Französische. Weerth setzte der Zeitung ein poetisches Denkmal im Gedicht *Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf*: „Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf / In sehr honetter Begleitung: / Ein Regierungsrat – er schimpfte sehr / Auf die Neue Rheinische Zeitung.“⁶⁴ Es ist der Heine'sche ironische Ton aus *Deutschland – ein Wintermärchen* und auch die Schärfe der Bloßstellung, man beachte nur die herausgestellte Akzentuierung im Wort „unbeschränkt“: „Oh, fahren Sie fort, so unsern Ruhm / Zu tragen durch alle

62 HÖPPNER, Joachim/ SEIDEL-HÖPPNER, Waltraud: Étienne Cabet und seine Ikarische Kolonie. Frankfurt/M. u. a. 2002, S. 65.

63 ENGELS, Friedrich: Marx und die *Neue Rheinische Zeitung* 1848-1849, in: Der Sozialdemokrat, Nr. 11 vom 13. März 1884, S. 16-24.

64 WEERTH, Gedichte, S. 69.

Lande – / Sie sind als Mensch und Regierungsrat / Von unbeschränktem Verstande. ... Ja, wahrlich, nicht jeder Gimpel bekommt / Einen Tritt von unsern Füßen – / Ich habe, mein lieber Regierungsrat, / Die Ehre, Sie höflich zu grüßen.“⁶⁵

Überschaut man die verschiedenen Zeitschriften und ihre Mitarbeiter, so kann davon gesprochen werden, dass westfälische Publizisten und Autoren wesentlich in dem Prozess von Ausbildung und Verbreitung eines demokratischen Gesellschaftsentwurfs und des dazugehörigen Gedankengutes beteiligt waren. Dieser Zeitpunkt ist im Zusammenhang mit der *Neuen Rheinischen Zeitung* zu bestimmen: Es war das knappe Jahr vom 1. Juni 1848 bis zum 19. Mai 1849, in dem die *Neue Rheinische Zeitung* erschien. Sie war das Organ der Linkshegelianer, bei denen Gesellschaftsanalyse, Philosophie und Literatur vielfältig aufeinander bezogen wurden, die Literatur zum Material und zur Dokumentation für Philosophie und Analyse wurde. Von dieser Position her entwickelte sich die besondere Rolle der Literatur und Kunst in späteren gesellschaftlichen Systemen des 20. Jahrhunderts, in denen Literatur und Kunst zum Seismograph der gesellschaftlich-sozialen Entwicklung und in diesem Sinne auch betrachtet, bewertet und angewendet, aber auch kritisiert, zum Bestandteil des politischen Lebens wurden.

1848 war ein folgenreiches Jahr für die deutsche Geschichte innerhalb der europäischen Geschichte: Es war das Jahr einer Revolution, die eigene Dichter hervorbrachte, die sogenannten Achtundvierziger. Schaut man sich die Liste der zugehörigen bzw. zugerechneten Dichter an⁶⁶, trifft man unter den Namen viele der genannten Westfalen bzw. Rheinländer wieder: Ernst Dronke, auch Mitarbeiter der *Neuen Rheinischen Zeitung*, Ferdinand Freiligrath, der Detmolder und ebenfalls Mitarbeiter der Zeitung, Georg Herwegh, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der im niedersächsischen Fallersleben geboren und in Corvey sein Arbeitsleben und sein Leben beschloss und dort beerdigt liegt, Hermann Püttmann, Adolf Schults, durch seine Gedichte – Naturgedichte, aber auch soziale Verse – einst bekannter Dichter, Georg Weerth, einer der wichtigsten Redakteure der *Neuen Rheinischen Zeitung*, der mit seinen Feuilletons einen bis dahin unbekanntem Höhepunkt erreichte, zumal das Feuilleton eine junge publizistische Form war, und dessen Gedichte, wenn sie nicht ironisch-satirisch scharf wie die Heines waren, harte Direktheit vermittelten wie das an den Weberaufstand von 1844 erinnernde *Hungerlied*: „Verehrter Herr und König, / Weiß du die schlimme Geschichte? / Am Montag aßen wir wenig, / Und am Dienstag aßen wir nicht. // Und am Mittwoch mussten wir darben / Und am Donnerstag litten wir Not; / Und ach, am Freitag starben / Wir fast den Hungertod! // Drum lass am Samstag backen / Das Brot fein säuberlich – / Sonst werden wir sonntags packen / Und fressen, o König, dich!“⁶⁷

Einer derartigen Dichtung wurde ihr anderer, bisher unbekannter harscher und drohender Ton vorgeworfen, dem man mangelnde Innerlichkeit und fehlendes Gefühl vorwarf. Friedrich Engels nahm solche Dichtung bei derartigen Angriffen in Schutz und

65 Ebd. S. 71.

66 Zugrunde gelegt wird die Anthologie *Die Achtundvierziger*, hg. von Bruno Kaiser, Weimar 1955 in der Reihe *Lesebücher für unsere Zeit*.

67 WEERTH, Gedichte, S. 43f. Das Gedicht ist 1844 entstanden wurde erstmals 1952 veröffentlicht in der Anthologie *Die Achtundvierziger*, vgl. Anm. 46.

verteidigte sie. So polemisierte er gegen Louise Otto (1819-1895), eine der Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation und eine der produktivsten Autorinnen der deutschen Literatur. Sie hatte die Gedichte Alfred Meißners (1822-1885), eines von Freunden von Heinrich Heine und "Orion des wahrhaft sozialistischen Sternhimmels" (Engels), wegen ihrer Innerlichkeit gelobt und diese bei „so vielen neuen Freiheitsdichtern“ wie Hoffmann von Fallersleben und Prutz, Herwegh und Freiligrath vermisst. Engels begegnete dieser Kritik im Zusammenhang mit seiner ausführlichen Analyse des wahren Sozialismus vom Januar bis zum April 1847, einer Fortsetzung der *Deutschen Ideologie*, ironisch; er bescheinigte Meißner, „die Keule der Unverständlichkeit“ zu schwingen, um „alle Gegner der guten Sache siegreich“⁶⁸ niederzuschmettern.

Die Neue Rheinische Zeitung – Vorläufer und Beginn

Die *Neue Rheinische Zeitung. Organ der Demokratie* ist der entscheidende, alles zusammenballende Splitter unserer Betrachtung und vor allem eines der Ergebnisse der Beziehungen zwischen Marx und Engels einerseits und westfälischen Autoren wie Weerth und Freiligrath andererseits. Dieser Splitter ist selbst ein gigantisches Panoramabild, das nur in Umrissen skizziert werden kann.

Die Zeitung wurde in dem damals zu Preußen gehörenden Köln herausgegeben. Sie fällt in die Zeit der größten politischen Wirksamkeit von Marx und Engels: Es ist die Zeit des *Kommunistischen Manifestes*, das Marx und Engels bereits im Februar 1848 abgeschlossen hatten, und die Zeit der bürgerlichen Revolution in Deutschland und darüber hinaus von 1848 und 1849. Beides wird hier genannt, damit es mitgedacht wird: Die Revolution von 1848 brach im März fast im gesamten Europa aus; bürgerlich-demokratische Kräfte richteten sich gegen die Restauration, die sich nach dem Wiener Kongress weitgehend durchgesetzt hatte. Eines ihrer wichtigsten Ziele sah die Revolution in den verschiedenen deutschen Staaten in der deutschen Einheit; sie hatte deshalb ihren ersten Höhepunkt am 18. März 1848 in der verfassungsgebenden Versammlung in der Frankfurter Paulskirche. Die dort eingerichtete deutsche Provisorische Zentralgewalt verabschiedete eine Reichsverfassung, die aber von Bayern, Hannover und dem preußischen König nicht angenommen wurde. Den Abgeordneten in der Paulskirche wurde befohlen, ihr Mandat niederzulegen: Die Reichsverfassung samt deutscher Einheit scheiterte im Mai 1849. Damit war die bürgerliche Revolution von 1848 ein Jahr später am Ende.

Parallel dazu war um die Jahreswende 1847/48 das *Kommunistische Manifest* von Karl Marx und Friedrich Engels entstanden; sie waren vom Bund der Kommunisten, einem internationalen Bund in London, damit beauftragt worden. Es erschien am 21. Februar 1848 in London und flankierte die beginnenden revolutionären Erhebungen, die zum gleichen Zeitpunkt in Italien und Frankreich – die Februarereignisse in Paris – begonnen hatten und im März in Deutschland ausbrachen. Engels schätzte später ein, dass durch

68 MARX/ ENGELS, Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 181.

diesen zeitlichen Verlauf sich auch der Inhalt des revolutionären Geschehens in Deutschland verschob: „Die deutsche Bourgeoisie, statt aus eigener Kraft zu siegen, siegte im Schlepptau einer französischen Arbeiterrevolution. Noch ehe sie ihre alten Gegner, das absolute Königtum, den feudalen Grundbesitz, die Bürokratie, das feige Spießbürgertum, endgültig niedergeworfen, musste sie schon Front machen gegen einen neuen Feind, das Proletariat.“⁶⁹

Marx und Engels hatten den Auftrag erhalten, weil sie seit 1844 die aktuellen Triebkräfte der Entwicklung in der gesellschaftlichen Klassenstruktur, die Proletarier, gemeinsam entdeckt hatten. Im Gegensatz zur verfassungsgebenden Versammlung behielt das *Manifest* auch nach der Niederlage der Revolution seine politikgestaltende Bedeutung bei. Das alles wirkte sich auf die *Neue Rheinische Zeitung, Organ der Demokratie* aus. Diese Zeitung war kein Organ einer Partei. Vielmehr sollte im Sinne des *Kommunistischen Manifestes* der Blick nicht auf die Revolution und ihre Opfer insgesamt gerichtet werden – hier hätte der Staat seine Aufgabe, argumentierte Marx –, sondern auf die „Plebejer, vom Hunger zerrissen, von der Presse geschmäht, von den Ärzten verlassen, von den Honetten Diebe gescholten, Brandstifter, Galeerensklaven, ihre Weiber und Kinder in noch grenzenloseres Elend, ihre besten Lebenden über die See deportiert – ihnen den Lorbeer um die drohend finstere Stirn zu winden, das ist das Vorrecht, das ist das Recht der demokratischen Presse“⁷⁰. Dieser Artikel, der nicht nur von Mehring als einer der bedeutendsten von Marx in der *Neuen Rheinischen Zeitung* befunden wurde, – „einer seiner gewaltigsten“, so Engels⁷¹ –, schreckte die wenigen Aktionäre der Zeitung, die bisher geblieben waren, ab und sie verließen sie.

Die westfälische Literatur bekam verstärkt für Marx und Engels Bedeutung, weil sie bereits in den Vorläufern der *Neuen Rheinischen Zeitung* benutzt worden war. Dazu zählten das *Westphälische Dampfboot* und die *Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe*, die vom 1. Januar 1842 bis zum 31. März 1843 erschien. Im Oktober 1842 wurde Karl Marx der Chefredakteur; er zog nach Köln, Friedrich Engels stellte seit November Artikel zur Verfügung (*Die Lage der arbeitenden Klasse in England*). Unter den namhaften Mitarbeitern finden sich bekannte Westfalen oder Schriftsteller, die viel mit diesem Territorium zu tun hatten: Hermann Püttmann, Hoffmann von Fallersleben, Moses Heß mit der von ihm 1845/46 in Elberfeld herausgegebenen Monatsschrift *Gesellschaftsspiegel. Organ der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart*, Adolf Stahr als Mittelsmann zwischen verschiedenen Autoren, Georg Herwegh, Karl Heinrich Brüggemann aus Hopsten bei Münster usw. usf. Dreimal war Karl Marx mit einer *Rheinischen Zeitung* verbunden: Zuerst 1842/43 mit der *Rheinischen Zeitung*, dann 1848/49 mit der *Neuen Rheinischen Zeitung* und schließlich 1850 mit der *Neuen Rheinischen Zeitung. Politisch-ökonomische Revue*. Überschaute man die zahlreichen Vorläufer und die Parallelorgane der *Neuen Rheinischen Zeitung* sind Mitarbeiter oft identisch, d.h. sie arbeiteten an unterschiedlichen Presseorganen mit: Dazu gehörten neben Marx und Engels vor allem

69 ENGELS, MARX und die *Neue Rheinische Zeitung*, S. 17.

70 MARX, Karl: Die Junirevolution, in: *Neue Rheinische Zeitung*, Nr. 29 vom 29. Juni 1848, zitiert nach MEHRING, Franz: Karl Marx. Geschichte seines Lebens, S. 166.

71 ENGELS, MARX und die *Neue Rheinische Zeitung*, S. 22.

Hermann Püttmann, Georg Weerth, Ferdinand Freiligrath, Adolf Schults, Ernst Dronke, Heinrich Bürgers u.a. – Westfalen und Rheinländer vor allem. Gleichzeitig nahmen die Presseorgane aufeinander Bezug, informierten über die Beiträge der anderen Publikationen und führten einen heftigen, oft kritischen Meinungsaustausch, der die Autoren nicht davon abhielt, gemeinsam für ein Presseorgan aufzutreten.

Das Interesse von Marx und Engels an westfälischer Literatur hatte spezifische Gründe: Da sie im Rheinland und seit 1842 speziell in Köln wirkten, nahmen sie literarische Beispiele, die sie in ihre wissenschaftlichen und journalistischen Arbeiten einbezogen, bevorzugt aus der rheinisch-westfälischen Literatur und aus dem sie umgebenden Bekanntheitskreis. Dabei entstand eine Konzentration in Westfalen bzw. westfälischer Denker.

Zu den Vorläufern in einem weiteren Sinne gehörte auch die *Kölnische Zeitung*, an der Georg Weerth im März und April 1848 mitarbeitete⁷² – ein Präludium zur *Neuen Rheinischen Zeitung* – und in der er über die *Gesellschaft der Demokratie* – es handelte sich um die *Association démocratique* – und die Wahl ihres Vorstandes, in dem zuerst Friedrich Engels, danach Karl Marx Vizepräsidenten waren, berichtete: „Da bildete sich in Brüssel eine Gesellschaft belgischer, deutscher, französischer und anderer Demokraten. Es verstand sich von selbst, dass ich dabei war. Man versammelte sich im Maison des meuniers und schritt am ersten Abend sofort zur Wahl eines Komitees. Der Name des Generals Mellinet war der erste, der aus der Urne hervorging ... Ihm folgten als fernere Komiteemitglieder die belgischen Advokaten Jottrand und Picard, dann Karl Marx mit seinem Jupiterkopfe, hierauf der Pole Lelewell in blauer Bluse – mich selbst setzte man als Dolmetscher mitten zwischen diese gefährlichen Leute.“⁷³ Armand Mellinet, ein belgischer General, wurde Ehrenpräsident, Lucien Jottrand Präsident, und Albert Picard Sekretär. – Der Vorgang, über den Weerth berichtete, machte deutlich, dass trotz der Konzentration der journalistischen Arbeit auf Köln und Westfalen internationale Beziehungen gewährleistet waren, aber auch der Aufenthalt im Ausland, meist als Exil, nichts Außergewöhnliches war, was ebenfalls Einfluss auf die tägliche publizistische Tätigkeit hatte und vor allem die Berichterstattung internationalisierte. Diese Gesellschaft – auf die hier nur hingewiesen werden kann – wurde zu einer wesentlichen Zwischenstufe auf dem Weg zur *Neuen Rheinischen Zeitung*.

Die Neue Rheinische Zeitung

Dieser Teil der Betrachtung ist das Ergebnis des bisher Dargestellten; aber gerade dieser Teil ist hinlänglich bekannt und kann damit kurz abgehandelt werden. Nach der Februarrevolution 1848 in Frankreich hatten bürgerliche Kreise in Köln Vorbereitungen zur Gründung eines großen politischen Blattes getroffen. Das hatte man sich regional bestimmt gedacht; Marx und Engels sollten ursprünglich nicht unmittelbar beteiligt werden, sondern nach Berlin gehen: „Aber in 24 Stunden hatten wir, namentlich durch Marx, das Terrain

72 Vgl. WEERTH, Sämtliche Werke, S. 15-36.

73 Veröffentlicht in der *Kölnischen Zeitung*, Nr. 92 und 93 vom 1. und 2. April 1848. Vgl. WEERTH, Georg: Ein Besuch in den Tuilerien, in: WEERTH, Georg: Sämtliche Werke, S. 17f.

erobert, das Blatt ward unser, auf die Gegenkonzession, dass wir Heinrich Bürgers in die Redaktion nahmen. Dieser schrieb einen Artikel (in Nr. 2) und nie mehr einen zweiten.“⁷⁴ Heinrich Bürgers (1820-1878), geboren in Köln, war zeitweise ein Mitstreiter von Marx und gehörte in den Umkreis der hier genannten Autoren. Da er in Köln einflussreich war, nahmen Marx und Engels ihn den inneren Kreis auf.

Die Voraussetzungen, die Marx und Engels für ihre Tätigkeit einbrachten, sah Engels zuerst in dem taktischen Programm – dem *Kommunistischen Manifest* –, dann in einem Führer ersten Ranges in der Gestalt von Marx und schließlich in einer Demokratie, die bereits auf das überall vordringende Proletariat orientiert war. Die Voraussetzungen, die sie für diese Zeitung, die eine politische Zeitung sein wollte und es auch wurde, suchten, waren in dem Territorium gegeben: Köln war das Zentrum der Rheinprovinz, es hatte die Französische Revolution miterlebt und vor allem durch den *Code civil* moderne Rechtsgrundlagen erfahren, die auch nach 1815 nicht beseitigt worden waren. Vor allem war durch den *Code Civil* (auch *Code Napoleon*) und die Aufhebung der Pressezensur während der Märzrevolution 1848 in Preußen die Pressefreiheit weitgehend gesichert, wenn auch oft nach harten Kämpfen, wie Karl Marx mehrfach erklärt; politische Vergehen wie Presseaffälligkeiten galten zudem nicht als Verbrechen. Köln und das Rheinland wurden aber in dieser Zeit auch zum Zentrum einer beispiellosen industriell-technischen Entwicklung, mit der die sozialen Spannungen in ungeahnter Weise aufbrachen. Als Levin Schücking *Das malerische und romantische Westphalen* 1872 neu veröffentlichte, beschrieb er diesen Unterschied – am Beispiel Westfalens – am Beispiel der Eisenbahnen, der Verwertung der Bodenschätze und der Arbeitskräfte: „... in dreißig Jahren ist Westphalen eines der bedeutendsten Industrieländer geworden.“⁷⁵ Schließlich gehörten zu den vorgefundenen Voraussetzungen auch die bereitwilligen Mitarbeiter, wie es Engels 1883 auf die einfache Formel brachte: „Nach der 1848er Märzrevolution fanden wir uns alle in Köln zur Gründung der *Neuen Rheinischen Zeitung* zusammen.“⁷⁶

Am 1. Juni 1848 folgte dem *Westphälischen Dampfboot* die *Neue Rheinische Zeitung*, die für knapp ein Jahr zur beherrschenden politischen und zur berühmtesten deutschen Zeitung der Revolutionsjahre 1848/1849 wurde, ehe die Behörden Karl Marx mit faden-scheinigen Konstruktionen auswiesen und seine weitere Arbeit in Köln unmöglich machten. Die Zeitung ist ohne die programmatischen Voraussetzungen, wie sie genannt wurden, und die Bereitschaft von Marx und Engels, aber auch ohne die vielfältigen Gruppen, Kreise, Bünde und Gesprächsrunden, die sich in den frühen vierziger Jahren bildeten und an denen westfälische Schriftsteller und Publizisten großen Anteil hatten, nicht zu denken, obwohl Literarisches selbst in der Zeitung, abgesehen von den Beiträgen Weerths und Freiligraths, nicht die dominierende Rolle spielte. Aber es war der literarische Charakter, der das Profil der Zeitung ausmachte. Engels war noch Jahrzehnte später darauf besonders stolz, der Ton des Blattes sei „keineswegs feierlich, ernst oder begeistert“ gewesen,

74 ENGELS, Marx und die *Neue Rheinische Zeitung*, S. 18. – Diese Angabe von Engels stimmt nicht: Bürgers veröffentlichte mindestens vier weitere Artikel in der Zeitung.

75 SCHÜCKING/ FREILIGRATH, *Das malerische und romantische Westphalen*, S. V.

76 MARX/ ENGELS, *Über Kunst und Literatur*, Bd. 2, S. 297.

sondern voller Ironie und Hohn; bereits in der ersten Nummer habe man die „Nichtigkeit des Frankfurter Parlamentes, die Zwecklosigkeit seiner langatmigen Reden, die Überflüssigkeit seiner feigen Beschlüsse verspottet“⁷⁷

Entscheidend aber – so schätzte Engels ein, war Marx „einfache Diktatur“, „selbstverständlich, unbestritten, von uns allen gern“⁷⁸ anerkannt. Um Marx und Engels hatten sich gleichdenkende Publizisten und Schriftsteller gesammelt, darunter die beiden genannten, aus Detmold stammenden Westfalen Ferdinand Freiligrath und Georg Weerth, die mit ihren Beiträgen das *literarische Profil* der Zeitung bestimmten. Weerth war während der Gesamtzeit der Zeitung der entscheidende Autor des Feuilletons, der außer *Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphanski* über 30 publizistische Beiträge verfasste.⁷⁹ Er entwickelte das Feuilleton zu einem Genre der zugespitzten Auseinandersetzung und ergänzte den bis dahin üblichen Unterhaltungscharakter durch scharfzüngige Politsatire. Nur wenige Ausgaben erschienen ohne seine Beiträge, so während eines Abstechers nach Detmold und während einer Englandreise im Januar/Februar 1849.

In Georg Weerths Hauptwerk *Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphanski* (1849) wurden Heinrich Heine, Cervantes und Rabelais mehrfach genannt und angesprochen, ein Hinweis auf die Vorbilder, die Weerth für den Roman in Anspruch genommen hatte. Wegen dieses Romans, der in der *Neuen Rheinischen Zeitung* veröffentlicht wurde, musste Weerth 1850 für drei Monate ins Gefängnis; er saß die Strafe in Köln ab.

Ferdinand Freiligraths Beiträge waren einerseits Berichterstattungen, besonders aus dem Ausland, aber auch revolutionäre Gedichte (*Wien, Blum, Reveille, Ungarn*); im Gedächtnis blieben besonders die letzten veröffentlichten Verse *Abschiedswort* der *Neuen Rheinischen Zeitung* am 19. Mai 1849, gedruckt in ganzseitigem Rot:

„Kein offner Hieb in offner Schlacht – / Es fällen die Nücken (d.i. Verdrießlichkeit, Schwierigkeiten R.B.) und Tücken, / Es fällt mich die schleichende Niedertracht / Der schmutzigen Westkalmücken! / Aus dem Dunkel flog der tötende Schaft, / Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche – / Und so lieg' ich nun da in meiner Kraft, / Eine stolze Rebellenleiche! ...

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht, / In des Kampfes Wetter und Flammen, / Wenn das Volk sein letztes ‚Schuldig!‘ spricht, / Dann stehn wir wieder zusammen! / Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein / Eine allzeit treue Rebellin / Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein / Die Geächtete, die Rebellin!“⁸⁰

Georg Weerth sah mit dem Ende der *Neuen Rheinischen Zeitung* auch seine schriftstellerische Laufbahn beendet. Er schrieb am 28. April 1851 an Marx: „Ich habe in der letzten Zeit allerlei geschrieben, aber nichts beendet, denn ich sehe gar keinen Zweck, kein Ziel bei der Schriftstellerei ... Dürftige Witze, schlechte Späße reißen, um den vaterländischen Fratzen ein blödes Lächeln abzulocken – wahrhaftig, ich kenne nichts Erbärmlicheres! Meine schriftstellerische Tätigkeit ging entschieden mit der *Neuen Rheinischen Rundschau*

77 ENGELS, Friedrich: Marx und die *Neue Rheinische Zeitung* 1848-1849, S. 20.

78 Ebd., S. 19.

79 Vgl. WEERTH, Sämtliche Werke, S. 39-284, über Schnapphanski S. 285-489.

80 Die erste und die fünfte, letzte Strophe des Gedichtes, in: FREILIGRATHS Werke in sechs Teilen. Zweiter Teil, Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart o. J., S. 140 f.

zugrunde.⁸¹ (Einmal mehr ein Bezug auf Goethes *Prometheus* – „Ich kenne nichts Ärmeres unter der Sonn“ – als Metapher für die tiefe Enttäuschung nach der gescheiterten Revolution von 1848; man sah sich als einen gescheiterten Prometheus. Diese Deutung bekam nach 1848 Zulauf.)

Die Wirkung von Karl Marx in westfälischer Literatur

Friedrich Engels nannte in seinem Abriss der Geschichte der *Neuen Rheinischen Zeitung* die beiden Hauptpunkte, die das politische Programm der Zeitung ausmachten: „Einige, unteilbare, demokratische deutsche Republik und Krieg gegen Russland, der Wiederherstellung Polens einschloss.“⁸² Wie weit sich diese Ziele verbreiteten, sich erhielten oder dauerhaft Teile des gesellschaftlichen Denkens wurden, zeigt ein Beispiel aus Westfalen.

Die Programmatik der Zeitung entsprach deutschen Intellektuellen und Dichtern, ohne dass sie nachweislich die Zeitung gelesen hätten. Das traf auch auf den westfälischen Arzt und katholischen Dichter Friedrich Wilhelm Weber (1813-1894) zu, der nach der gescheiterten Revolution 1848, die er engagiert begleitet hatte⁸³, konservativer preußischer Politiker wurde und der dennoch die Forderungen, wie Friedrich Engels sie beschrieb, erhob: die nationale Einheit und der Krieg gegen Russland. In seinem Gedicht *Den Streitenden* (1893) sieht er den Kampf gegen Russland als notwendig, denn der „Bär“ – er steht für Russland – grolle, „dass wir ein starkes Volk geworden; / Und westwärts schiebt er, westwärts seine Horden“⁸⁴. Der Gedanke, dass mit dem Krieg gegen Russland auch die nationale Souveränität Polens wieder möglich wäre, findet sich in anderen Gedichten Webers; die deutsche Einheit war erklärtes Ziel seiner politischen Haltung um 1848. In diesem Jahr wurden regionale Aufstände, die Weber verfolgte und begleitete, niedergeschlagen, der „Aufstand in Dresden und Elberfeld war unterdrückt, der in Iserlohn umzingelt“⁸⁵. Der Iserlohner Aufstand als regionaler Aufstand gegen die preußische Herrschaft war auch ein sozialer Aufstand und spielte in der *Neuen Rheinischen Zeitung* deshalb eine große Rolle, zumal es zu Anfeindungen einzelner Leser gegen Ferdinand Freiligraths politische Haltung kam. Dessen Gedicht *Die Toten an die Lebenden* hatte das Missfallen der Revolutionsgegner hervorgerufen, da es die Opfer zu Wort kommen ließ. Am 5. September 1848 erschien in der Nr. 94 der Zeitung eine ironisch gehaltene Darstellung der Redaktion: Ein Kölner Bürger forderte Maßnahmen gegen den „lumpigen Freiligrath“, jenen „Frevler – der es gewagt hat, durch seine Aufwiegelung in Düsseldorf, die Gemüter gegen unseren allverehrten König zu hetzen, reps. durch seine Schmähdgedichte (*Die Toten an die Lebenden*) in Missstimmung zu bringen, die strengste Strafe auferlegen, falls diese gerechte Bestrafung

81 Brief von Weerth vom 28. April 1851 an Karl Marx, in: MARX, Karl/ ENGELS, Friedrich: Über Kunst und Literatur, Bd. 2, S. 298.

82 ENGELS, Marx und die *Neue Rheinische Zeitung*, S. 19.

83 Vgl. BERNHARDT, Rüdiger: Friedrich Wilhelm Weber (1813-1894) (Brakeler Schriftenreihe), Brakel 2013, S. 52 ff.

84 WEBER, Friedrich Wilhelm: Lesebuch, zusammengestellt von Rüdiger Bernhardt, Köln 2018, S. 52 und die zugehörigen Kommentare S. 54.

85 ENGELS, Marx und die *Neue Rheinische Zeitung*, S. 23.

unterbleibt, so schließe ich mich mit vielen hiesigen Bürgern dem Biedermanne Dunker aus Iserlohn an, von dem altertümlichen Faustrechte Gebrauch zu machen.⁸⁶ In der bürgerlichen Geschichtsschreibung des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurde der Iserlohner Aufstand als Verirrung verwirrter Geister beschrieben, eine „gesetzwidrige unsinnige Volks-erhebung“.⁸⁷ Nicht so bei Friedrich Wilhelm Weber, der ein Gedicht *Beim Tode meines Jugendfreundes, Dr. F. Bering* (1888) schrieb. Darin erinnerte er an die gemeinsamen Erwägungen „Weltherrscher in Gedanken“ zu werden und wie sich das im „Sturm im März; ein Gang nach Iserlohn umsetzte“, wobei offen bleibt, ob nur der Freund oder auch Weber daran teilnahmen: „Irrung? Vielleicht! Wer schwärmte nicht im Lenze? / Lorbeeren hat die Welt und Distelkränze: / Oft für dieselbe Tat Heilruf und Hohn.“⁸⁸ Am deutlichsten zeigt sich die Nähe Friedrich Wilhelm Webers zum Geist der *Neuen Rheinischen Zeitung*, Freiligraths und Marxens in dem Gedicht *Nachtwolke*, das 1848 entstand und das er in spätere Sammlungen seiner Gedichte nicht aufnahm. Ein trauernder Engel überschaut die Geschichte der Menschheit und blickt in die Zukunft, an deren Beginn er Freiligrath, den „flücht'gen Dichter“ – Freiligrath musste 1845 ins Exil gehen –, und sein berühmtes Gedicht *Von unten auf* sieht, das in jener Zeit sprichwörtlich gebraucht wurde: „Ein Rächer kommt, und grimmig wird er lohnen / Jedwede Untat, die durch dich geschah, / Ob deiner Laster will er dein nicht schonen, / Wie Amos weint, der Hirt von Thekoa. // Schon klirrt die Waage in der Hand des Richters, / Die Berglast deiner Frevel wägt er drauf. / Dein Tag ist nah! Denk an des flücht'gen Dichters / Prophetenwort. Er warnt: ‚Von unten auf!‘“⁸⁹ Freiligraths berühmtes Gedicht, erschienen 1846 in der Sammlung *Ça ira!*, die ihn als streitbaren Sozialisten ausweist, beschreibt einen Rheindampfer, auf dessen Deck sich der preußische König und sein Gefolge verlustieren, während „unten“ der Heizer dem Schiff zu seiner Fahrt verhilft: „Da schafft in Ruß und Feuersglut, der dieses Glanzes Seele ist; / Da steht und schürt und ordnet er – der Proletariermaschinist!“. Es ist das berühmte literarische Bild vom Schiff als Metapher für eine Gesellschaftsstruktur, die Freiligrath benutzt und in dem er den kommenden Aufbruch, aus der Hölle des Feuers „von unten auf“ beschwört. Diese Metapher wird aktualisiert, indem das Schiff ein Dampfer ist, – der und die Eisenbahn waren in jener Zeit Ausdruck der modernsten technischen Entwicklung –, und indem auf dem Dampfer der Proletarier agiert und den Lauf des Schiffes bestimmt, – eine ebenso moderne Ergänzung zu der Metapher, die soziale Struktur der Gesellschaft betreffend. Webers Gedicht beschreibt, in unbestimmbaren Umrissen, einen revolutionären Umbruch, der auf den Trümmern der zerstörten Macht einen Neubeginn wagt.⁹⁰

Die bürgerliche Revolution von 1848 scheiterte, die *Neue Rheinische Zeitung* musste nach nicht einmal einem Jahr 1849 ihr Erscheinen einstellen. Die Redaktion der *Neuen Rheinischen Zeitung* zerstreute sich, Marx ging nach Paris, Engels trat in das Freikorps Willich in der Pfalz ein, wo er Bekannte wie den Leutnant Anneke wiedertraf. Die Leistungen der Zeitung wurden nicht vergessen: „Keine deutsche Zeitung, weder vorher noch

86 Neue Rheinische Zeitung 5. September 1848, Nr. 94 (<http://www.deutschestextarchiv.de/nrhz/>).

87 KÖSTER, Julius: Die Iserlohner Revolution und die Unruhe in der Grafschaft Mark Mai 1849. Berlin 1899, S. 105.

88 WEBER, Friedrich Wilhelm: Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte. Paderborn 1896, S. 43f.

89 WEBER, Lesebuch, S. 30 und die zugehörigen Kommentare S. 32.

90 Vgl. BERNHARDT, Friedrich Wilhelm Weber, S. 53.

nachher, hat je die Macht und den Einfluss besessen, hat es verstanden, so die proletarischen Massen zu elektrisieren wie die *Neue Rheinische*. Und das verdankte sie vor allem Marx.⁹¹ Hinzuzufügen ist, es war nicht Karl Marx allein, sondern in der Vorbereitung und Durchführung waren zahlreiche Menschen beteiligt, von denen viele Schriftsteller und Publizisten aus Westfalen waren.

Zusammenfassung

Marx und Engels werden gemeinhin als die Schöpfer einer Gesellschaftslehre vorgestellt, die durch den Untergang der sozialistischen Staaten unbegründet in Verruf geraten ist. Ihre Bedeutung auf anderen Gebieten der Geistes- und Kulturgeschichte wird dabei verdrängt. Doch waren sie auch hier von Bedeutung, die erkannt werden muss, will ein Leser z. B. moderne sozialistische Literatur angemessen beurteilen. Um einen Aspekt dieser Wirkung ging es in dem vorliegenden Vortrag, der dazu einen Umriss in mehreren Splintern skizzierte, der ausbaufähig ist.

Marx und Engels traten in die Zeit des Jungen Deutschland und des Vormärz ein als enthusiastisch engagierte junge Studenten, die sich literarischer Mittel bedienten, um ihr Zeitgefühl auszudrücken. Dabei wurde die Ironie zum bewährten Mittel, außerdem bedienten sie sich der Formen der traditionellen Literatur. In dem Maße, wie sie sich für eine radikale Demokratie einsetzten, für die dann auch der Begriff des Sozialismus verwendet wurde, in dem Maße, wie sie den Aufstieg des Bürgertums zu befördern versuchten und die sozialen Widersprüche politischen Lösungen zuzuführen gedachten, gaben sie die Mittel der Ironie auf und entwickelten die Literatur zu einer Waffe des politischen Kampfes. Zahlreiche westfälische Schriftsteller und Publizisten waren dabei zeitweise ihre Begleiter, ihre Vorstellungen erfüllten insbesondere Georg Weerth und Ferdinand Freiligrath.

Die eigenen poetischen Versuche sahen sie als Reimereien, mit denen nicht der Anspruch der Kunst erfüllt werde. Ihr Anspruch an Kunst, insbesondere an Literatur entwickelte sich in ihrem politischen Kampf: In der Literatur sahen sie die abgebildete Seele des Volkes und das Dokument seiner historischen Entwicklung. Anlass für den „neuen Geist“ war für Engels der „Donnerschlag der Julirevolution“, der „schönsten Äußerung des Volkswillens seit dem Befreiungskriege“.⁹² Den Beginn dieser Literatur sah er 1839 bei Lenau, Immermann, Platen, Börne, Heine, Gutzkow und anderen. Marx steuerte zu diesem Literaturkonzept seine Interpretation des *Weberliedes* (gemeint ist *Das Blutgericht* – 1844 – „Hier im Ort ist das Gericht ...“) bei. Er sah in diesem Weberlied eine „kühne Parole des Kampfes“, das Konzept des Gegensatzes zur „Gesellschaft des Privateigentums“ und die Verbreitung des Wissens vom Wesen des Proletariats⁹³. In der Fortsetzung stellte er die Schriften Wilhelm Weitlings in diese Reihe. Es war der Punkt, an dem Marx Literatur, theoretische politische

91 ENGELS, Marx und *die Neue Rheinische Zeitung*, S. 23.

92 MEHRING, Karl Marx. *Geschichte seines Lebens*, S. 96.

93 Ebd., S. 91.

Schriften und Philosophie ineinander übergehen sah. Literatur wurde zur Illustration und Bestätigung ökonomischer und politischer Sachverhalte verwendet, die sich jedoch auch zur Grundlage von Handlungsvorschlägen qualifizierte.⁹⁴

Gute und bleibende Literatur verstanden Marx und Engels als Chronik der Geschichte, als Dokument des nationalen Selbstverständnisses und als Handreichung des praktischen Lebens. Literatur und Kunst waren nicht nur ästhetische Zeugnisse der Menschheit, sondern auch Dokumente ihres Werdens und damit weit über künstlerische und literarische Interessen hinaus für die Entwicklung wichtig und als Dokument der historischen Erfahrungen notwendig. Die Hauptaufgabe der Literatur liegt im Bewahren und in der Dokumentation spezifischer politisch-historischer Erfahrungen, wodurch Literatur immer wieder nutzbar wird. Das für die vorrevolutionäre Zeit von 1848 und die Revolution von 1848/1849 getan zu haben, ist ein wesentliches Verdienst von Karl Marx und Friedrich Engels, aber auch der westfälischen Schriftsteller und Journalisten, die an ihrer Seite dieses Literaturverständnis mitentwickelten und an der Vorbereitung sowie an der Herausgabe der *Neuen Rheinischen Zeitung* beteiligt waren. Es war der Beginn der Klassenkämpfer Marx und Engels, der radikalen Demokraten, deren Kampf zu dieser Zeit vorzugsweise um die unerfüllt gebliebenen bürgerlichen Ziele ging, aber das Proletariat bereits im Blick hatten.

94 Vgl. dazu: ZIMMERMANN, Fred: Marx' Volksliedersammlung für Jenny, in: Äußerungen über Marx und Engels. Ergebnisse zweier Kolloquien (Wiss. Beiträge 1988/22 / F 80), hg. von Thomas Höhle, Halle 1988, S. 135ff.

Der Donatismus – Beispiel eines frühen und christlichen Fundamentalismus im Maghreb¹

von Alexander Martin Weber

1. Einleitung

Der Maghreb, das ist für uns heute eine stark islamisch geprägte Region im Norden Afrikas. Häufig wird dabei der über 500 Jahre lang währende Einfluss der christlichen Kirche von seiner ersten Erwähnung im Jahr 180 bis zu seinem faktischen Niedergang im Jahre 703, als die Berberkönigin al-Kahina mit ihren Truppen gegen die Araber verlor, vergessen.² Der Maghreb, das ist für viele uns heute ein Hort islamistischer Fundamentalisten und Terroristen sowie Herkunftsgebiet vieler nach Europa kommender Flüchtlinge. Die sogenannte „Flüchtlingskrise“ prägt unsere Sichtweise auf den Maghreb und die Geschichte der dort lebenden Menschen, leider oftmals in einer negativen, vereinfachenden und verallgemeinernden Art und Weise. Der gesellschaftliche Diskurs wird heute von rechtspopulistischen Kreisen diktiert, historische Fakten werden dabei ausgeblendet oder ignoriert und Ängste kreiert, was allein schon der oben genannte und alltäglich gewordene medienwirksame Begriff der „Flüchtlingskrise“ beweist.

Dieser Aufsatz wird versuchen, den Blick auf den Maghreb zu differenzieren und dabei die christliche Epoche dieser Region ins Zentrum der Untersuchung zu rücken. Wie heute war auch die damalige Zeit von komplexen sozialen Prozessen betroffen. Von einer christlichen Einigkeit im damaligen Nordafrika kann keine Rede sein, denn die katholische Kirche war durch Schismatiker, genannt Donatisten, tief gespalten. Während die Katholiken mit den römischen Besatzern Nordafrikas kooperierten, hielten die Donatisten entschlossen, und auch mit Gewalt, an den Grundlagen ihres Glaubens fest. Diese Arbeit wird also fragen, worauf sich der donatistische Fundamentalismus gründete und inwiefern man den Donatismus als eine frühe und christliche Form des, heute allgegenwärtigen, islamistischen Terrorismus bezeichnen kann. Der Einleitung folgen wird daher eine Analyse des donatistischen Schismas (2). Daraufhin wird die Arbeit das gesamte Spektrum der donatistischen

1 Der vorliegende Aufsatz entstand aus einer Hausarbeit, die im Rahmen des Hauptseminars „Maghreb – der Ferne Westen des Osmanischen Reiches“ im Sommersemester 2017 bei Herrn Dr. Michael Wittig (Universität Paderborn) geschrieben wurde. – Theologiestudenten werden mit dem Stichwort „Donatisten“ etwas anfangen können, zum Mindesten im Zusammenhang mit dem größten Kirchenlehrer der lateinischen Christenheit, Augustinus; sicher aber neben Hieronymus, Ambrosius und Papst Gregor einer der großen vier. Hier interessiert uns mehr der historische Aspekt: Nach dem Ende der Christenverfolgungen im Römischen Reich wollte ein Teil der Bevölkerung im Norden Afrikas keine Bischöfe akzeptieren, die sich in der Verfolgungszeit weggeduckt hatten. War dies auch ein Ausdruck ethnisch motivierten Widerstandes der Berber gegen die Römer? Unterlegt mit einer radikaleren Ansicht wahren christlichen Lebens. Heute sind religiöse Fanatiker, ob Christen, Moslems oder Vertreter anderer Religionen ein weit verbreitetes Phänomen. Religion als Legitimation für Gewalt? (M. Wittig)

2 Vgl. FRIEND, William Hugh Clifford: From Donatist Opposition to Byzantine Loyalty. The Cult of Martyrs in North Africa 350–650, in: MERRILLS, Andrew H. (Hg.), Vandals, Romans and Berbers. New Perspectives on Late Antique North Africa, Aldershot 2008, S. 259–269, hier S. 259.

Sektierer zwischen religiösen Fundamentalisten und politischen Nationalisten beleuchten (2.1). Im Kapitel 2.2 wird auch der Bogen zur heutigen Zeit gespannt, indem die Gewalttaten der Circumcellionen, einer extremistischen Gruppierung innerhalb der Donatisten, in den Fokus der Untersuchung gerückt und mit den islamistischen Terrorakten der heutigen Zeit verglichen werden. Das abschließende Kapitel (3) wird alle gewonnenen Erkenntnisse nochmals zusammenfassen und eine Antwort auf die eingangsgestellte Frage liefern. Als zeitgenössische Quellen werden die Briefe des Augustinus von Hippo hinzugezogen, da sie den Donatistenkonflikt umfangreich erörtern.³ Viele Briefe sind sogar explizit an donatistische Kleriker und Laien gerichtet.⁴ Augustinus wirkte über viele Jahre als Bischof von Hippo Regius und betrachtete als führender Katholik den argumentativen Kampf gegen die Donatisten als eines seiner wichtigsten Lebensmissionen. Natürlich sind die Briefe nicht von einem neutralen Standpunkt aus verfasst worden; dennoch geben sie uns einen umfassenden Einblick in die damaligen Sichtweisen und Lebensverhältnisse. Diese Arbeit erhebt freilich nicht den Anspruch, die gesamte Forschungsliteratur zum Donatistenstreit einzubeziehen, doch fällt auf, dass die Literatursituation das Thema Donatismus im Sinne dreier großer Themen reflektiert. Das erste große Schisma vollzieht sich entlang geografischer Linien. So wird das Thema Donatismus ganz klar europäisch-amerikanisch besetzt (siehe unter anderem Frensd,⁵ Kriegbaum⁶, Kaufman⁷, Lewis⁸); wichtige Forschungsarbeiten lokaler, maghrebinischer Autoren gibt es nicht oder sind schwer zu beschaffen.

Da der Donatistenstreit mit all seinen Akteuren und Auswirkungen nicht nur ein (kirchen-)historisch beziehungsweise politisch interessantes Thema abbildet, sondern zwangsläufig auch viele thematische Schnittmengen zur Theologie aufweist, vollzieht sich das zweite große Schisma entlang der Einstellungen der jeweiligen Autoren zum Christentum. So gibt es Autoren, die dem Christentum, bisweilen dem Katholizismus und wichtigen Akteuren wie Augustinus, sehr nahestehen. Vera Paronetto, zum Beispiel, schreibt ihre Monografie im Auftrag des Augustinus-Instituts der deutschen Augustiner.⁹ Auch Timo

3 Textpassagen aus den Briefen Augustinus werden innerhalb des Aufsatzes verteilt und in ihrer deutschen Übersetzung genutzt. Die deutsche Übersetzung der Briefe Augustinus wurde entnommen aus: Bibliothek der Kirchenväter (BKV) Onlinepräsenz. In den Fußnoten finden sich dann jeweils die Zitate im lateinischen Original, entnommen aus: Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum (CSEL) Onlinepräsenz. Der zeitliche Abstand zwischen dem Beginn des Donatistenkonflikts (303) und des schriftlichen Wirkens Augustinus (um 400) hält sich dabei im Rahmen. Von den insgesamt 252 von Augustinus selbst verfassten Briefen handeln etwa ein Fünftel, nämlich 44 Briefe, vom Donatistenstreit. Hierzu vgl.: MORGENSTERN, Frank: Die Kaisergesetze gegen die Donatisten in Nordafrika (Mitte 4. Jh. bis 429): im Zusammenhang mit dem antidonatistischen Wirken des Augustinus von Hippo, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Romanistische Abteilung) 110/1 (1993), S. 103–123, hier S. 104.

4 Von 391 bis etwa 418 sind von seinen antidonatistischen Briefen 18 direkt an donatistische Bischöfe, Kleriker und Laien adressiert. Vgl. MORGENSTERN, Die Kaisergesetze, S. 104.

5 FRENDS, William Hugh Clifford: The Donatist Church. A Movement of Protest in Roman North Africa, Oxford 1952. Zudem: FRENDS, Martyrs.

6 KRIEGBAUM, Bernhard: Kirche der Traditoren oder Kirche der Märtyrer? Die Vorgeschichte des Donatismus, Innsbrucker theologische Studien 16, Innsbruck/ München (Diss.) 1986.

7 KAUFMAN, Peter Iver: Donatism Revisited. Moderates and Militants in Late Antique North Africa, in: Journal of Late Antiquity 2/1 (2009), S. 131–142.

8 LEWIS, Gordon R.: Violence in the Name of Christ. The Significance of Augustine's Donatist Controversy for Today, in: Journal of the Evangelical Theological Society 14/2 (1971), S. 103–110.

9 PARONETTO, Vera/ HARTMANN, Arnulf (Übers.): Augustinus. Botschaft eines Lebens, Würzburg 1986, Bd. 4, Augustinus – Heute. Aktuelle Texte des Kirchenvaters und Darstellungen seines geistigen Erbes, herausgegeben vom Augustinus-Institut der deutschen Augustiner.

Weissenberg sieht in Augustinus einen katholischen Botschafter des Friedens und der Vergebung.¹⁰ Auf der anderen Seite gibt es aber auch Autoren wie Karlheinz Deschner, der in seiner religionskritischen (und teils zynischen) „Kriminalgeschichte des Christentums“¹¹ versucht, die Donatisten zu verteidigen und Augustinus als einen taktierenden Machtpolitiker zu entlarven. Die dritte große Schwierigkeit in der Sekundärliteratur betrifft die Einschätzungen der jeweiligen Autoren zu den Motiven der Donatisten. So gibt es viele (unter anderem Karlheinz Deschner), die über lange Sicht im Donatistenkonflikt eine hauptsächlich soziale Auseinandersetzung sehen, während andere wiederum allein die religiöse Uneinigkeit als ausschlaggebend bewerten (so zum Beispiel Bernhard Kriegbaum). Zuletzt müssen noch einige wichtige Autoren innerhalb der Donatismusforschung benannt werden. W.H.C. Frend gilt dabei mit seiner schon 1952 erschienenen Monografie „The Donatist Church: A Movement of Protest in Roman North Africa“¹² als Wegbereiter für modernere, auf seinen Erkenntnisse aufbauende, Nachforschungen, welche diese Arbeit verstärkt berücksichtigen wird. Im Kontext der modernen Circumcellionenforschung sind hierbei die Werke von Thorsten Gerald Schneiders¹³, vor allem auch im Hinblick auf seine Vergleiche zum heutigen islamistischen Terrorismus im Nahen Osten, und Brent D. Shaw¹⁴ zu erwähnen. Um die wichtige Rolle und Bedeutung der Circumcellionen zu verstehen muss allerdings zunächst geklärt werden, wie es überhaupt zur Spaltung der katholischen Kirche im antiken Nordafrika kommen konnte.

2. Das donatistische Schisma

Im Jahre 303 setzte mit der Diokletianischen Christenverfolgung die wohl folgenreichste Entwicklung für die nordafrikanische Christenheit ein. Ein kaiserliches Edikt, welches zur Stabilisierung der römischen Herrschaft im Maghreb verfügt wurde¹⁵, verbot kirchliche Versammlungen und richtete sich auch gegen kirchliche Güter, immobilier wie auch mobiler Art. Kirchengebäude wurden entweder komplett zerstört oder zumindest unbrauchbar gemacht und Kirchengesamte wurde konfisziert. Im Fokus standen aber die im Gottesdienst verwendeten Schriften, hierbei vor allem natürlich Exemplare der Heiligen Schrift. Bischöfe wurden aufgefordert sie zur Verbrennung herauszugeben und hieran entzündete

10 WEISSENBERG, Timo J.: Die Friedenslehre des Augustinus. Theologische Grundlagen und ethische Entfaltung, Theologie und Frieden 28, Stuttgart/ Freiburg im Breisgau (Diss.) 2005.

11 DESCHNER, Karlheinz: Die Frühzeit. Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des hl. Augustinus (430), Reinbek (bei Hamburg) 1986, Bd. 1: Kriminalgeschichte des Christentums. Für die Fußnoten aus Bd. 1, siehe: DESCHNER, Die Spätantike. Von den katholischen „Kaiserkindern“ bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I. (527–565), Reinbek (bei Hamburg) 1989, Bd. 2: Kriminalgeschichte des Christentums.

12 FREND, The Donatist Church.

13 SCHNEIDERS, Thorsten Gerald: Heute sprengte ich mich in die Luft – Suizidanschläge im israelisch-palästinensischen Konflikt. Ein wissenschaftlicher Beitrag zur Frage des Warum (Veröffentlichungen des Centrums für religiöse Studien Münster 6), Berlin 2006.

14 SHAW, Brent D.: Who Were the Circumcellions?, in: MERRILLS, Andrew H. (Hg.), Vandals, Romans and Berbers. New Perspectives on Late Antique North Africa, Aldershot 2008, S. 227–258.

15 HEINDL, Erich J.: Das Christentum – unverstanden und missbraucht. Die Religion der Liebe steht erst an ihrem Anfang (Theologische Texte und Studien 17), Hildesheim 2012, S. 133.

sich auch der sogenannte Donatistenkonflikt.¹⁶ Denn die Diokletianische Christenverfolgung spaltete die katholische Priesterschaft in Märtyrer, die die römischen Befehle auf eigenes Risiko hin verweigerten, und Kollaborateure, die den römischen Befehlen gehorsam Gefolgschaft leisteten. Kleriker der ersten Gruppe nahmen persönliche Nachteile wie schwere Strafen, Folter und sogar ihren eigenen Tod für den Schutz der (Heiligen) Schriften in Kauf.¹⁷ Die zweite Gruppe allerdings scheute diese Risiken und kooperierte mit den Römern. Diese Christen wurden daher von den Christen der ersten Gruppe abschätzig als vom „wahren Glauben“ abgefallene (*lapsi*) sowie als Verräter oder Aushändiger (*traditores*) bezeichnet und damit sozial gebrandmarkt.¹⁸

Als acht Jahre später im Jahr 311 die wichtige Weihe¹⁹ des Archidiacons Caecilian zum neuen Bischof von Karthago anstand, gehörte ein angeblicher²⁰ *traditor* namens Felix von Aptunga, als Konsekrator, zu den Spendern des Weihesakraments. Kritiker innerhalb der katholischen Gemeinschaft konnten Caecilian als Bischof nicht anerkennen, da die Wirkung des Sakraments durch die fehlende Würde des Spenders Felix von Aptunga unwirksam war.²¹ Der neue katholische Bischof von Karthago, Caecilian, wurde dementsprechend schon ein Jahr darauf bei einem Konzil im Jahre 312 von seinen Gegnern der *traditio* beschuldigt, ein Vorwurf, den Caecilian vehement abwies.²² Organisator dieser hartnäckigen Kritiker und des Widerstands gegen Caecilian war der damalige Bischof von Casae Nigrae,²³ Donatus. Zusammen mit 70 weiteren numidischen Bischöfen, angeführt vom Secundus von Tigisis, wählte er den karthagischen Kleriker Majorinus zum Gegenbischof. Dieser starb kurze Zeit später im Jahre 313,²⁴ wonach Donatus selbst zum Gegenbischof von Karthago wurde und diese Position bis zu seinem Tod im Exil im Jahre 355 bekleidete.²⁵ Der Begriff Donatismus geht aber nicht auf die Donatisten selber zurück, sondern auf die römisch-katholischen Kleriker, die durch die Fokussierung auf die Einzelperson des Donatus versuchten, die Donatisten als einen harmlosen, bisweilen irregeleiteten, Personenkult zu diskreditieren.²⁶ Die von Bernhard Kriegbaum thematisierte „*quaestio iuris*“ erörtert den Umgang mit den *traditores* in der damaligen afrikanischen Kirche und stellt die Frage nach der Gnade, Vergebung und Rehabilitierung der *lapsi*. Im

16 Vgl. KRIEGBAUM, Kirche der Traditoren, S. 59.

17 Vgl. WEISSENBERG, Die Friedenslehre des Augustinus, S. 463.

18 Vgl. KRIEGBAUM, Kirche der Traditoren, S. 44.

19 Der Bischof von Karthago wurde nämlich als Führer der gesamten afrikanischen Kirche angesehen. Vgl. KRIEGBAUM, Kirche der Traditoren, S. 61.

20 Es gab zu jener Zeit, wie auch heute, viele Falschmeldungen („fake news“) über Individuen und individuelle Handlungen zu Zeiten der Diokletianischen Christenverfolgung. Felix von Aptunga sah sich zu Unrecht als *traditor* beschuldigt. Für Bernhard Kriegbaum entzündet sich eben an dieser sogenannten „*quaestio facti*“ der Donatistenstreit, nämlich ob die Auslieferung der Heiligen Schrift aus Felix von Aptungas Kirche mit oder ohne sein Einverständnis, beziehungsweise mit oder ohne seine Anwesenheit vor Ort, geschah. Vgl. KRIEGBAUM, Kirche der Traditoren, S. 44.

21 Vgl. HEINDL, Das Christentum, S. 133.

22 Vgl. FREND, Martyrs, S. 262.

23 Eine Ortschaft am Rande der Sahara. Vgl. FREND, Martyrs, S. 262.

24 Nach Beendigung der Christenverfolgung und Kaiser Konstantins Hinwendung zur christlichen katholischen Kirche, verkündete er im Jahre 313 das Mailänder Toleranzedikt, welches, sehr zum Ärger der Donatisten, viele *traditores* zu einer Rückkehr in die katholische Gemeinschaft bewog. Vgl. HEINDL, Das Christentum, S. 133.

25 Vgl. WEISSENBERG, Die Friedenslehre des Augustinus, S. 463 und Frend, Martyrs, S. 262.

26 Vgl. SHAW, Who were the Circumcellions?, S. 227.

Gründe waren sich nämlich beide Parteien in dieser Frage einig: Ein *traditor* hatte seine priesterlichen Vollmachten verwirkt, Spendungen von Tauf- und Weihesakramenten dieser Person mussten als nichtig betrachtet werden.²⁷

Für die Donatisten konnten Konvertiten vom Katholizismus allerdings nur rehabilitiert werden, wenn sie sich wiedertauften ließen, für Timo Weissenberg Zeichen eines „elitär-rigoristische[n] Kirchenverständnis[ses]“.²⁸ Die Donatisten sahen sich also als eine Art religiös-konservatives Bollwerk und als einzige Verfechter einer reinen, heiligen Kirche ohne Sünder (also ohne *lapsi* und *traditores*). Friend kommt außerdem zu dem Schluss, dass die Donatisten damals versuchten sich öffentlichkeitswirksam als eine Art Israel aus dem Alten Testament darzustellen.²⁹ Nach Lewis, praktizierten die Donatisten dabei eine sogenannte Trennung ersten, zweiten und dritten Grades von der katholischen Kirche. Sie trennten sich erstens von den bestätigten *traditores*, zweitens von den angeblichen *traditores* und drittens von allen Menschen, die mit Personen aus den beiden vorherigen Gruppen gesellschaftlich verkehrten. Während die Katholiken nur solche Kleriker als *traditores* verurteilten, die die Bibel eigenhändig an die Römer ausgehändigt hatten, sahen die Donatisten auch das Aushändigen anderer „unbedeutenderer“ christlicher Schriften als *traditio*. Auch diese Personen mussten von den Donatisten verurteilt und sozial gemieden werden, ihre Sakramente und Weihen, wie schon oben erwähnt, durften nicht anerkannt werden.³⁰ Die Katholiken hingegen nahmen bei „wahrer“ Reue *lapsi* wieder in ihre Gemeinschaft auf. Heilige und Sünder waren für sie gleichermaßen Teil der universalen und weltlichen Christengemeinschaft, eines sogenannten „corpus mixtum“.³¹ Besonders Augustinus verteidigt diese katholischen Werte der Vergebung, indem er immer wieder beteuert, „[...] dass die Standhaftigkeit des Spenders die Wirkung des Sakramentes, dessen einziger Urheber Christus ist, nicht schwächt.“³² Er bestätigt: „Christus, nicht der Mensch, macht das Sakrament gültig. Das Priestertum ist ein Dienst (*ministerium*), um das Werk Christi weiterzugeben.“³³ Für die Katholiken, wie auch für Augustinus, ist ein Kleriker schon aufgrund der Erbsünde nur ein fehlerhafter Mittler auf Erden, der lediglich zwischen Himmel und Gottesvolk moderiert.³⁴ Ferner verweist Augustinus in seinen Briefen, so auch im Falle seines Briefes an Generosus aus dem Jahr 400, an biblische Gleichnisse (siehe Mt. 13,24-30), um den katholischen Standpunkt zu erläutern: „Deshalb schleudern diese in gottloses Schisma Verstrickten ihre Vorwürfe nur gegen die Spreu der Ernte des Herrn, deren Beimischung man bis ans Ende ertragen muss, wo durch das jüngste Gericht die ganze Tenne gesäubert wird.“³⁵ In seinem Aufruf „An alle Donatisten“ aus dem Jahre 402 wird ferner deutlich, dass Augustinus als Repräsentant der katholischen Kirche mit

27 Vgl. KRIEGBAUM, Kirche der Traditoren, S. 44.

28 WEISSENBERG, Die Friedenslehre des Augustinus, S. 257.

29 Vgl. FRIEND, Martyrs, S. 263.

30 Vgl. LEWIS, Violence in the name of Christ, S. 107.

31 Vgl. HEINDL, Das Christentum, S. 134.

32 PARONETTO, Augustinus, S. 129.

33 Vgl. PARONETTO, Augustinus, S. 130f.

34 Vgl. PARONETTO, Augustinus, S. 129.

35 Augustinus-Brief 53.III.6: *unde isti nefario schismatae separati iactant crimina in paleam messis dominicae, quae necesse est usque ad finem permixta toleretur, donec ultimo iudicio tota area ventiletur.*

universalem Anspruch die Spaltung der Christenheit durch die Donatisten als ein schlimmeres Verbrechen betrachtet als die ursprünglichen Verbrechen der *lapsi* beziehungsweise *traditores*. Augustinus fragt: „Warum habt ihr euch von der Einheit des ganzen Erdkreises durch den gottlosen Frevel eines Schismas getrennt?“³⁶ Und weiter: „Was hat euch eigentlich der christliche Erdkreis zuleide getan, dass ihr euch in frevelhaftem Wahnsinn von ihm losgesagt habt?“³⁷ Im Mittelpunkt des Donatistenstreits steht also die Frage nach dem Wesen der Kirche, die Wirkung der Sakramente und die Wirksamkeit der Gnade, also die Frage nach der „Ekklesiologie“.³⁸ Die Katholiken sahen die Donatisten nicht als Häretiker, die die christliche Doktrin als solche infrage stellten (wie die Arianer³⁹ zum Beispiel), sondern eben als Schismatiker, Spalter beziehungsweise Zerstörer der christlichen Liebe zueinander, der christlichen Einigkeit und der katholischen Universalkirche. Es geht bei diesem Konflikt also „lediglich“ um die kirchliche Praxis und Disziplin, nicht aber um die grundsätzliche christliche Doktrin.⁴⁰ Darüber hinaus teilt Kriegbaum das gesamte donatistische Schisma in ein primäres und ein sekundäres Schisma auf. Das primäre Schisma findet im Jahre 303 während der Diokletianischen Christenverfolgung mit der eigenhändigen und aktiven Auslieferung der christlichen Heiligen Schriften statt. Daraus resultierte dann in den Jahren und Jahrzehnten darauf zwangsläufig ein sekundäres Schisma, welches sich im eher passiven Zusammenbruch des innerkirchlichen Vertrauensverhältnisses und der innerkirchlichen Kommunikation zwischen den Kirchgängern und den, zurecht und unrecht beschuldigten, Klerikern ausdrückte.⁴¹ Zunächst beschränkte sich diese entstandene Atmosphäre des Misstrauens auf einen, im weitesten Sinne, religiösen Wirkungskreis. Auf Initiative der Donatisten berief Kaiser Konstantin der Große zwei Konzilien zu Rom (313) und Arles (314) ein. Hier wurden dann aber, zur Empörung der Donatisten, die katholischen Standpunkte wie die korrekte Weihe Caecilians zum rechtmäßigen Bischof von Karthago und „[...] die Gültigkeit der Spendung des Tauf- und Weihesakraments unabhängig von der Heiligkeit des Spenders festgestellt“.⁴² Spätestens als Kaiser Konstantin daraufhin ein Unionsdekret zur Einigkeit der katholischen Kirche in Kraft setzte, welches die Schismatiker entrechtete, erweiterte sich die Atmosphäre des Misstrauens dann vom religiösen auch auf den politischen Wirkungskreis.⁴³

36 Augustinus-Brief 76.1: *ut quid nos a totius orbis unitate uefario schismatis sacrilegio divisistis.*

37 Augustinus-Brief 76.3: *postremo quid nos offendit orbis Christianus, a quo nos uefario furore praecidistis.*

38 Vgl. HEINDL, Das Christentum, S. 133.

39 Der Arianismus war eine nicht-trinitarische Lehre, das heißt Jesus wurde als nicht wesensgleich mit dem Gottvater angesehen. Vgl. Lewis, Violence in the name of Christ, S. 104.

40 LEWIS, Violence in the name of Christ, S. 104.

41 Vgl. KRIEGBAUM, Kirche der Traditoren, S. 150.

42 WEISSENBERG, Die Friedenslehre des Augustinus, S. 463.

43 Vgl. WEISSENBERG, Die Friedenslehre des Augustinus, S. 463.

2.1 Die Donatisten zwischen religiösem Fundamentalismus und politischem Nationalismus

Die religiöse Spaltung der Katholiken im Maghreb vollzog sich, wie bereits oben angedeutet, im praktischen, nicht im doktrinären Bereich und ließ teils skurrile Traditionen entstehen. So wurden Katholiken und Donatisten getrennt begraben, saßen in getrennten Räumen, Donatisten backten kein Brot für Katholiken, sie begrüßten sie nicht auf der Straße und sie antworteten oftmals nicht auf katholische Briefe. Wurde eine katholische Kirche übernommen, vertrieben die Donatisten zunächst die „Ungläubigen“ und reinigten anschließend die Wände und den Fußboden mit Salzwasser, um Spuren der *traditio* zu vernichten.⁴⁴ Nicht ohne Grund also bezeichnet Vera Paronetto die Donatisten als „die Puritaner Nordafrikas“.⁴⁵ Darüber hinaus wurden katholische Kleriker in stark donatistisch geprägten Regionen oftmals daran gehindert ihre Gemeindemitglieder zu besuchen, es wurde also offenbar auch versucht, die Katholiken zu isolieren.⁴⁶ Für Augustinus allerdings war vor allem die, von den Donatisten praktizierte, Wiedertaufe für Konvertiten vom Katholizismus schweres Unrecht: „Einen Häretiker also wiederzutaufen, der diese Siegel der Heiligkeit, wie sie die christliche Lehre enthält, schon empfangen hat, ist unter allen Umständen Sünde; einen Katholiken aber wiederzutaufen, ist ein entsetzlicher Frevel.“⁴⁷ Man darf bei alledem allerdings nicht vergessen, dass die Donatisten einen riesigen Zulauf im Maghreb hatten. Sehr oft hatten donatistische Gegen Bischöfe in einer Stadt eine größere Gefolgschaft und ein höheres Ansehen als ihre katholischen Mitstreiter, zum Beispiel in Hippo in der Zeit vor dem dortigen Wirken Augustins. So besaßen die Donatisten um das Jahr 400 mit 279 Bischöfen nur einige weniger als die offizielle katholische Kirche.⁴⁸ Von daher gab es mit der Zeit natürlich auch Schlichtungs- und Vermittlungsversuche zwischen den beiden Parteien, so geschehen bei der afrikanischen Bischofssynode im Jahre 403,⁴⁹ die aber glücklos blieben, denn „bereits die Einladung zu diesem Gespräch wies der donatistische Bischof von Karthago, Primian, mit der bekannten donatistischen Formel zurück, >es sei gegen die Würde der Märtyrersöhne, sich mit den Nachkommen der traditores zusammenzusetzen<.“⁵⁰ Auch der donatistische Bischof Emeritus wandte sich gegen Zugeständnisse an die Katholiken, indem er erklärte, dass eine Kirche, die mit der Welt liebäugelt, keine „wahre“ Kirche und nicht mehr von der Welt selbst zu unterscheiden sei.⁵¹ Ironischerweise waren aber die Schismatiker selbst von sechs Schismen innerhalb ihrer Abspaltung betroffen. So gab es dann auch, mehr oder weniger fundamentalistisch ausgerichtet, die sogenannten Rogatisten, die Urbanisten, die Claudianisten, die Primianisten, die Maximia-

44 Vgl. LEWIS, *Violence in the name of Christ*, S. 103.

45 PARONETTO, *Augustinus*, S. 120.

46 PARONETTO, *Augustinus*, S. 123.

47 Augustinus-Brief 23.2: *rebaptizare igitur haereticum hominem, qui haec sanctitatis signa perceperit, quae christiana tradidit disciplina, omnino peccatum est; rebaptizare autem catholicum immanissimum scelus est.*

48 Vgl. PARONETTO, *Augustinus*, S. 120f.

49 Vgl. HEINDL, *Das Christentum*, S. 134.

50 HEINDL, *Das Christentum*, S. 134.

51 Vgl. KAUFMAN, *Donatism Revisited*, S. 139: „The church that flirts with the world is no church; it becomes indistinguishable from the world [...]“

nisten⁵² und die Circumcellionen.⁵³ Die Circumcellionen waren jedoch nicht bloß religiöse Fundamentalisten, sie waren vielmehr eine kohärente soziale und politische Bewegung.⁵⁴ Ihr Name leitet sich ab von den Begriffen *cella*, *-ae*, für Märtyrerschrein, Mönchszelle, Vorratslager oder Speisekammer, und *circum*, für herum. Die Circumcellionen waren nämlich um oben genannte *cellae* herumwandernde beziehungsweise vagabundierende und terrorisierende Gruppen mittelloser junger Männer.⁵⁵ Seit dem Jahr 340 gewannen die Circumcellionen als „eine religiös-schwärmerische, zugleich kampfentschlossene Randbewegung der donatistischen Kirche“⁵⁶ wachsend an Einfluss. Sie selbst sahen sich allerdings als *militēs Christi*, als Soldaten Christi, oder als *agonistici*, ein vom Griechischen abgeleiteter Terminus für den Kampf des Märtyrers.⁵⁷ Die Märtyrerschreine, an denen sich die Circumcellionen aufhielten, beinhalteten meistens Kornkammern, was den Besitzlosen zu essen ermöglichte und ihre dortigen Zusammenkünfte gaben ihnen zudem die Möglichkeit, Teil einer Art asketisch-mönchischen Gemeinschaft oder Bruderschaft zu werden. Sie waren jedoch keine Mönche im klassischen Sinne, denn ihren Lebensstil verbanden sie mit nordafrikanischem Nationalismus und sozial-revolutionärem Gedankengut.⁵⁸ Das Aufkommen der Circumcellionen ist also einerseits ein ökonomisches Phänomen. Eine Wirtschaftskrise im dritten und vierten Jahrhundert setzte dem Römischen Reich schwer zu und sorgte mitunter für Versorgungsengpässe, vor allem in den ländlichen Gebieten des römischen Nordafrika. So setzten sich die Circumcellionen hauptsächlich aus entflohenen Sklaven sowie verschuldeten oder besitzlos gewordenen Bauern (*coloni*) aus Obernumidien und Mauretanien zusammen, die gemeinsam die örtlichen Gutshöfe terrorisierten.⁵⁹ Augustinus berichtet in seinem Brief an Macrobius aus dem Jahr 409 von einem solchen Vorfall:

*„Man flieht die Einheit, und infolge davon erheben sich die Landpächter mit Frechheit gegen ihre Gutsherren, und die entflohenen Sklaven halten sich nicht nur wider die apostolische Lehre von ihren Herren fern, sondern sie drohen ihnen auch; ja sie drohen ihnen nicht bloß, sondern plündern sie auch in gewaltsamen Überfall.“*⁶⁰

Für Schneiders reicht daher die Erklärung, „dass die Circumcellionen religiöse Fanatiker in wirtschaftlich angespannten Zeiten waren, die sich gegen die soziale Ordnung erhoben.“⁶¹ Von Deschner werden die arbeits- und besitzlosen jungen Männer den für diese

52 Die Maximianisten waren die größte (allerdings nicht wichtigste) Abspaltung innerhalb der Donatisten. Benannt nach dem Diakon Maximian wurden sie ab dem Jahre 370 durch die anderen Donatisten, ironischerweise den Katholiken gleich, mithilfe der staatlichen Häretikerordnung scharf bekämpft. Hierzu vgl. WEISSENBERG, Die Friedenslehre des Augustinus, S. 463.

53 Vgl. LEWIS, Violence in the name of Christ, S. 108.

54 Vgl. SHAW, Who were the Circumcellions?, S. 228.

55 Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengte ich mich in die Luft, S. 115.

56 Vgl. HEINDL, Das Christentum, S. 134.

57 Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengte ich mich in die Luft, S. 114.

58 Vgl. SHAW, Who were the Circumcellions?, S. 228f.

59 Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengte ich mich in die Luft, S. 115f.

60 Augustinus-Brief 108.18: *fugitur unitas, ut contra possessores suos rusticana erigatur audacia et fugitini servi contra apostolicam disciplinam non solum a dominis alienentur, verum etiam dominis comminentur nec solum comminentur, sed et violentissimis adgressionibus depraedentur auctoribus [...].*

61 Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengte ich mich in die Luft, S. 116.

Region Nordafrikas typischen Olivenerntearbeitern zugeordnet. Numidien und Mauretanien zählten nämlich zu den wichtigsten Olivenanbaugebieten der Mittelmeerregion, welche hauptsächlich dem römischen Staat als auch privaten Großgrundbesitzern gehörten. Nach Deschner waren es auch vor allem die römisch-kaiserlichen Beamten, die die dortigen Bauern drangsaliert und in die chronische Verschuldung und gesellschaftliche Perspektivlosigkeit geführt haben.⁶² Andererseits ist das Aufkommen der Circumcellionen also auch ein soziales Phänomen. Die Donatisten beziehungsweise die Circumcellionen waren nämlich nicht nur Opfer einer ökonomischen Krise, sondern eben auch Teil des ärmeren und nativen karthagischen, berberisch-punischen Landvolks.⁶³ Sie waren Teil einer von den Römern benachteiligten unteren Bevölkerungsschicht, die sich der römischen Lebensart weder anpassen konnte noch wollte.⁶⁴ Die Oberschicht zu jener Zeit bestand vor allem aus katholischen Römern und Griechen.⁶⁵ Diese Oberschicht war städtisch geprägt, stärker romanisiert und nicht wenige Mitglieder dieser Schicht waren zudem Grundbesitzer und Gutsherren.⁶⁶ Von diesem starken sozialen Gefälle innerhalb der nordafrikanischen Christenheit ausgehend, vertritt Karlheinz Deschner die These, dass letztendlich gesellschaftliche, nicht religiös-dogmatische Gründe zur Kirchenspaltung führten.⁶⁷ Er sieht den Donatismus daher als „Volkskirche“⁶⁸ und die Circumcellionen gleichsam als den „linken Donatistenflügel“⁶⁹ oder als „die Linksaußen dieser Kirche.“⁷⁰ Augustins religiös-dogmatische Auseinandersetzungen mit den Donatisten empfindet Deschner als Scheindebatten, welche Augustinus bewusst angezettelt habe, um von den eigentlichen sozialen und politischen Problemen jener Zeit abzulenken.⁷¹ Für den Kirchenkritiker ist klar, dass Augustinus „mit aller Entschiedenheit die Interessen der besitzenden und herrschenden Klasse [vertrat].“⁷² Auch Shaw bezeichnet, ausgehend von den gesellschaftlichen Problemen jener Zeit, die

62 Vgl. DESCHNER, Frühzeit, S. 477.

63 Vgl. DESCHNER, Frühzeit, S. 478.

64 Vgl. PARONETTO, Augustinus, S. 121.

65 Vgl. DESCHNER, Frühzeit, S. 478.

66 Vgl. WEISSENBERG, Die Friedenslehre des Augustinus, S. 464. Andererseits gab es zu jener Zeit eben auch einige donatistische Grundbesitzer, ein Phänomen, auf welches Vera Paronetto näher eingeht: „Neben dem Fanatismus der einfachen Leute, mochte er religiös oder nationalistisch begründet sein, spielte dabei auch gesellschaftlicher Druck eine Rolle, besonders auf dem Land, wenn die Bauern von donatistischen Grundbesitzern abhängig waren. Starken psychologischen Einflüssen unterlagen die Leute in jenen Gegenden, wo der Donatismus seit Generationen heimisch war, und wo deshalb Brauchtum, Überlieferung und Gefühle mitspielten“ (PARONETTO, Augustinus, S. 125).

67 Viele Menschen aus der damaligen nativen Unterschicht wussten nicht einmal von den genauen Umständen des primären Schismas zu Beginn des vierten Jahrhunderts. Für diese Menschen handelte es sich von daher von Beginn an um einen nicht-religiösen, sondern um einen politischen Kampf um weltliche Macht im Maghreb. Sie lehnten die Katholiken nicht wegen der ursprünglichen *traditio* ab, sondern allein wegen ihres politischen Schulterschlusses mit den römischen Besatzern, also wegen der faktischen katholischen Unterstützung der römischen Fremdherrschaft über Nordafrika. Durch gezielte Falschmeldungen oder „fake news“ förderten die Donatisten diese Unwissenheit in Teilen der Bevölkerung und profitierten davon. Vgl. hierzu: PARONETTO, Augustinus, S. 124.

68 DESCHNER, Frühzeit, S. 474.

69 DESCHNER, Frühzeit, S. 475.

70 DESCHNER, Frühzeit, S. 474.

71 Vgl. DESCHNER, Frühzeit, S. 477f. Siehe folgendes wichtiges Zitat: „Und das große soziale Gefälle zwischen beiden christlichen Gruppen, die Feindseligkeit der Berber und Punier gegen die Römer, trug viel mehr zur Kirchenspaltung bei als die an sich so belanglose religiöse Divergenz. Augustinus konnte oder wollte dies nicht sehen“ (DESCHNER, Frühzeit, S. 478).

72 DESCHNER, Frühzeit, S. 478.

Circumcellionen als Vorkämpfer eines sozialen, ökonomischen sowie lokal-ethnischen oder gar nationalistischen Protests gegen die römische Vorherrschaft im Norden Afrikas.⁷³ Der politische Nationalismus einiger Donatisten und Circumcellionen offenbarte sich vor allem in zwei Rebellionen gegen die römischen Besatzer. So beteiligten sich die Donatisten am Firmus-Aufstand von 372-375 und an der Rebellion Gildos von 397-398.⁷⁴ Die frühere Splittergruppe der Donatisten war also mit der Zeit zu einer politischen Machtgruppe geworden. Ihre Anhängerschaft war vor allem im Jahr 397, als sich der oben genannte Oberkommandierende der römischen Truppen in der unruhigen Provinz Afrika, Gildo, gegen Rom auflehnte, schon zahlreich genug, um ihm auch militärischen Beistand leisten zu können.⁷⁵ Gildo war ein Berberfürst und seit dem Jahre 386 auch *comes Africae*. Er versuchte, sich mithilfe der sozial und gesellschaftlich perspektivlosen, donatistischen Sklaven, Bauern und Wanderarbeitern an Stelle des römischen Kaisers an die Spitze der (Grund-)Herrschaft über Nordafrika zu setzen. Er strebte mithilfe der „revolutionär Gesinnte[n]“⁷⁶ eine Neuverteilung des gesamten Landbesitzes an, wobei er durch Numidiens damals mächtigsten donatistischen Bischof, Optatus von Thamagadi (heute Timgad), unterstützt wurde. Zusammen mit Bagai zählte Thamagadi im frühen fünften Jahrhundert zu den sogenannten „heiligen Städten“ des Donatismus.⁷⁷ Besonders den Circumcellionen galt Bischof Optatus von Thamagadi als Vorbild, denn er „betrieb eine Art kommunistischer Politik. Er verteilte Land sowie als Erbschaft anfallenden Besitz und terrorisierte an Gildos Seite ein Jahrzehnt lang die Großagrarier Südnumidiens samt Katholiken.“⁷⁸ Letztlich gelang es Gildo jedoch nicht, die römische Herrschaft zu brechen und Bischof Optatus von Thamagadi wurde in Folge dessen durch die Römer hingerichtet. Interessanterweise vergleicht Kaufman die niedergeschlagene Gefühlslage der besiegten Donatisten mit dem Minderheitskomplex heutiger Islamisten, die ihren Hass und ihre Gewaltbereitschaft häufig auch auf die ihnen aufgezwungene westliche Fremdherrschaft in ihren Heimatländern zurückführen.⁷⁹ Das folgende Kapitel wird sich darauf aufbauend auf die Circumcellionen als „militant-terroristischen Zweig des Schismas“⁸⁰ fokussieren und dabei auch weitere Vergleiche zu den heutigen islamistischen Terroristen ziehen.

73 Vgl. SHAW, Who were the Circumcellions?, S. 229f.

74 Vgl. FRENCH, Martyrs, S. 263.

75 Vgl. PARONETTO, Augustinus, S. 121.

76 DESCHNER, Frühzeit, S. 472.

77 Vgl. DESCHNER, Frühzeit, S. 471f.

78 DESCHNER, Frühzeit, S. 472.

79 Vgl. KAUFMAN, Donatism Revisited, S. 139.

80 Vgl. WEISSENBERG, Die Friedenslehre des Augustinus, S. 470.

2.2 Die Circumcellionen zwischen Martyrium und Terrorismus

Bei einem Martyrium erträgt eine Person schweres Leid bis hin zum Tod um des Glaubens oder der Überzeugung willen. Die Circumcellionen sahen sich als Teil einer langen nordafrikanischen Märtyrertradition.⁸¹ Das Martyrium war für sie ein Triumph und das höchste Ziel im Leben.⁸² Der Märtyrertod war der schnellste Weg auf Erden, Anerkennung und zugleich die direkte Eintrittskarte ins ewige Paradies zu erlangen. Wie heute den Islamisten, standen den Circumcellionen damals verschiedene Wege offen, das Martyrium auf sich zu nehmen. Vor allem zwei Möglichkeiten sind hierbei zu benennen: das freiwillige und aktive Martyrium durch die Selbsttötung und dann die unfreiwillige, aber billigend in Kauf genommene, Tötung durch andere im Rahmen der vielen Raubüberfälle und Gewaltakte. Erstere Möglichkeit würde man heute vor allem als Selbstmord oder, im Extremfall, auch als Suizidanschlag bezeichnen.⁸³ Beim sogenannten „enthusiastischen“⁸⁴ Selbstmord sprangen Circumcellionen von Berggipfeln und Felsen oder suchten ihren Tod in den Flammen oder im Wasser. Doch auch die römischen Besatzer und Katholiken waren direkt von den Suizidabsichten der Circumcellionen betroffen. So wurden bewaffnete Reisende, welche die Circumcellionen bei ihren Wanderungen zufällig unterwegs trafen, dazu genötigt sie umzubringen. Ansonsten drohten die Circumcellionen ihrerseits die Reisenden umzubringen.⁸⁵ Auch wird davon berichtet, wie Circumcellionen Richter gewaltsam dazu nötigten sie festzunehmen und zum Tode zu verurteilen. Des Weiteren sollen Circumcellionen auf heidnische Feste gestürmt sein, um sich dort als menschliches Opfer anzubieten.⁸⁶

Es gibt für diese Selbstopfer beziehungsweise Suizidanschläge verschiedene historische Erklärungsversuche. So sehen einige Historiker in den Selbstmordattentaten Ersatzhandlungen für die Martyrien zu Zeiten der Diokletianischen Christenverfolgung. Für die meisten Forscher allerdings reflektieren die befremdlichen Handlungen der verarmten und benachteiligten Circumcellionen ihre soziale Perspektivlosigkeit und immense Verzweiflung. Der ruhmreiche Tod als Märtyrer war für die allermeisten Circumcellionen mehr wert als ihr von Abhängigkeiten geprägtes Leben. Es handelt sich hierbei also vielmehr um ein soziales und politisches als um ein spezifisch christliches oder religiöses Phänomen.⁸⁷ Eine ähnliche Erkenntnis lässt sich aus den heutigen Suizidanschlägen militanter Islamisten im

81 Die Martyriumpflicht für Christen formulierte Tertullian schon um 225. Der nordafrikanische und christliche Märtyrerkult gewann aber vor allem nach dem Märtyrertod Cyprians am 14. September 258 weiter an Bedeutung. Hierzu vgl. DESCHNER, Frühzeit, S. 474f.

82 Vgl. FRENDE, Martyrs, S. 259f.

83 Schneiders zitiert hierfür auch den von Von Nathusius genutzten Begriff der „Selbstmordmanie“. Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengte ich mich in die Luft, S. 116.

84 Auch hier wird ein von Von Nathusius geprägter und von Schneiders aufgegriffener Begriff genutzt. Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengte ich mich in die Luft, S. 117.

85 Vgl. Augustinus-Brief 185.III.12: *quidam etiam se trucidandos armatis viatoribus ingerebant percussuros eos se, nisi ab eis perimerentur, terribiliter comminantes. nonnumquam et a iudicibus transe untibus extorquebant violenter. ut a carnificibus vel ab officio ferirentur. unde quidam illos sic inclusisse perhibetur, ut eos tamquam percutiendos ligari et dimitti iuberet atque ita eorum impetum incruentus et inlaesus euaderet. i am vero per abrupta praecipitia, per aquas et flammam occidere se ipsos cotidianus illis ludus fuit.*

86 Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengte ich mich in die Luft, S. 117.

87 Ebd.

Maghreb, im Nahen Osten und darüber hinaus gewinnen. Auch ihre Selbstmordattentate gründen vielmehr auf politisch-territorialen als auf religiösen Motiven. Die Islamisten sehen sich nämlich ebenfalls als religiös-legitimierte Kämpfer für soziale Gerechtigkeit und gegen (westliche) Fremdherrschaft. Kaufman vergleicht daher die damaligen Circumcellionen mit der heutigen radikal-islamistischen Hisbollah-Miliz. Er kommt zu dem Ergebnis, dass das Ausmaß und die Häufigkeit von Suizidanschlägen an eine Art Minderheitskomplex gekoppelt ist. Die militärisch-technische Überlegenheit der heutigen Besatzer im Nahen Osten ist vergleichbar mit der römischen Übermacht in der Antike. Durch gezielte Nadelstiche, in Form der Selbstmorde und Suizidanschläge, konnten die Circumcellionen damals und können die Islamisten heute ihre schwachen militärischen Positionen zum Teil kompensieren sowie zu ihren Gunsten Angst und Schrecken in der Bevölkerung als auch bei den Besatzern und darüber hinaus verbreiten.⁸⁸ Ziel der allermeisten Gewalttaten waren aber die, mit den Römern kollaborierenden Katholiken, allen voran katholische Kleriker und vom Donatismus konvertierte Katholiken. Augustinus berichtet in seinem Brief „An die Donatisten“ (409) von folgenden Vorfällen:

*„Der Priester Markus von Casphalia ist aus freiem Willen, ohne von jemand gezwungen zu sein, katholisch geworden. Deshalb haben ihn eure Anhänger [die Circumcellionen; Anm. d. Verf.] verfolgt; sie hätten ihn auch beinahe getötet, wenn nicht Gottes Hand ihren Gewalttätigkeiten durch die Dazwischenkunft von Menschen ein Ziel gesetzt hätte. Restitutus von Victoriana ist ohne Zwang von irgendeiner Seite zur katholischen Kirche übergetreten. Deshalb wurde er aus seinem Hause geschleift, geschlagen, im Wasser herumgewälzt, mit einem Spottgewand bekleidet und ich weiß nicht wie viele Tage in Gefangenschaft gehalten. [...] Marcianus von Urga hat aus freiem Willen sich für die katholische Einheit entschieden; deshalb haben eure Kleriker, da er selbst geflohen war, seinen Subdiakon bis auf den Tod geschlagen und mit Steinen überschüttet [...]“*⁸⁹

Für die Circumcellionen hatten Konvertiten vom Donatismus nichts anderes als den Tod verdient, sie waren für sie Verräter. Die Bevölkerung wurde durch die Circumcellionen eingeschüchtert und Konvertiten sahen sich gesellschaftlich und bei der Ausübung von Gottesdiensten isoliert:

88 Vgl. KAUFMAN, *Donatism Revisited*, S. 138.

89 Augustinus-Brief 105.3: *Marcus presbyter Casphalianensis a nemine coactus propria voluntate catholicus factus est; qua re illum nestri persecuti sunt et paene occidissent, nisi dei manus per homines supervenientes violentias eorum compressisset. Restitutus Victorianensis ad catholicam nullo cogente se transtulit; qua re raptus est de domo sua, caesus, in aqua volutatus, buda vestitus et nescio quot dies in captivitate retentus est nec libertati propriae fortasse restitutus esset, nisi iam paene propter ipsam causam Proculianus sibi exhibitionem videret imminere. Marcianus Urgensis catholicam unitatem propria voluntate delegit; qua re subdiaconum eius, cum ipse fugisset, prope usque ad mortem caesum clerici nestri lapidibus obmerunt, quorum domus pro suo scelere eversae sunt.*

„Jetzt habt ihr [die Circumcellionen; Anm. d. Verf.] einen Herold geschickt, der zu Siniti ausrufen sollte: ‚Wer immer mit Maximinus [ein vom Donatismus übergetretener Katholik; Anm. d. Verf.] Kirchengemeinschaft hält, dessen Haus wird angezündet werden.‘⁹⁰

Gefangenschaft, Steinigung, körperliche Gewalt und Brandstiftung waren nur einige der brutalen Mittel, welche die Circumcellionen damals für die Katholiken bereithielten. Die oben von Augustinus erwähnte Praxis des im Wasser herumwälzens würde man heute im Kontext des islamistischen Terrorismus wahrscheinlich als sogenanntes „waterboarding“ bezeichnen. Wie heute die Islamisten, wandten schon damals die Circumcellionen mitunter Säureattacken an, um ihre Feinde körperlich zu verletzen und um Menschen zur Wiedertaufe zu nötigen:

„Sieh, in der Umgegend unserer Stadt Hippo richten, weil die Barbaren nicht so weit reichen, die Plünderungen donatistischer Kleriker und Circumcellionen eine so große Verwüstung an, dass das Benehmen der Barbaren vielleicht noch milder ist. Denn welchen Barbaren wäre es wie diesen eingefallen, Kalk und Essig in die Augen unserer Kleriker zu gießen, nachdem sie ihre übrigen Glieder mit Schlägen und Wunden schrecklich zugerichtet hatten? Häuser werden geplündert und angezündet, trockene Vorräte fortgeschleppt, Flüssigkeiten ausgeschüttet und viele durch die Drohung ähnlicher Behandlung zur Wiedertaufe gezwungen. Allein gestern wurde mir die Nachricht gebracht, dass in einem Ort 48 Seelen aus Furcht vor solchen Dingen sich wiedertaufen ließen.“⁹¹

Nirgendwo war man damals vor den terrorisierenden Circumcellionen sicher, nicht einmal in den eigentlich heiligen Gotteshäusern. Das gleiche Phänomen lässt sich auch heutzutage im Kontext der radikalen Islamisten beobachten, wo betende Muslime in ihren heiligen Stätten und Moscheen vermehrt zu Opfern islamistischer Gewalttaten werden. Augustinus berichtet mehrmals von solchen Ereignissen zu Zeiten des Donatismus: „Bei Asna, wo der Bruder Argentius Priester ist, sind die Circumcellionen in unsere Basilika eingedrungen und haben den Altar zerstört [...].“⁹² In seinem Brief „An die Donatisten“ heißt es ferner:

90 Augustinus-Brief 105.4: *quid amplius dicamus? modo praeconem misistis, qui clamaret Siniti: ‚quisquis Maximino communicaverit, incendetur domus eius‘. quid? autequam ipse ad catholicam conversus esset et nondum de transmarinis remeasset, ad quid aliud presbyterum Siniti miseramus, nisi ut nulli molestus nostros visitaret et in domo iuris sui positus pacem catholicam volentibus praedicaret?*

91 Augustinus-Brief 111.1: *Ecce in regione nostra Hipponiensi, quoniam eam barbari non adtigerunt, clericorum Donatarum et Circumcellionum latrocinia sic nascantur ecclesias, ut barbarorum fortasse facta mitiora sint. quis enim barbarus excogitare potuit, quod isti, ut in oculos clericorum nostrorum calcem et acetum mitterent, quorum membra etiam cetera plagis horrendis vulneribusque sanciantur? depraedantur etiam domos aliquas et incendunt, fructus aridos diripiunt, humidos fundunt et talia ceteris comminando multos etiam rebaptizari compellunt. pridie, quam ad te ista dictani, ex uno loco per huius modi terrores XL et VIII animae mihi rebaptizatae renuntiatas sunt*

92 Augustinus-Brief 29.12: *apud Asnan, ubi est presbyter frater Argentius, Circumcelliones invadentes basilicam nostram altare comminuerunt.*

„Als er [Bischof Possidius von Kalama; Anm. d. Verf.] seines Weges ging, da hat man ihm nach Räuberart nachgestellt, und als er diesen Nachstellungen entkam, so hätte man ihn in dem Bezirk von Oliveta beinahe mit offener Gewalt lebendig samt dem Gotteshaus, in das er sich geflüchtet hatte, verbrannt, wenn nicht die Bewohner jenes Bezirkes das bereits zum dritten Mal angelegte Feuer aus Angst vor eigener Lebensgefahr ausgelöscht hätten [...]“⁹³

Auch berichtet Augustinus von einem Vorfall, bei dem ein katholischer Kleriker am Altar angegriffen, geschlagen und mit einem Dolch schwer verletzt wird, bevor dieser dann in die Gefangenschaft verschleppt wird.⁹⁴ Den Terror,⁹⁵ welche die Circumcellionen verbreiteten, kündigten sie oftmals mit Psalmen oder dem Schlachtruf *deo laudes* (Gelobt sei Gott) an, einem Schlachtruf der starke Analogien zum heute gefürchteten islamistischen Ruf „Allahu Akbar“ (Gott ist groß) aufweist. Schneiders sieht sich hierbei auch an das Kampfesgeschrei der modernen iranischen Revolutionskämpfer erinnert.⁹⁶ Augustinus beschreibt einen typischen Angriff der Circumcellionen mitsamt Schlachtruf folgendermaßen:

„Schnell sind ihre Füße zum Blutvergießen; haben gerade wir durch die argen, räuberischen Überfälle eurer Circumcellionen und Kleriker an uns als wahr erprobt. Diese haben die Leiber der Menschen mit den schrecklichsten Misshandlungen zerfleischt und so viele katholische Ortschaften mit Blut befleckt. Als dich bei deinem Einzuge in diese Stadt ihre Anführer mit ihren Scharen begleiteten und mit ihren Gesängen das Lob Gottes schrien, da glichen ihre Stimmen dem Klange der Schlachtposaunen bei allen ihren Überfällen.“⁹⁷

93 Augustinus-Brief 105.4: *cui ambulanti viam suam latronum more insidiat; sunt et, quia in eorum insidias cadere non potuit, eum aperta violentia in fundo Olivetensi paene vinum cum domo, quo fugerat, incenderant, nisi tertio suppositas flammis coloni eiusdem fundi propter periculum suae salutis extinguerent.*

94 Vgl. Augustinus-Brief 185.VII.27: *supra dictum quippe episcopum Bagaiensem, quoniam apud ordinarium indicem dicta inter partes sententia obtinuerat basilicam, quam illi, cum catholica esset, invaserunt, stantem ad altare irruentes horrendo impetu et furore crudeli fustibus et cuiusce modi telis, liguis denique eiusdem altaris effractis immaniter ceciderunt; pugione etiam percusserunt in inguine, quo vulnere sanguis effluens eum exanimem redderet, nisi ei ad vitam maior eorum saenitia prof visset. nam cum graviter sanciatum per terram insuper traherent, exundanti venae pulvis obstrusus sanguinem abstinuit, cuius effusione ibat in mortem. deinde cum ab eis tandem relictum nostri cum psalmis auferre temptarent, illi ira ardentiore succensi eum de portantium manibus abstulerunt male mulcatis fugatisque catholicis, quos ingenti multitudine superabant et facile saeviendo terrebant. in de in quandam turrem levatum iam defecisse arbitantes, cum ille adhuc vineret, abiecerunt.*

95 Vor allem in Brief 23, also schon zu einem recht frühen Zeitpunkt, wird deutlich, dass Augustinus die Gewalttaten der Circumcellionen als terroristische Akte einstuft. Siehe Augustinus-Brief 23.7: *cesset etiam nestrīs partibus terror congregatorum Circumcellionum.*

96 Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengt mich in die Luft, S. 115.

97 Augustinus-Brief 108.14: *veloces pedes eorum ad effundendum sanguinem, nos potius ista in tantis latrociniiis Circumcellionum clericorumque nestrorum experti sumus, qui corporibus humanis caede atrocissima laniatis tot loca nostrorum sanguine cruentarunt, quorum duces, quando te ingredientem in hac patria cum suis cuneis deduxerunt, deo laudes inter cantica conclamantes quas noce velut tubas praeliorum in suis omnibus latrociniiis habuerunt. alio tamen dic concussi ac stimulatī aculeis verborum tuorum, quae in eos per Punicum interpretem honesta et ingenua libertatis indignatione iaculatus es factis eorum irritatus potius quam delectatus obsequiis, se de media congregatione, sicut ab eis, qui aderant, narrantibus audire potuimus, furibundis motibus rapuerunt nec post eorum pedes veloces ad effundendum sanguinem ulla aqua panimenta salsa lanistis, quod post nostros clerici tui putauerunt esse faciendum.*

Vera Paronetto sieht in diesem Schlachtruf und den oben analysierten Terrorakten sogar „eine Art von Gewalttätigkeit des ‚heiligen Krieges‘“. ⁹⁸ Die Circumcellionen nahmen nicht nur wegen der Aussicht auf Beute und blutrünstige Genugtuung an diesen terroristischen Gewalttätigkeiten Teil, sondern geradezu wegen der Aussicht auf das Martyrium, denn nicht wenige Male sind im Rahmen der oben genannten Handlungen Circumcellionen umgekommen. ⁹⁹ Augustinus bestätigt diesen Martyriumsdrang der Circumcellionen, wenn er „An die Donatisten“ schreibt: „Wie groß ist doch eure Verblendung, dass ihr trotz eures schlechten Lebens, trotzdem ihr Räubertaten vollführt und mit recht bestraft werdet, doch den Ruhm des Martyriums in Anspruch nehmet!“ ¹⁰⁰ Grundsätzlich muss man die Schilderungen Augustins als wahr, aber eben auch in Teilen als leicht übertrieben, betrachten. ¹⁰¹ Er schreibt natürlich vom katholischen Standpunkt aus und versucht durch das Auflisten der horrenden Gewalttaten die römische Besatzungsmacht auf seine Seite zu ziehen. Ferner versucht Augustin die Circumcellionen und die Donatistenbewegung als ganze gleichermaßen zu diskreditieren. Er tut dies rhetorisch geschickt, indem er die Circumcellionen in seinen Briefen mit den übrigen Donatisten gleichsetzt oder die Circumcellionen sogar als die eigentlichen Anführer der Donatisten, wenigstens jedoch als ihre Schergen und „Auftragskiller“, bezeichnet. ¹⁰² In seinem Brief an Macrobius aus dem Jahr 409 schreibt Augustinus daher: „Wolltet ihr [die Donatisten; Anm. d. Verf.] also mit Strenge gegen sie [die Circumcellionen; Anm. d. Verf.] auftreten, so würdet ihr euch undankbar euren Wohltätern gegenüber erweisen.“ ¹⁰³ Die meisten moderaten Donatisten unterstützten die extremistischen Circumcellionen bei ihren terroristischen Gewalttaten und ihren Märtyrerakten nicht und sahen ihre Handlungen sehr kritisch. Doch in der damaligen Öffentlichkeit sowie in den Briefen Augustins wurden diese kritischen donatistischen Stimmen nicht festgehalten. Diese Taktik der Kopplung moderater mit militanten Kräften um eine gesamte Personengruppe zu diffamieren, wird auch heute im Kontext der islamistischen Attentate wieder angewendet. Die kritischen Stimmen der Mehrheit der Muslime werden häufig und vor allem vonseiten rechtspopulistischer und islamophober Kreise ausgeblendet. Stattdessen werden nur die Stimmen einzelner Imame hervorgehoben, die mit den Zielen der Extremisten sympathisieren und deren kontroverse Meinung dahingehend genutzt wird, um die schon existente allgemeine Misstrauensstimmung innerhalb der Bevölkerung, zum Beispiel den muslimischen Flüchtlingen gegenüber, weiter anzuheizen. ¹⁰⁴ Insgesamt lässt sich in diesem Kapitel feststellen, dass die Circumcellionen damals, wie auch die Dschihadisten heute, im Volk gefürchtet waren. Außerdem scheinen die militanten Christen in der Antike

98 Vgl. PARONETTO, Augustinus, S. 122.

99 Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengt sich die Luft, S. 116.

100 Augustinus-Brief 105.5: *quae est ista dementia, ut, cum male vivitis, latronum facta faciat et, cum iure puvimini, gloriam martyrum requiratis?*

101 Vgl. SCHNEIDERS, Heute sprengt sich die Luft, S. 116.

102 Vgl. KAUFMAN, Donatism Revisited, S. 132f. und S. 136.

103 Augustinus-Brief 108.18: *si in eos volueritis esse severi, beneficiis eorum appareatis ingrati.*

104 Vgl. KAUFMAN, Donatism Revisited, S. 133.

und die militanten Muslime der heutigen Zeit das gleiche Ziel verfolgt zu haben beziehungsweise zu verfolgen, nämlich die „Säuberung“ ihrer jeweiligen Religionen von modernisierenden Kräften und anderweitigen Kritikern.¹⁰⁵

3. Zusammenfassung

Die Entstehung des Donatismus stellt also ein vielschichtiges und hochinteressantes historisches Phänomen dar. Grund für das Schisma waren die *lapsi* im Zuge der Diokletianischen Christenverfolgung, doch soziale und politische Probleme während der römischen Herrschaft über dem heutigen Maghreb und dessen einheimische Völker (Berber, Punier, Karthager) überlagerten schließlich die ursprüngliche *traditio* und ließen aus einem religiösen Konflikt einen Kampf um weltliche Macht entstehen. Weissenberg bestätigt dies, wenn er den Donatismus „als ein komplexes Zusammenspiel religiöser, sozialer, ökonomischer und politischer Faktoren“¹⁰⁶ sieht. Die Donatisten waren zudem keine homogene Bewegung, denn sie waren selbst in verschiedene Untergruppen gespalten. Alle Gruppen vertraten einen christlichen Fundamentalismus, doch vor allem die Circumcellionen verfolgten daneben auch politische und anti-koloniale Ziele. Sie richteten ihren aggressiven und ethnisch geprägten Nationalismus nämlich gegen die römisch-katholische Oberschicht Nordafrikas. Die Circumcellionen sahen sich mit ihrem Rigorismus und ihrem Märtyrerkult als Teil einer langen sowie typisch afrikanischen Tradition der Glaubensausübung, die bis heute anhält.¹⁰⁷ So verfolgten die Circumcellionen ihre politischen Ziele durch das Martyrium, also durch ihre Selbsttötung oder durch das Töten Anderer. Diese frühe und christliche Form des Terrorismus, vergleichbar dem heutigen islamistischen Terrorismus im Norden Afrikas sowie im Nahen Osten, speiste sich aus sozialer Perspektivlosigkeit und dem Empfinden einer erniedrigenden und aufgezwungenen westlichen Fremdherrschaft. Allerdings muss hierbei immer wieder betont werden, dass dies nur für die Circumcellionen und einige andere Donatisten, nicht aber für die Donatistenbewegung als Ganze gilt. Trotz der Bemühungen eines Augustinus zum Beispiel, wurde aus der einst christlichen Hochburg Nordafrika eine, bis heute andauernde, islamisch geprägte Weltregion. Der Donatistenkonflikt, welcher die Spaltung der Katholiken zugleich widerspiegelte und weiter anheizte, trug maßgeblich dazu bei, dass der Islam im Maghreb so schnell und so nachhaltig Fuß fassen und das Christentum fast vollständig ersetzen konnte. Deschner bekräftigt diese Analyse indem er erklärt, „dass die Donatisten den Islam als Befreiung begrüßten.“¹⁰⁸

105 Vgl. KAUFMAN, *Donatism Revisited*, S. 134. Kaufman erwähnt in seinen Ausführungen auch noch eine weitere interessante Analogie zwischen den damaligen Circumcellionen und der heute operierenden islamistischen al-Qaida-Terrororganisation, welche hier nur kurz zitiert wird: „When propaganda trumped perception, they all could be made to seem the same; as Augustine reported, all called themselves Christians: ‚They profess their faith in Christ yet give their hearts to Donatus‘. Is truth served any better, one wonders, when we substitute ‚Muhammad‘ for ‚Christ‘ and ‚Osama‘ for ‚Donatus‘ in statements of this sort?“ (KAUFMAN, *Donatism Revisited*, S. 142).

106 WEISSENBERG, *Die Friedenslehre des Augustinus*, S. 464.

107 Vgl. WEISSENBERG, *Die Friedenslehre des Augustinus*, S. 464.

108 DESCHNER, *Frühzeit*, S. 491.

4. Quellen- und Literaturverzeichnis

DEUTSCHE ÜBERSETZUNG AUSGEWÄHLTER BRIEFE DES AUGUSTINUS

Augustinus, Aurelius (Kirchenvater): Ausgewählte Briefe aus dem Lateinischen mit der Benutzung der Übers. von Kranzfelder übers. von Alfred Hoffmann, in: Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus ausgewählte Schriften, Bd. 9-10. Bibliothek der Kirchenväter, 1. Reihe, Band 29-30. Kempten/ München 1917.

Online: <https://www.unifr.ch/bkv/index.htm> (letzter Zugriff am 11.09.2018 um 18:21 Uhr).

LATEINISCHE EDITIONEN DER BRIEFE DES AUGUSTINUS

Augustinus, Aurelius: Briefe/Epistulae (Latein) 1-30, in: Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, ed. von A. Goldbacher 1895.

34.1: online: <http://www.earlymedievalmonasticism.org/index.html> (letzter Zugriff am 04.03.2018 um 10:54 Uhr).

Ders.: Briefe/Epistulae (Latein) 31-123, in: Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, ed. von A. Goldbacher 1898.

34.2: online: <http://www.earlymedievalmonasticism.org/index.html> (letzter Zugriff am 04.03.2018 um 10:54 Uhr).

Ders.: Briefe/Epistulae (Latein) 185–270, in: Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, ed. von A. Goldbacher 1911.

57: online: <http://www.earlymedievalmonasticism.org/index.html> (letzter Zugriff am 04.03.2018 um 10:54 Uhr).

Vom Sammeln und Ausstellen ostasiatischer Kunst: das Beispiel des Ehepaars Adolf und Frieda Fischer

Paul Duschmer

Einleitung

In einem äußerlich unscheinbaren, japanische Architektur zitierenden Backsteinbau am Ufer des Aachener Weihers befindet sich seit 1977 das *Museum für Ostasiatische Kunst* der Stadt Köln. 2019 wurde mit der Ausstellung *Alles unter dem Himmel* ein Rückblick auf die 40-jährige Geschichte dieses Kunstmuseums unternommen, anhand wichtiger Objekte, die in diesem Zeitraum durch Ankäufe oder Stiftungen in seine Sammlungen chinesischer, koreanischer und japanischer Kunst gelangt waren.¹ Deren Kernbestand reicht allerdings weiter zurück. Denn bei dem Museum am Aachener Weiher handelt es sich um die Nachfolgeeinrichtung eines gleichnamigen Museums, das bis 1944 in einem Anbau des ehemaligen *Museums für Kunst und Gewerbe* am Hansaring untergebracht war. Die Eröffnung dieses ersten *Museums für Ostasiatische Kunst* am 25. Oktober 1913 fällt in das letzte Vorkriegsjahr des deutschen Kaiser- und Kolonialreichs mit seinen Stützpunkten im Pazifik und dem chinesischen Kiautschou. In Deutschland wie in anderen europäischen Staaten und den USA zog die wirtschaftliche und militärische Präsenz in Ostasien ein reges öffentliches Interesse an dieser Region und seinen Bewohnern nach sich. Geographie, Sprachen, Kulturen und ihre materiellen Zeugnisse wurden zum Gegenstand neuer Fachwissenschaften mit eigenen institutionellen und publizistischen Infrastrukturen. So etablierte sich auch eine von westlichen Interessenten betriebene Fachdisziplin *Ostasiatische Kunstgeschichte*, für die in Köln 1913 zum ersten Mal in Europa ein eigenständiges, gattungsübergreifendes Spezialmuseum eröffnet wurde.²

Die Entstehung der Sammlung fällt in die Spätzeit dessen, was Bénédicte Savoy „die dritte Zeitlichkeit“ genannt hat, „die konstitutive Zeit aller europäischen Museen, als Abertausende von Objekten aus der ganzen Welt in ihre Depots gelangten, besonders zwischen 1860 und 1914“.³ Entsprechend den Kenntnissen und Vorlieben ihrer neuen Besitzer erhielten diese vor dem Hintergrund der kolonialen Expansion verbrachten Objekte neue Sinnzuschreibungen. Manche wurden als Ethnographika gesammelt und ausgestellt und sollten als Sachquellen zur Erforschung fremder Kulturen dienen. Anderen Objekten räumte man die Bedeutung von Kunstwerken ein. Nicht aufgrund ihrer früheren Funktionen galten sie als begehrens- und bewahrenswert, sondern wegen ihrer ästhetischen Qualitäten, die eine Betrachtung zum bereichernden Moment für Individuen und Gesellschaften sowie zum Ausgangspunkt für neue Kreativität machen sollten. Im Zuge der kolonialzeitli-

1 Siehe den Ausstellungsband *MUSEUM FÜR OSTASIATISCHE KUNST KÖLN* (Hg.): *Alles unter dem Himmel*. Das Museum für Ostasiatische Kunst in Köln, Köln 2019.

2 SCHLOMBS, Adele: *Aufbruch in eine neue Zeit. Die Gründung des Museums für Ostasiatische Kunst in Köln*, Köln 2009, S. 6 u. S. 26ff.

3 SAVOY, Bénédicte: *Die Provenienz der Kultur*, Berlin 2018, S. 56.

chen Sammeltätigkeit wurde dieser vormals der europäischen Malerei und Plastik vorbehalten Status, und damit einhergehend die Zuständigkeit kunstgeschichtlicher Fachdisziplinen und ihrer Museen, auf immer neue Objektarten ausgeweitet: Kykladenidole, westafrikanische Ritualmasken und Metallgüsse aus Benin ebenso wie die bis heute in der Sammlung des *Museums für Ostasiatische Kunst* bewahrten Buddhafiguren, Kalligraphien und alchinesischen Grabbeigaben.⁴ Wie viele bedeutende Museen der Vergangenheit und Gegenwart war auch dieses nicht das Produkt einer staatlichen Initiative, sondern verdankte seine Existenz der Reise-, Sammel- und Vermittlungstätigkeit interessierter Individuen.⁵ Im Falle des Kölner Kunstmuseums waren dies zwei leidenschaftliche Sammler und Pioniere der ostasiatischen Kunstgeschichte: das Ehepaar Adolf Fischer (1856-1914) und Frieda Fischer (1874-1945).

Stellt man die Frage nach den Motiven der Sammler und Museumsgründer dieser Zeit, so ließe sich in Anlehnung an den Museologen Nicholas Thomas, der sich wiederum auf den Philosophen Edmund Burke bezieht, auf die Bedeutung schlichter Neugier gegenüber außereuropäischen Kulturen verweisen, für Thomas „marked by an eagerness to encounter what is new or unfamiliar, an openness to difference and perhaps a willingness to suspend judgement.“⁶ Zwar sei eine solche Neugier im Zuge postkolonialer Kritiken in Verruf geraten, die Befriedigung des Interesses am Unerwarteten und Unbekannten zieht laut Thomas aber bis heute die Menschen ins Museum und ist der eigentliche Grund für den anhaltenden Erfolg dieser Institution.⁷ Allerdings, wie Thomas ebenfalls mit Burke zu bedenken gibt, ist die Neugier geeignet in Verbindung mit anderen Begehren aufzutreten.⁸ Folgt man den postkolonialen Kritiken, könnte dieses Begehren vor allem in dem Wunsch nach Propagierung kulturchauvinistischer und rassistischer Weltbilder bestanden haben. So wird in einem letztjährig erschienenen Aufsatz postuliert: „Letztlich dienten die Sammlungen – und prunkvolle Museumsbauten – hauptsächlich dazu, die vermeintliche europäische Überlegenheit und Vorherrschaft sowohl zu beweisen als auch zu demonstrieren.“⁹ Der Kolonialismus habe demnach nicht nur die Bedingungen, sondern auch den Zweck des Sammelns und Ausstellens im frühen 20. Jahrhundert bestimmt.

Der Konstruktion solcher Erklärungsansätze steht allerdings die Notwendigkeit gegenüber, ihre Stichhaltigkeit anhand konkreter Fälle zu prüfen. Dies geschieht im Folgenden anhand der beiden Gründer des 1913 eröffneten *Museums für Ostasiatische Kunst* in Köln. Dazu wird zuerst ein allgemeiner Einblick in das Sammeln ostasiatischer Kunst im 19. und frühen 20. Jahrhundert gegeben, gefolgt von einem Überblick über Leben, Wirken und

4 Vgl. POMIAN, Krzysztof: Das Museum. Die Quintessenz Europas, in: Wunderkammer des Abendlandes. Museum und Sammlung im Spiegel der Zeit. Ausstellungskatalog der Kunst- und Ausstellungshalle der BRD in Bonn, Bonn 1994, S. 112–119, hier v. a. S. 116f.

5 Vgl. GUICHARD, Charlotte/ SAVOY, Bénédicte: Acquiring Cultures and Trading Value in a Global World. An Introduction, in: SAVOY, Bénédicte/ GUICHARD, Charlotte/ HOWARD, Christine (Hg.): Acquiring Cultures. Histories of World Art on Western Markets, Berlin, Boston 2018, S. 1–8, hier S. 4ff.

6 THOMAS, Nicholas: The Return of Curiosity. What Museums are Good for in the 21st Century, London 2016, S. 15.

7 THOMAS, The Return of Curiosity, S. 11–16.

8 THOMAS, The Return of Curiosity, S. 16.

9 SCHRENK, Friedemann/ KUPER, Anke/ RAHN, Anne Marie/ EISER, Isabel: Menschen in Sammlungen. Geschichte verpflichtet, in: BRANDSTETTER, Anna-Maria/ HIERHOLZER, Vera (Hg.): Nicht nur Raubkunst! Sensible Dinge in Museen und universitären Sammlungen, Mainz 2018, S. 45–61, hier S. 47.

Schriften des Ehepaars Fischer. Daran anknüpfend werden Gegenstand, Zweck und Konzeption des Kölner Museums erörtert und abschließende Überlegungen formuliert.

Westliche Ostasien-Sammlungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Der Eröffnung des *Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln* im Jahre 1913 war bereits eine lange Geschichte des Sammelns und der wissenschaftlichen wie künstlerischen Rezeption ostasiatischer Objekte in Europa und den USA vorausgegangen. Schon vor der sogenannten Öffnung Japans durch US-amerikanische Kanonenbootdiplomatie im Jahre 1853 hatten Angehörige der niederländischen Handelsstation in Nagasaki Sammlungen japanischer Objekte und Bücher zusammengetragen, die einer europäischen Öffentlichkeit in London, Paris und Leiden gezeigt wurden.¹⁰ Als Japan im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts immer stärker in den Fokus der westlichen Diplomatie, Wirtschaft und Öffentlichkeit rückte, entfaltete sich in Teilen des europäischen Bürgertums und seiner Kunstschaffenden eine bereits von den Zeitgenossen als „Japanismus“¹¹ bezeichnete Begeisterung für das fernöstliche Inselreich. Während dieses sich im Zuge tiefgreifender Reformen selbst zur kolonialen Großmacht entwickelte, pflegten westliche Japan-Interessierte allerdings noch die Vorstellung einer vor-industriellen Idylle, deren Bewohner sich bis in die jüngste Zeit hinein einen engen Bezug zur Natur und einen naiven Sinn für Schönheit bewahrt hatten. Es war dies ein Japan, welches man auch auf *Ukiyo-e* Farbholzdrukken wie denen von Katsushika Hokusai (1760-1849) zu erkennen glaubte – ein Künstler, dessen internationales Renommee bezeichnenderweise auf die französische, nicht die japanische Rezeption im 19. Jahrhundert zurückzuführen ist.¹² Über den Einfluss, den seine und andere japanische Holzdrucke auf das Schaffen sammelnder Künstler ausübte, schrieb kein Geringerer als Vincent van Gogh im Jahre 1888: „Meine ganze Arbeit baut sich sozusagen auf den Japanern auf [...]. Die japanische Kunst ist in ihrem Vaterland in Verfall, aber sie schlägt von neuem Wurzel bei den französischen Impressionisten“.¹³

Angeregt durch die japanische Präsenz auf den Weltausstellungen in den westlichen Metropolen wuchs auch die Nachfrage nach handwerklichen Produkten, die diesem romanisierten Japan-Bild entsprachen, wie Lackarbeiten, Kimonos, bemalte Fächer und Wandschirme sowie bunte Porzellane, die von ihren japanischen Herstellern gezielt für die

10 Einen Überblick über die wichtigsten Japan-Sammler der Zeit vor 1853 bietet JOHNSON, Deborah: Japanese Prints in Europe before 1840, in: *The Burlington Magazine* 124 (1982), S. 343–348.

11 Als Urheber des Begriffs „Japanismus“ bzw. „Japonisme“ gilt der französische Sammler und Kunstkennner Philippe Burty (1830-1890).

12 LEHMANN, Jean-Pierre: Old and New Japonisme: The Tokugawa Legacy and Modern European Images of Japan, in: *Modern Asian Studies* 18.4 (1984), S. 757–768, hier v. a. S. 758–765; INAGA, Shigemi: The Making of Hokusai's Reputation in the Context of Japonisme, in: *Japan Review. Journal of the International Research Center for Japanese Studies* 15 (2003), S. 77–100.

13 ERPEL, Fritz (Hg.): Vincent van Gogh. Sämtliche Briefe an den Bruder Theo, Band 4, Zürich 1965, S. 95. Zum Einfluss japanischer Holzdrucke auf die Maler des Impressionismus siehe ABOU-JAOUDE, Amir Lowell: A Pure Invention. Japan, Impressionism, and the West, 1853-1906, in: *The History Teacher* 50.1 (2016), S. 57–82.

Bedürfnisse und Geschmäcker der ausländischen Käufer gestaltet wurden.¹⁴ Dies konnten auch Adolf und Frieda Fischer auf ihren zahlreichen Japan-Reisen beobachten. So erinnerte sich Frieda Fischer in ihrem Tagebuch: „Schon 1898 hatten wir die von altersher berühmten Töpferstätten auf der Insel Kiushiu und die an den Küsten der Inland-See besucht, [...] mit der Erfahrung, daß alle diese Öfen [...] nun fast ausschließlich für den Export nach Europa und Amerika und nach dem Geschmack dieser Länder arbeiten. [...] Überall, wohin wir blickten, auf den Straßen, in den Höfen, am Gelände des Arita-Flüßchens, in den vielen Verkaufsläden Tassen, Teller, Töpfe in allen Formen und Farben, auch Vasen von unheimlicher Größe, alle kunterbunt bemalt, Dinge, die der Japaner nicht braucht und auch nicht kauft.“¹⁵ In Europa und den USA hingegen dienten derartige Stücke nicht nur als prestigeträchtige Dekoration, sondern Künstlern und Objektdesignern als Vorbild und Quelle der Inspiration. So schrieb Robert Breuer 1906 in einem kritischen Rückblick auf die Japan-Begeisterung im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert: „Der moderne Kampfruf [...] *erhob Japan zum Programm für die gesamte kunstgewerbliche Produktion.* [...] Man kaufte (die Asiaten sind schlaue Händler), man imitierte. Das höchste Lob hieß: der Reiz japanischer Vorbilder ist zu spüren.“¹⁶

Von neuzeitlichen Objekten und Exportstücken ausgehend weitete sich um die Jahrhundertwende das Interesse auf materielle Zeugnisse älterer Epochen der japanischen Geschichte aus, ein Prozess, den auch Adolf Fischer erkannt und beschrieben hat. So hält er in einem seiner Aufsätze aus dem Jahr 1912 fest, „daß die Fremden [zuerst] wie mit Scheuklappen durch das Land gingen und blind für alle hohen Kulturwerte verflossener Kunstepochen blieben. Nun hat sich das Blatt gewendet. Europäische Händler, die sich bisher begnügten, ihre Kunden mit Kunstobjekten aus der Tokugawa-Epoche zu versorgen, [...] suchten Erzeugnisse früherer und frühester Epochen in ihr [sic] Bereich und das ihres Interessentenkreises zu ziehen.“¹⁷ Das Urteil von der ästhetischen Überlegenheit des Alten hatte sich Fischer aber auch selbst zu eigen gemacht. So sprach er von den „sichtbaren und leicht erreichbaren Kulturwerten der letzten Jahrhunderte, die jedoch im Vergleich mit den großen Blüteperioden einer früheren Zeit schon eine Verfallzeit bedeuten.“¹⁸ Kurzzeitig hatte die im Zuge religiöser Reformen erfolgte Auflösung buddhistischer Tempel den Erwerb alter Tempelschätze durch interessierte Ausländer begünstigt. Doch ging der japanische Staat dazu über, die Objekte der Begierde zum staatlichen Eigentum zu erklären und in eigenen, nach europäischem Vorbild gebauten Museen in Tokio, Kyoto und Nara auszu-

14 Zur japanischen Präsenz auf den Weltausstellungen und den dort gezeigten Produkten siehe den reich bebilderten Beitrag von IRVINE, Gregory: *From Namban to Meiji. The Availability and Reception of Japanese Art in the West*, in: IRVINE, Gregory (Hg.): *Japonisme and the Rise of the Modern Art Movement. The Arts of the Meiji Period. The Khalili Collection*, New York 2013, S. 16–53.

15 FISCHER-WIERUSZOWSKI, Frieda: *Japanisches Tagebuch. Lehr- und Wanderjahre*, München 1938, S. 67.

16 BREUER, Robert: *Zur Revision des Japonismus*, in: *Deutsche Kunst und Dekoration* 18 (1906), S. 445–448, hier S. 446.

17 FISCHER, Adolf: *Fälscherwesen in Japan und China*, in: *Orientalisches Archiv* 3 (1912), S. 24–31, hier S. 25.

18 FISCHER, Adolf: *Das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Cöln*, in: *Museumskunde* 10.2 (1914), S. 71–107, hier S. 73.

stellen.¹⁹ Im 1913 eröffneten Kölner Kunstmuseum musste man sich daher bereits mit materialgetreuen Kopien besonders bedeutender Werke zufrieden geben.

Die Suche nach den historischen Wurzeln des in Japan Bewunderten lenkten Fischers Neugier auch auf das ostasiatische Festland, nach Korea²⁰ und China, wobei er „die Kunst Chinas“ letztlich sogar als „die dominierende, schöpferischste des ostasiatischen Kulturkreises“²¹ würdigen sollte und Korea primär als „die Brücke [...], über die die chinesische Kultur in Japan ihren Einzug hielt“²². Chinesisches Exportporzellan war schon in der Frühen Neuzeit nach Europa gekommen so wie, im Zuge der Plünderungen des Zweiten Opiumkrieges (1856-1860), bedeutende Schätze der Ming-Zeit. Wie im Falle Japans richtete sich das Interesse westlicher Sammler aber zunehmend auf Objekte der früheren chinesischen Geschichte, denen nunmehr der höhere ästhetische Wert zugeschrieben wurde. Dazu gehörten die Bronzegefäße aus Zeiten der Shang- und Zhou-Dynastien und die Grabbeigaben der Han- und Tangzeit.²³ Als Zufallsfunde auf landwirtschaftlichen Nutzflächen und beim Bau von Eisenbahnen oder nach systematischer Suche ans Licht gekommen, stießen diese und andere chinesische Altertümer auf ihrem Weg in die Sammlungen kaufkräftiger Museen und Privatleute in den USA, Europa und Japan noch auf keine wirksamen Schranken, aufgrund der Schwäche der chinesischen Zentralgewalt und einer sich nur schrittweise entwickelnden Gesetzgebung.²⁴ Der amerikanische Historiker Warren Cohen hat daher mit Blick auf die Entstehungszeit nicht nur des Kölner Museums, sondern wichtiger Museumssammlungen in seinem eigenen Land wie der *Freer Gallery of Art* von einem „Golden Age of East Asian Art Collecting“ gesprochen.²⁵

19 So spricht Adolf Fischer von „der Eifersucht der Behörden, die seit ca. 25 Jahren, ganz besonders aber in den letzten Jahren, alles zum Landesschatz erheben [...]. Die Landesgesetze sind unheimlich streng, denn nicht nur die zu unveräußerlichen Landesschatzen (Kokuhō) erhobenen Kunstobjekte, sondern auch die noch nicht einer solchen Ehre würdig befundenen Tempel- oder Gemeindegüter sind der Staatskontrolle unterworfen und dürfen ohne Genehmigung der Präfektur nicht mehr veräußert werden.“ FISCHER, Fälscherwesen in Japan und China, S. 25.

20 „Die klassische Schönheit der in Japan befindlichen Holz- und Bronzeskulpturen, Tonstatuen, Keramiken, Freskomalereien, vor allem die für ihr hohes Alter wunderbar erhaltenen herrlichen Fresken in Horiuji, erwecken in der Seele des Beschauers lebhaft den Wunsch, nach dem Lande zu ziehen, wo die Wiege der großen Kunst Japans stand, wo unter genialer Schöpferhand keramische Werke entstanden, die das Ideal der japanischen Ästhetik bilden.“ FISCHER, Adolf: Über koreanische Kunst, in: Orientalisches Archiv 1 (1910), S. 149–158, hier S. 149.

21 FISCHER, Das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 79.

22 FISCHER, Das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 93.

23 Diesen Wandel im Geschmack und Interesse der China-Sammler beschreibt schon JESSEN, Peter: Reisetudien. VII. China: Volkstum und Werkkunst, in: Kunstgewerbeblatt. Neue Folge 9 (1916/17), S. 157–164, hier S. 161f.

24 COHEN, Warren I.: Art Collecting as International Relations. Chinese Art and American Culture, in: The Journal of American - East Asian Relations 1 (1992), S. 409–432, hier S. 414f. und S. 425; Zur Entwicklung der chinesischen Gesetzgebung siehe LAI, Guolong: The emergence of ‚cultural heritage‘ in modern China. A historical and legal perspective, in: MATSUDA, Akira / MENGONI, Luisa Elena (Hg.): Reconsidering Cultural Heritage in East Asia, London 2016, S. 47–85.

25 Formulierung aus dem Titel eines Kapitels in COHEN, Warren I.: East Asian Art and American Culture. A Study in International Relations, New York 1992.

Leben, Wirken und Schriften des Ehepaars Fischer im Überblick

Zur Gründungsgeschichte des *Museums für Ostasiatische Kunst* liegen neben einigen Kurzdarstellungen²⁶ zwei wissenschaftliche Monographien vor. Während der Schwerpunkt der Untersuchung des Kölner Museologen und Ostasien-Experten Ulrich Wiesner aus dem Jahr 1984 auf den in Deutschland stattfindenden Aushandlungs-, Planungs- und Umsetzungsprozessen liegt²⁷, bietet die neuere Darstellung der aktuellen Museumsleiterin Adele Schlombs darüber hinaus einen Überblick über die Reise- und Sammeltätigkeit des Ehepaars Fischer und bettet diese in einen kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext ein.²⁸ Die verschiedenen Etappen im Leben und Wirken des Ehepaars Fischer sind daher zuverlässig erfasst und lassen sich auf diese Arbeiten gestützt wie folgt zusammenfassen:

Adolf Fischer (geb. 1856) entstammte einer Wiener Industriellenfamilie, was ihm die Freiheit zum Leben eines Privatgelehrten gab. Die erste Begegnung mit Japan könnte auf der Weltausstellung in Wien 1873 erfolgt sein, wo ihm das Land noch primär in der Gestalt bunter Exportkunst gegenübergetreten wäre. Seinen ersten Aufenthalt im fernöstlichen Kaiserreich absolvierte er 1892 im Zuge einer Weltreise, an die sich 1895-1896 ein weiterer Besuch anschloss. Schon zu diesem Zeitpunkt trat Fischer als Sammler asiatischer Kunstwerke in Erscheinung und stellte diese in seiner Berliner Wohnung, die zum Gelehrtentreffpunkt avancierte, aus. 1897 heiratete er die Fabrikantentochter Frieda Bartdorff (geb. 1874). Sie teilte die Studier- und Sammelleidenschaft ihres Gatten und, obwohl sie zu seinen Lebzeiten noch „stets im Hintergrund“²⁹ wirkte, konnte sich nach dessen Tod 1914(?) als Wissenschaftlerin eigenen Formats in der Öffentlichkeit etablieren. Die von 1897 bis 1899 dauernde Hochzeitsreise führte das Paar nach China, Taiwan und Japan. Im Folgejahr bildeten die von Adolf Fischer mitgebrachten japanischen Farbholzdrukke die VI. Ausstellung der Wiener Secession, deren erklärtes Ziel darin bestand, das Verständnis der Bevölkerung für die von japanischen Objekten inspirierten Werke zeitgenössischer Wiener Künstler zu verbessern.³⁰ Im Anschluss überließ Adolf Fischer seine bis dahin gesammelten, vorwiegend aus der Neuzeit stammenden Objekte gegen eine Leibrente dem Berliner Völkerkundemuseum.³¹ Von 1901 bis 1903 reiste das Paar abermals durch Südasien nach China und Japan. Frieda begleitete ihren Gatten auch, als dieser von 1904 bis 1907 als wissenschaftlicher Attaché an der deutschen Gesandtschaft in Beijing tätig war, wo es zu seinen Aufgaben gehörte, Objekte für ethnographische und kunsthandwerkliche Museen in

26 Jüngsten Datums sind MOORE, Susan: *Haut de Cologne*, in: *Apollo. International art magazine* 189 (2019), S. 46–51 sowie SCHMIDT-GLINTZER, Helwig: *Ein Glücksfall am Aachener Weiher. Zur Zukunft einer geordneten Welt*, in: *MUSEUM FÜR OSTASIATISCHE KUNST KÖLN* (Hg.): *Alles unter dem Himmel. Das Museum für Ostasiatische Kunst in Köln*, Köln 2019, S. 11–23.

27 WIESNER, Ulrich: *Museum für Ostasiatische Kunst Köln 1984. Zum 75jährigen Jubiläum des Museums*, Köln 1984.

28 SCHLOMBS, *Aufbruch in eine neue Zeit*.

29 SCHLOMBS, *Aufbruch in eine neue Zeit*, S. 18.

30 *Katalog der VI. Ausstellung Vereinigung Bildender Künstler Österreichs Secession: Mittheilungen der Vereinigung Bildender Künstler Österreichs*, Wien 1900, S. 3.

31 BODE, Wilhelm u. a.: *Amtliche Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen* 22.4 (1901), S. 9.

Deutschland anzukaufen. Allerdings hegte das Ehepaar zu diesem Zeitpunkt bereits eigene Museumspläne, für deren Umsetzung die beiden bis 1913 abermals eine umfangreiche Sammlung zusammentrugen; diesmal mit einem Schwerpunkt auf chinesischen, koreanischen und japanischen Werken, deren Entstehungszeit der europäischen Antike und dem Mittelalter entsprechen. Als Kunstmuseum sollte die zu gründende Einrichtung eine wichtige Lücke in der Museumslandschaft schließen, denn, so Adolf Fischer: „Die längste Zeit fanden ostasiatische Kulturblüten eine Heimstätte nur in ethnographischen Museen, wo sie fast ausschließlich vom ikonographischen Standpunkt oder als Kuriositäten ferner Länder betrachtet wurden. Erst später haben Männer wie Brinckmann in Hamburg und andere das Kunstgewerbe, speziell das Japans, in Kunstgewerbemuseen aufgenommen, zeitlich und nach seiner Provenienz geordnet. Nirgends aber kam bisher auch die große Kunst Ostasiens, Malerei und Plastik, die das Fundament der ganzen ostasiatischen Kunst bildet, als Kunst zu ihrem Recht.“³²

Die für ihr Museumsprojekt nötige Expertise verdankten Adolf und Frieda Fischer ihrer langjährigen intensiven Befassung mit den Gegenständen ihres Interesses: Begleitet von der Lektüre einschlägiger Fachliteratur besuchte das Ehepaar Museen, Bibliotheken und bedeutende Privatsammlungen in Europa, Japan, Korea, China und den USA. Sie besichtigten die wichtigen historischen Stätten, Klöster, Tempel und Schreine und konnten auf Vermittlung bedeutender japanischer Politiker sogar das kaiserliche Schatzhaus Shōsōin besichtigen. Ferner pflegte das Ehepaar Fischer den Austausch mit anderen westlichen wie ostasiatischen Sammlern, mit Künstlern, Wissenschaftlern, Kuratoren und Kunsthändlern.³³ Besonders bemerkenswert ist die autodidaktische Leistung des Ehepaars auch deshalb, weil „es im damaligen Stadium noch kein fest stehendes, zusammenhängendes Bild von der Kunstgeschichte Ostasiens und der Logik ihrer Entwicklung gab. Die Situation“, so Adele Schlombs, „lässt sich mit einem Puzzle vergleichen, bei dem viele einzelne Puzzlesteine zwar schon bekannt, aber noch nicht an der richtigen Stelle eingefügt waren. Fischer, der wie viele seiner Zeitgenossen auf dem Weg über Japan und den Japonismus die überragende Bedeutung der Kunst Chinas und Koreas erkannte, musste sich das Bild von der Kunstgeschichte Ostasiens selbst zusammensetzen.“³⁴

Nach gescheiterten Verhandlungen in Berlin und Kiel gelang es Adolf Fischer im Jahre 1909 die Stadt Köln für sein Museumsprojekt zu gewinnen. Ein Förderverein dortiger Entscheidungsträger und Honoratioren wurde ins Leben gerufen. Als städtisches Kunstmuseum sollte die neue Einrichtung gemäß den Vorstellungen von Adolf Fischer errichtet und von diesem auf Lebzeiten geleitet werden. Dafür beteiligte sich der Sammler an den Baukosten und übereignete der Stadt seine Exponate. Nach zwei weiteren Ankaufreisen in China, Japan und Korea konnte das neu errichtete Kölner Museum nach nur vier Jahren Planungs- und Bauzeit 1913 seine Pforten öffnen. Allerdings verstarb sein Gründungsdirektor Adolf Fischer bereits 1914, so dass die Museumsleitung vertragsgemäß an seine

32 FISCHER, Adolf: Zur Eröffnung des Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln, in: *Der Cicerone* 5.20 (1913), S. 703–718, hier S. 703.

33 SCHLOMBS, Aufbruch in eine neue Zeit, S. 34–38.

34 SCHLOMBS, Aufbruch in eine neue Zeit, S. 34ff.

Ehefrau übergang. 1921 heiratete Frieda Fischer den jüdischen Juristen Alfred Wieruszowski, weshalb sie unter der NS-Diktatur 1937 ihres Postens enthoben wurde. Das Museumsgebäude, dessen Sammlungen glücklicherweise schon ausgelagert waren, fiel 1944 den alliierten Bombenangriffen zum Opfer. Verarmt überlebte Frieda Fischer-Wieruszowski den Krieg nur um wenige Monate. Es sollte über drei Jahrzehnte dauern, bis abermals ein *Museum für Ostasiatische Kunst* in Köln eröffnet wurde.

Über die Vorstellungen und Ziele, mit denen sich Adolf und Frieda Fischer als Sammler und Museumsgründer betätigten, gibt eine Vielzahl von Texten aus ihrer eigenen Feder Auskunft. Beide Eheleute traten mit Monographien, Fachaufsätzen und Vorträgen in Erscheinung, denen man ihre fachlichen Interessen, Kenntnisse und Werturteile entnehmen kann.³⁵ Ferner führten sie Tagebücher, die in Teilen bereits zu Lebzeiten veröffentlicht wurden: 1897 publizierte Adolf Fischer seine *Bilder aus Japan*, bestehend aus literarisch aufbereiteten Episoden und Eindrücken seiner ersten beiden Aufenthalte im fernöstlichen Kaiserreich sowie einem umfangreichen Kapitel über „Japanische Kunstverhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart“. Dem folgte drei Jahre später seine Monographie über die *Streifzüge durch Formosa*.³⁶ Zwei Sammlungen von Auszügen aus Frieda Fischers Aufzeichnungen, betitelt als *Japanisches Tagebuch* und als *Chinesisches Tagebuch*, erschienen erst 1938 und 1942, zu einem Zeitpunkt, als ihre Verfasserin bereits ihrer Position als Museumsleiterin enthoben worden war.³⁷ Zwar decken die Bände den Zeitraum zwischen Eheschließung und Museumsöffnung ab, doch kann man ihnen nur entnehmen, was die Verfasserin der Öffentlichkeit des NS-Staates mitteilen wollte und konnte. Womöglich war damit die Hoffnung verbunden, die Deportation von sich und ihrem jüdischen Ehemann zu verhindern.³⁸ Nur im Falle Adolf Fischers sind auch die Manuskripte erhalten geblieben und befinden sich in der Obhut des gegenwärtigen *Museums für Ostasiatische Kunst*. Frieda Fischers persönliche Aufzeichnungen fielen dagegen, wie das Museumsgebäude, den Bombenangriffen des Jahres 1944 zum Opfer.³⁹

Zwar ist das *Museum für Ostasiatische Kunst* in der vom Ehepaar Fischer geschaffenen Form nicht erhalten, jedoch existieren genaue Beschreibungen, Planskizzen und Photographien. Ein Glück für den Historiker ist, dass es Adolf Fischer und nach ihm seiner Ehefrau ein besonderes Anliegen war, Ziel, Architektur und Ausstellungskonzeption ihres Museums gegenüber der Öffentlichkeit und Fachwelt ausführlich darzulegen und zu begründen. Auch die vor der Kölner Museumsgründung erfolgten Ausstellungen seiner Sammlerstücke in Wien 1900⁴⁰ und in München 1909⁴¹ waren von Adolf Fischer publizistisch begleitet

35 Ein nützliches Verzeichnis bietet WALRAVENS, Hartmut: Bibliographien zur ostasiatischen Kunstgeschichte in Deutschland. 1. Adolf Fischer, Frieda Fischer, Karl With, Ludwig Bachhofer, Hamburg 1983.

36 FISCHER, Adolf: *Bilder aus Japan*. Illustriert von F. Hohenberger und J. Bahr, Berlin 1897; FISCHER, Adolf: *Streifzüge durch Formosa*, Berlin 1900.

37 FISCHER-WIERUSZOWSKI, *Japanisches Tagebuch*; FISCHER-WIERUSZOWSKI, Frieda: *Chinesisches Tagebuch*. Lehr- und Wanderjahre, München 1942.

38 Diese Vermutung zum Grund der Veröffentlichung äußert Moore, *Haut de Cologne*, S. 49.

39 Freundliche Auskunft des *Museums für Ostasiatische Kunst in Köln*.

40 FISCHER, Adolf: *Der Japanische Holzfarbendruck*. Geleitwort zur VI. Ausstellung der Vereinigung Bildender Künstler Österreichs Secession, Wien 1900.

41 FISCHER, Adolf: *Die Münchner Ausstellung Ostasiatischer Kunst*, in: *Kunst und Künstler* 7 (1909), S. 570–572.

worden. Bereits 1904 hatte er in einem Memorandum an das preußische Kulturministerium konkrete Vorstellungen für ein *Museum für Ostasiatische Kunst* formuliert, wie er es damals noch in Berlin realisieren wollte.⁴²

Gegenstand des *Museums für ostasiatische Kunst*

Schon in seinen *Bildern aus Japan* schreibt Adolf Fischer über den Zweck seiner zweiten Japanreise, dass er „heiligen und weltlichen Kunstwerken aller Art an den historisch ältesten Stätten nachforschte und sie zu gewinnen suchte“.⁴³ Aus den Publikationen des Ehepaars

Fischer sind die Quellen der Objekte bekannt, die sie aus China, Korea und Japan nach Deutschland verbrachten, zuerst zur Ausstellung im eigenen Hause, dann für andere und schließlich für das eigene Museum. Vieles wurde bei einheimischen Kunsthändlern und auf Auktionen in Ostasien erworben, wobei man mit weiteren kaufkräftigen Interessenten um ein zunehmend begrenztes Angebot wetteifern musste. So schrieb Frieda Fischer in einem auf den August 1911 datierten Eintrag des *Japanischen Tagebuchs*: „Unsere Agenten reisen im Lande herum, rufen uns hier- und dorthin. Aber der Kunstmarkt ist mager geworden, die Gegend um Kyoto und Nara gänzlich abgegrast, und was uns Privathäuser, die uns ihre Kuras öffnen, anbieten, ist meist unbedeutend. [...] Die Vertreter der großen amerikanischen Museen sind eine fühlbare Konkurrenz, nicht zuletzt die japanischen Sammler, die festhalten, was festzuhalten ist.“⁴⁴ Zum Gekauften kamen Geschenke der einheimischen Künstler und Sammler, mit denen die Fischers teils langjährige Bekanntschaften pflegten. Zum Beispiel berichten beide Eheleute

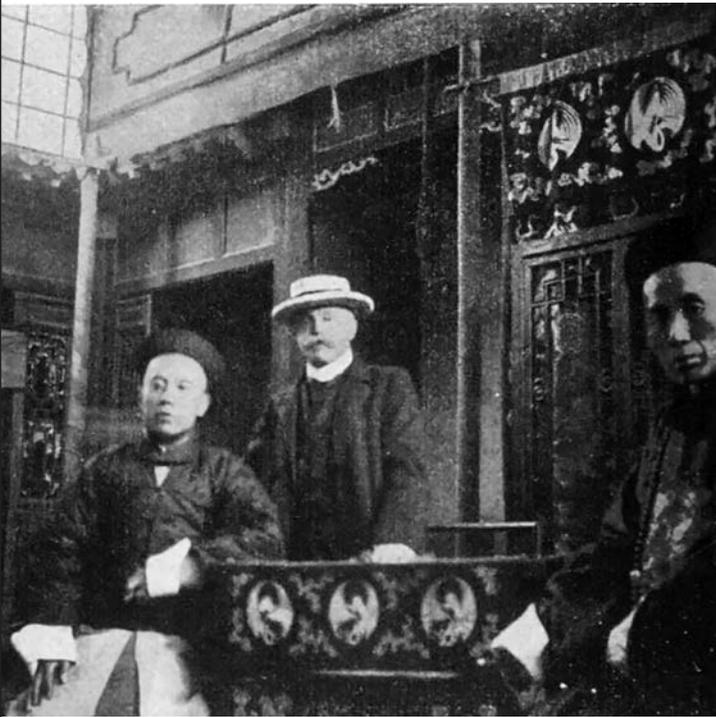


Abb. 1: „Adolf Fischer bei einheimischen Kunstsammlern in Weih sien, China“; aus: Frieda Fischer: *Chinesisches Tagebuch*. München 1942.

deutend. [...] Die Vertreter der großen amerikanischen Museen sind eine fühlbare Konkurrenz, nicht zuletzt die japanischen Sammler, die festhalten, was festzuhalten ist.“⁴⁴ Zum Gekauften kamen Geschenke der einheimischen Künstler und Sammler, mit denen die Fischers teils langjährige Bekanntschaften pflegten. Zum Beispiel berichten beide Eheleute

42 FISCHER, Adolf: Memorandum. 07.11.1904 (Zentralarchiv. Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz).

43 FISCHER, Bilder aus Japan, Vorwort.

44 FISCHER-WIERUSZOWSKI, Japanisches Tagebuch, S. 74.

von einem in Kyoto überreichten Abschiedsgeschenk von Tanaka Monya, einem zum Freund und Berater gewordenen japanischen Bildhauer. Dabei handelt es sich um ein aus Trockenlack bestehendes Gewandfragment einer Tempelstatue, welches aus dem 8. Jahrhundert stammen soll. In ihrem *Japanischen Tagebuch* bezeichnet Frieda die Gabe Tanaka Monyas „als Zeichen seines Glaubens an unsere ehrfürchtige Verehrung der Kunst seines Landes“ und freut sich über „[e]in authentisches, schönes Dokument für unser Museum.“⁴⁵ Den Schriften ihres Gatten kann man allerdings entnehmen, dass sich Tanaka Monya nur „auf [...] dringendes Bitten mit schwerem Herzen für das Museum für ostasiatische Kunst in Köln“ von seinem Familienerbstück trennte.⁴⁶ Bei der energischen Suche nach Altertümern betätigte sich Adolf Fischer außerdem selbst als Ausgräber. So stellte er auf dem Kopenhagener Orientalistenkongress 1908 einen „mit Reliefs geschmückte[n] Stein einer ehemaligen Opferhalle“ vor, den er für das Berliner Völkerkundemuseum nach eigenen Angaben „unter grossen Schwierigkeiten an einem Abhang ausgrub.“⁴⁷

Einen Überblick über die ab 1913 im *Museum für Ostasiatische Kunst* dargebotenen Exponate bietet uns der von Adolf Fischer verfasste Museumsführer. Sein Inhaltsverzeichnis nennt Kategorien wie „Chinesische Stein- und Tonskulpturen“, „Chinesische Malerei und Plastik“, „Chinesische Bronzen“, „Koreanische Kunst“, „Japanische Malerei u. Töpferei für die Teezeremonie“, „Japanische Lackarbeiten“.⁴⁸ Was diese Objekte in den Augen der Museumsmacher vereinte, war zum einen ihre Herkunft aus China, Korea und Japan. Aufgrund wechselseitiger, aber in der Hauptsache von China ausgehender Einflüsse und der gemeinsamen Religion wurden diese Länder als Teile einer Einheit verstanden: „Wie bei uns das Christentum“, so Adolf Fischer, „so war im fernen Osten der Buddhismus viele Jahrhunderte hindurch Anreger und Verbreiter aller höheren Kultur und drückte den Ländern einen gemeinsamen geistigen Stempel auf.“⁴⁹ Angestrebt wurde aber keine Gesamtschau der materiellen Kultur Ostasiens, sondern eine Beschränkung auf Objekte, denen der Status von Kunstwerken eingeräumt wurde, in erster Linie Erzeugnissen der Malerei und der Plastik. Dabei betont Adele Schlombs, dass es sich nicht um eine nur europäischen Vorstellungen entsprungene Wertzuschreibung handelte. Vielmehr habe Adolf Fischer „klar erkannt, dass die Völker Ostasiens seit vielen Jahrhunderten einen eigenen, dem europäischen durchaus ebenbürtigen Kunstbegriff ausgeprägt hatten, der sich zum Beispiel in einem hoch entwickelten Connaissanceurwesen und in einem bedeutenden Korpus an Schriften zu Fragen der Ästhetik äußerte.“⁵⁰ Schon in seinem Memorandum aus dem Jahre 1904 hatte Adolf Fischer dafür plädiert, diesen Objekten ein eigenes Museum zu widmen, denn, so seine Überzeugung: „Ebensowenig wie man die feinsten Kulturblüten unserer

45 FISCHER-WIERUSZOWSKI, *Japanisches Tagebuch*, S. 77.

46 FISCHER, *Fälscherwesen in Japan und China*, S. 27f., Zitat S. 28.

47 FISCHER, Adolf: Vortrag, gehalten auf dem 15ten internationalen Orientalisten-Kongress in Kopenhagen, in: T'oung Pao. Second Series 9.4. (1908), S. 577–588, hier S. 581; siehe auch FISCHER, Adolf: *Museum für Völkerkunde. Neuerwerbungen der ostasiatischen Abteilung*, in: *Amtliche Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen* 29.12 (1908), S. 5ff., hier S. 6f.

48 FISCHER, Adolf: *Führer durch das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln, Köln 1913*; siehe die Besprechung ausgewählter Stücke durch SCHLOMBS, *Aufbruch in eine neue Zeit*, S. 46–52.

49 FISCHER, *Zur Eröffnung des Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln*, S. 712.

50 SCHLOMBS, *Aufbruch in eine neue Zeit*, S. 32.

grossen Kunstvölker neben ethnographisch-kulturhistorisch oft höchst bedeutsamen, aber vom ästhetischen Standpunkt wertlosen und abstossenden Objekten zusammenpfropft, ebensowenig kann man alle Kulturprodukte der Ostasiaten gleichsam nur als Kuriositäten ferner Länder unter einen Hut bringen wollen.“⁵¹

Das Kölner Museum wurde zwischen 1909 und 1913 als Anbau an das städtische *Museum für Kunst und Gewerbe* errichtet. Jedoch bestanden Adolf und Frieda Fischer gegenüber städtischen Entscheidungsträgern, dem Leiter dieses Museums und in der Öffentlichkeit darauf, dass ihr Haus unabhängig und keine kunstgewerbliche oder ethnographische Einrichtung sein würde.⁵² Als ein 1909 erschienener Artikel in der Zeitschrift *Der Cicerone* Gegenteiliges implizierte, reagierte Adolf Fischer mit der wütenden Richtigstellung: „Mit dem Kölner Kunstgewerbemuseum hat das zukünftige Museum für Ostasiatische Kunst [...] nur den Eingang vom Hansa-Ring aus gemein, im übrigen sind die beiden Institute in jeder Hinsicht von einander unabhängig, jedes hat seine Verwaltung, verfolgt seine eigenen Ziele“. Ferner schreibt er: „Für jeden, der mich, meine Intentionen und meine ungemein umfangreichen Sammlungen, hauptsächlich aus Malereien und Skulpturen bestehend, kennt, klingt der Vorschlag wie Ironie, daß ich [...] meine ebenso seltenen wie wertvollen Kunstschatze dem Kölner ethnographischen Museum einverleiben möge.“⁵³

Bei den im *Museum für Ostasiatische Kunst* auszustellenden Werken handelte es sich in den Augen des Gründerehepaars ferner um die Erzeugnisse einer Kultur, die sich bis in die Gegenwart hinein gänzlich unabhängig von der europäischen entwickelt hatte. Deren Hersteller verfügten sowohl über eine andere Mentalität als auch über einen grundsätzlich anderen Kunstgeschmack. Letzterer wurde allerdings nicht als kulturell oder gar rassistisch minderwertig angesehen, sondern als dem europäischen überlegen. So spricht Adolf Fischer von der „Erkenntnis, daß der Durchschnittsmensch im Osten viel feinere Kunstinstitute und ein höheres ästhetisches Empfinden besitzt, als ein solcher bei uns“⁵⁴.

Eine Konsequenz dieser Vorstellung war der Verzicht auf Exponate, die nicht mehr als Erzeugnisse einer unverfälschten ostasiatischen Tradition verstanden werden konnten. Die Sammlung des Museums, so Frieda Fischer, „endet mit dem Zeitpunkt, da die ostasiatische Kunst sich europäischen Einflüssen erschloß und damit ihre Eigenart gefährdete.“⁵⁵ Nicht ausgestellt wurden die Werke zeitgenössischer Künstler, deren Wirken durch eine Ausbildung an europäischen Kunstakademien geprägt war, obwohl Adolf Fischer sich auch mit deren Schaffen publizistisch befasste.⁵⁶ Ebenso folgerichtig war der Verzicht auf Objekte, die nicht für den eigenen Gebrauch, sondern für den Verkauf an ausländische Abnehmer hergestellt worden waren. In der Vorstellung des Museums 1914 in der Zeitschrift *Muse-*

51 FISCHER, Memorandum.

52 Zu den durchaus unterschiedlichen Vorstellungen und den sich daraus ergebenden Kompetenzstreitigkeiten, die Adolf Fischer letztlich in seinem Sinne entscheiden konnte, siehe WIESNER, *Museum für Ostasiatische Kunst Köln*, S. 18.

53 FISCHER, Adolf: *Zuschrift*, S. 512.

54 FISCHER, *Das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Cöln*, S. 72.

55 FISCHER-WIERUSZOWSKI, Frieda: *Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Cöln*, in: *Deutsche Kunst und Dekoration* 51 (1922), S. 32–43, hier S. 39.

56 Siehe z. B. FISCHER, Adolf: *Die „Secession“ in Japan*, in: *Die Kunst für alle: Malerei, Plastik, Graphik, Architektur* 15 (1899), S. 321–326.

umskunde spricht Adolf Fischer diesbezüglich von einer „ostasiatische[n] Kunstindustrie der letzten Dezennien“, deren Erzeugnisse das hiesige „Kunsturteil getrübt“ hätten, da sich ihre Hersteller „den Geschmack der Europäer zur Richtschnur“ für ihre Kreationen genommen hatten. In Abgrenzung zu den Rezipienten dieser für ihn verfälschten Stücke rechnet sich der Museumsgründer ausdrücklich zu denen, die „aus dem reinen Quell des Geschmackes der vornehmen Kunstfreunde Japans zu schöpfen begannen und [sich] dadurch angeregt fühlten, das kennen zu lernen, was der ostasiatische Kenner schätzt.“⁵⁷ Bereits in seinem „Geleitwort“ zur VI. Ausstellung der Wiener Secession im Jahr 1900 hatte Adolf Fischer die „echte Kunst“ Japans unzweideutig von den Exportstücken unterschieden, denn nur erstere, so sein Urteil, „spiegelt eben die Seele des Volkes wieder, aus ihrem eigensten Inneren holt sie ihre Motive, sie zeigt uns, wie das Volk sich giebt, wie es fühlt, wonach es sich sehnt.“⁵⁸ Dem stünden „all die unwahren, wertlosen, fabrikmässig erzeugten, unindividuellen Produkte [gegenüber], die in Japan nur für den Export gefertigt werden. Schiffweise ging und geht“, so die Klage des Sammlers, „leider noch immer dieser verlogene Plunder, der vielfach irrümlich für eine reine Blüte japanischen Geschmacks gehalten wird, nach Europa und erweckt daselbst ganz falsche Begriffe.“⁵⁹

Eine besondere Herausforderung für Sammler ostasiatischer Kunstwerke bildeten und bilden⁶⁰ allerdings Objekte, denen man ihre Herstellung für kaufkräftige Sammler nicht ansehen sollte. So reagierte der ostasiatische Kunstmarkt auf das sich verknappe Angebot mit der Herstellung immer neuer „alter“ Drucke, Malereien, Tempelstatuen und Grabbeigaben. Dieser Tatsache war sich auch das Ehepaar Fischer bewusst. Wie Einträge in ihren Tagebüchern⁶¹ und ein von Adolf Fischer 1912 veröffentlichter Aufsatz über das *Fälschewesen in Japan und China* belegen, befassten sie sich intensiv mit den handwerklichen Methoden der Fälscher und den Strategien der Vermarktung. So konnte Adolf Fischer seine Leserschaft sogar vor den aufwändigen Inszenierungen warnen, mit denen die Händler versuchten, Zweifel an der Echtheit ihrer Stücke gar nicht erst aufkommen zu lassen: „Es ist an der Tagesordnung, daß Fremde in entlegene Klöster verschleppt werden, wo in abseits gelegenen Tempelhallen Klosterschätze, die die Mönche dem Händler nicht anvertrauen wollen, unter strengster Diskretion gezeigt werden. Meist sind diese Schätze Fälschungen, alte Ladenhüter von Händlern, die diese nach gegenseitiger Übereinkunft an Ort und Stelle gebracht haben. Die Käufer werden gern bei Dunkelwerden hingeführt; der mysteriöse Rahmen, das Dunkel tragen viel zur Hebung der Stimmung und zum Gelingen des beabsichtigten Anschlages bei. Arme Witwen, herabgekommene Edelleute, sowie geldbedürftige Priester, die aber in Wirklichkeit nur gegen ein bescheidenes Entgelt zur Ausführung eines Gaunerstreichs gedungen sind, sind stehende Figuren in dem Repertoire gewissenloser Händler, die es in Japan und China besonders leicht haben, da Ostasiens Gefilde neuer-

57 FISCHER, Das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Cöln, S. 72.

58 FISCHER, Der Japanische Holzfarbendruck, S. 4.

59 FISCHER, Der Japanische Holzfarbendruck, S. 8. Zum Thema „Exportkunst“, ihre Gestaltung und ihre Bewertung durch westliche Sammler siehe auch FOXWELL, Chelsea: Japan as Museum? Encapsulating Change and Loss in Late-Nineteenth-Century Japan, in: Getty Research Journal 1 (2009), S. 39–52.

60 Siehe hierzu z. B. den Ausstellungskatalog des MUSEUMS FÜR ASIATISCHE KUNST. STAATLICHE MUSEEN ZU BERLIN: Die Kunst des Fälschens untersucht und aufgedeckt, Berlin 2007.

61 In Auswahl zitiert bei SCHLOMBS, Aufbruch in eine neue Zeit, S. 38ff.

dings ein Weideplatz für Globetrotter und Händler wurden, die ohne eine Ahnung von den alten Kunstwerken dieser Länder zu haben, glauben, daß sich ihnen mit jedem Kilometer, den sie sich Ostasien nähern, die Erkenntnis des so schwierigen Kunstgebietes mehr erschließe.⁶² Um nicht selbst zum Opfer entsprechender Praktiken zu werden, setzte das Ehepaar Fischer nicht nur auf die eigene Expertise, sondern auf jene einheimischer Spezialisten wie die des oben genannten Bildhauers Tanaka Monya.⁶³

Anders verhielt es sich mit bedeutenden, aber unverkäuflichen japanischen Malereien, Reliefs und Statuen aus höfischen und sakralen Kontexten. Hier ließ Adolf Fischer Kopien anfertigen, was er mit Verweis auf die Rolle von Reproduktionen für die klassische Kunstgeschichte rechtfertigen konnte. Er stellte allerdings klar, „daß wir es nicht etwa mit billigen Gipsabgüssen zu tun haben, sondern mit gewissenhaften Nachschöpfungen in ganz demselben Material wie die Originale.“⁶⁴ Das Ehepaar Fischer wusste, dass hölzerne Tempelstatuen aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt waren, die bei Bedarf entfernt und durch neuere Komponenten ersetzt werden konnten. Das Alter individueller Werke war folglich nicht identisch mit dem ihres Materials. Vielmehr waren die Statuen einem ständigen, über Jahrhunderte andauernden Prozess der Erneuerung unterworfen, im Zuge dessen auch das nötige Können innerhalb der japanischen Tempelwerkstätten von Generation zu Generation weitergegeben wurde.⁶⁵ Den auf diese oder ähnliche Weise geschulten Künstlern traute Adolf Fischer zu, im Angesicht der Originale arbeitend, Reproduktionen zu schaffen, die „vollkommen den Geist derselben“ Werke reproduzieren könnten.⁶⁶ „Erste Künstler einer berühmten Künstlerdynastie“, so der Museumsgründer, „arbeiteten jahrelang an Ort und Stelle, um dieselben bis ins kleinste Detail getreu nachzuahmen, was ihnen so vortrefflich gelang, daß der Abt von Horiuji eine bekannte, seinem Tempel gehörende Statue nicht von der Kopie unterscheiden konnte, als man ihm Original und Reproduktion nebeneinander im Museum in Nara zeigte.“⁶⁷ Dass es sich um getreue Abbilder der Originale handelte, in deren Herstellung dasselbe Können und dieselbe Sorgfalt geflossen waren, bedeutete für Fischer den entscheidenden Unterschied zwischen seinen museumswürdigen Kopien und denen, die in der Folgezeit für den Verkauf an weniger anspruchsvolle Kunden angefertigt wurden. Bei letzteren, so Fischer, handle es sich um „Marktware, nicht aber gewissenhafte Wiederschöpfungen“. Eilig und nur anhand von Photographien oder Abgüssen angefertigt gäben diese „[v]on dem Geist, den Feinheiten der Originale [...] keine Idee und dienen nur dazu, die vornehme japanische Skulptur zu diskreditieren.“⁶⁸ Doch trotz ihrer langen Herstellungszeit, der hohen Qualität und der Treue zum Original wollte Fischer seinen Kopien nicht denselben Status einräumen wie den anderen Exponaten im Kölner Museum. So schreibt er über ihre Aufstellung in der *Museumskunde*: „Sie sind nicht wie die Originale des Museums durch Glasvitriolen geschützt, denn schlimmstenfalls

62 FISCHER, Fälscherwesen in Japan und China, S. 24.

63 SCHLOMBS, Aufbruch in eine neue Zeit, S. 36ff.

64 FISCHER, Führer durch das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Cöln, S. 202.

65 FISCHER, Adolf: Erfahrungen auf dem Gebiete der Kunst und sonstige Beobachtungen in Ostasien, in: Zeitschrift für Ethnologie 41.1 (1909), S. 1–21, hier S. 4ff.

66 FISCHER, Führer durch das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Cöln, S. 202.

67 FISCHER, Fälscherwesen in Japan und China, S. 28.

68 FISCHER, Fälscherwesen in Japan und China, S. 28.

sind sie zu ersetzen. Mit Absicht habe ich diese Nachbildungen von den in dem oberen Stockwerk befindlichen Originalwerken getrennt, da Originale und Kopien schlechte Gemeinschaft miteinander halten.“⁶⁹

Zweck und Konzeption des *Museums für ostasiatische Kunst*

Die Stadt Köln, so Adolf Fischer 1914 in der *Museumskunde*, habe „auf dem Gebiet der Museen Bahnbrechendes geschaffen, indem sie der großen Kunst der ostasiatischen Völker ein eigenes Heim errichtete, das erste Museum für ostasiatische Kunst. Dieses Werk bedeutet die Verwirklichung meiner Ideen“.⁷⁰ Folgt man Frieda Fischers *Japanischem Tagebuch*, könnte der Gedanke an eine Museumsgründung bereits im Sommer 1902, während eines Aufenthaltes des Ehepaars im japanischen Nara, Gestalt angenommen haben: „Es wachsen Pläne in uns, Pläne zu einem Museum, aber einem solchen, das nicht der Völkerkunde dienen, sondern nur der Kunst geweiht sein soll, der Kunst Ostasiens.“ Dabei legen ihre Ausführungen nahe, dass es dem Paar unter Anerkennung ihrer privilegierten Position darum ging, das finanziell ausschweifende Sammeln mit einem gemeinnützigen Ziel zu verbinden. So ist der zitierten Passage folgende Schilderung direkt vorangestellt: „Als ich aber neulich mich nicht ganz frei der Freude über den Erwerb einer großartigen Holzstatue hingab, betrubte das Adolf Fischer, und ich gestand ihm: von diesem Betrag könnte eine arme Familie ein Jahr leben.“⁷¹ Doch worin könnte der gemeinnützige Charakter einer solchen Einrichtung gelegen haben?

Als Kunstmuseum sollte die wichtigste Aufgabe in den Augen der Fischers darin bestehen, einer breiten Öffent-



Abb. 2: „Adolf Fischer bei der Einrichtung des Museums für Ostasiatische Kunst“; aus: Frieda Fischer: *Chinesisches Tagebuch*. München 1942.

69 FISCHER, Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Cöln, S. 106.

70 FISCHER, Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Cöln, S. 71. Auch im weiteren Verlauf des Aufsatzes betont Fischer stets die eigene Führungsrolle in allen Fragen der Museumskonzeption, vom Charakter des vom Architekten Franz Brantzky entworfenen Gebäudes über die Inneneinrichtung bis zur Auswahl der Exponate und ihrer Präsentation. An dieser Stelle offen bleiben muss hingegen die Frage nach dem Einfluss Frieda Fischers auf die von ihrem Gatten öffentlich für sich reklamierten Leistungen und Entscheidungen. Zwar findet Frieda in den Texten Adolf Fischers als „Gattin und Mitarbeiterin“ Erwähnung sowie als potentielle Nachfolgerin im Direktorenamt (vgl. S. 74), eine Position, die sie bereits wenige Monate nach der Museumsöffnung tatsächlich antreten und für drei Jahrzehnte ausfüllen sollte. Erst die 1938 und 1942 veröffentlichten Ausschnitte ihres Tagebuchs vermitteln jedoch den Eindruck einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit beider Eheleute. So bezeichnet Frieda Fischer das Museum als „unser Kind, unser geistiges Kind“, das „unter unserer Leitung“ steht. FISCHER-WIERUSZOWSKI, Japanisches Tagebuch, S. 76.

71 FISCHER-WIERUSZOWSKI, Japanisches Tagebuch, S. 42.

lichkeit die Möglichkeit zur vertieften Betrachtung individueller Exponate zu geben. Zwar verfügte das *Museum für Ostasiatische Kunst* auch über einige in japanischem Stile eingerichtete Räume, deren Interieure Adolf Fischer, wie die oben genannten Kopien, von geschulten Händen im fernöstlichen Kaiserreich anfertigen ließ.⁷² Doch zeichnete sich das Museum ansonsten durch einen bewussten Verzicht auf Inszenierungen aus, wie sie seinerzeit in ethnographischen Museen, auf Weltausstellungen und Völkerschauen praktiziert wurden. Dabei war sich das Ehepaar Fischer der Tatsache bewusst, dass die Besucher ihres Museums die Objekte in einem gänzlich anderen Kontext erleben würden als ihre früheren Hersteller und Nutzer. Doch waren sie der Überzeugung, dass die ästhetischen Qualitäten der von ihnen gesammelten Objekte keines spezifischen Kontextes bedurften, um ihre Wirksamkeit zu entfalten, eine Eigenschaft, die sie mit europäischen Kunstwerken gemein hätten.⁷³ So erklärte Adolf Fischer, „daß jeder Kunstfühlende die Fähigkeit besitzen muß, ein Kunstwerk, losgelöst von seinem Milieu, nur als solches zu erfassen und seinen Geist darauf zu konzentrieren.“⁷⁴ Einige Jahre später bezeichnete Frieda Fischer das Museum zwar als „Notbehelf“ und behauptete von ihrem mittlerweile verstorbenen Ehemann: „Er wußte wie kein anderer, daß die lebendige Gegenwartswirkung eines Kunstwerkes mit dem ganzen Schauder der Andacht nur in der Umgebung fühlbar werde, die den Künstler zu seinem Schaffen anregte und begeisterte“, doch relativiert sie dies sogleich mit dem Ratschlag: „Jedes wahre Kunstwerk ist eine in sich abgeschlossene Individualität. So schau es an! Mit diesem Empfinden kannst Du es loslösen aus der ursprünglichen Abhängigkeit von den Lebensbedingungen seiner Umwelt.“⁷⁵ Eine handlungsleitende Maxime bei der Einrichtung des Museums war dementsprechend der Verzicht auf alles, was die Aufmerksamkeit der Betrachter von den einzelnen Exponaten ablenken könnte. „Für die vornehme, dezente Kunst der Ostasiaten mußten Räume von



Abb. 3: „Das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln, Außenansicht“; aus: Frieda Fischer: *Chinesisches Tagebuch*. München 1942.

72 Eine detaillierte Erläuterung bietet FISCHER, Führer durch das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 42–47.

73 „Auch die Werke eines Raphael oder anderer Meister der italienischen Renaissance, die ursprünglich für Kirchen bestimmt waren, wirken, losgelöst von ihrem Milieu, durch die hohen, ihnen innewohnenden Qualitäten, durch sich selbst.“ FISCHER, Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 84f.

74 FISCHER, Zur Eröffnung des Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 707.

75 FISCHER-WIERUSZOWSKI, Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 33.

begrenzten Dimensionen und mäßiger Höhe geschaffen werden“, so Adolf Fischer, „absolut schmucklos, ohne jede Anlehnung an einen Prunksaal, ohne Anklingen an irgendeinen europäischen oder ostasiatischen Stil, denn einzig und allein die Kunstwerke sollen in denselben zu uns sprechen.“⁷⁶ Auch die Außenhülle des Museums war schlicht gestaltet, denn, so Frieda Fischer: „Nicht ein Prachtbau sollte geschaffen werden, sondern ein Schatzhaus, das Kunst birgt. Wie der Japaner den Holzkasten, der sein Kunstwerk hütet, bei aller künstlerischen Durcharbeitung in Form und Farbe doch seinen [sic] Inhalt unterordnet, so sollte der Museumsbau als Selbstzweck völlig zurücktreten hinter seiner Bestimmung. Er sollte nicht anspruchsvoll und laut hervortreten, damit er die Sprache der Kunstwerke nicht störend übertöne: denn gerade diese Kunstwerke reden leise.“⁷⁷

Mit der Frage, worin der konkrete Nutzen einer solchen ungestörten Betrachtung einzelner, de-kontextualisierter Kunstobjekte ferner Ländern und Zeiten besteht, beschäftigen sich Museumsmacher bis heute. So wird in einem Sammelband zur Rolle des Kunstmuseums aus dem Jahr 2004 postuliert, dass das innige Erleben von Kunstwerken geeignet



Abb. 4:
„Buddhistische
Skulpturen im
Museum für
Ostasiatische
Kunst“; aus:
Adolf Fischer:
Führer durch das
Museum für
Ostasiatische
Kunst der Stadt
Cöln. Köln 1913.

sei, den Betrachter zu einem umsichtigen, besseren Menschen zu machen, wobei die Begründungen durchaus schwärmerische Züge annehmen können.⁷⁸ Die Betrachtung ostasiatischer Kunstwerke und damit ihr Sammeln und Ausstellen galten auch Adolf und

76 FISCHER, Das Museum für Ostasiatische Kunst der Stadt Cöln, S. 76.

77 FISCHER-WIERUSZOWSKI, Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 34. Deutlich ist der Kontrast zu heutigen Museumsbauten, wie dem des *Guggenheim-Museum Bilbao*, die als architektonische Monumente die Aufmerksamkeit von Öffentlichkeit und Wissenschaft auch unabhängig von den Inhalten der Museen auf sich lenken sollen.

78 Siehe z. B. die Ausführungen des amerikanischen Museologen James Cuno über die Wirkung chinesischer Töpfereien: „We in museums offer our visitors the opportunity to [...] stop before works of art such as a Northern Song conical bowl of the eleventh century or exceptionally beautiful glazed Qingbai porcelain bowls of the twelfth century, and be absolutely arrested by them, to experience them as being outside ourselves, as they really are *in themselves* – an experience that holds promise of decentering us at a radical moment of unselfing, encouraging us to endeavor to respond objectively to these works of art, these centuries-old Chinese pots, and to experience them as beautiful and to experience beauty as leading to caring, even to justice.“ CUNO, James: *The Object of Art Museums*, in: CUNO, James (Hg.): *Whose Muse? Art Museums and the Public Trust*, Princeton 2004, S. 49–75, hier S. 51.

Frieda Fischer nicht als eine zweckfreie Angelegenheit. Allerdings sahen sie den Nutzen nicht in der charakterlichen Verbesserung des Betrachters, sondern in seiner ästhetischen Bildung. So hatte Adolf Fischer zwar auf die Unabhängig- und Andersartigkeit seines Museums gegenüber dem benachbarten *Museum für Kunst und Gewerbe* bestanden, wie in der oben zitierten Zuschrift im *Cicerone*. Doch bezeichnete er es noch im selben Text als „in gewissem Sinne [dessen] Bundesgenosse [...], denn es wird reichlich Gelegenheit zu vergleichenden Studien der altchristlichen mit der altbuddhistischen Kunst bieten, ebenso allen Künstlern und Kunsthandwerkern durch die reichen Bestände an Werken der großen Kunst und den technisch vollendeten Werken der Kleinkunst mannigfachste Anregung geben.“⁷⁹ In seinen Ausführungen in der *Museumskunde* bekräftigte Fischer den Nutzen des neuen Museums für das einheimische Kunstschaffen und verband dies mit deutlicher Kritik an kolonialem Überheblichkeitsdenken: „Das Gefühl der unendlichen Überlegenheit über die Ostasiaten auf dem Gebiet der Naturwissenschaften verleitete uns zu dem falschen Schluß, daß diese auch auf allen anderen Gebieten, so dem der Kunst, nur die Nehmenden sein könnten, nicht aber die Gebenden. [...] Das letzte Dezennium hat einen Umschwung herbeigeführt und brachte uns zum Bewußtsein, welch unendliche Fülle von Anregung die östliche Kultur bietet. Führende Geister betrachten sie als einen Jungbrunnen für unsere schaffenden Künstler. Der Osten Asiens erscheint ihnen wie ein Land neuer Offenbarungen.“⁸⁰ Seine Frau formulierte 1922 sogar den Appell: „Altes Europa, Du sehnst Dich nach neuen Pfropfreisern. Greife sie auf, die ostasiatische Kunst, schließe sie ein in Deinen Empfindungskreis und laß Dich bereichern! Denn Bereicherung ist es, die Dir da werden kann [...].“⁸¹

Die Nutzung ostasiatischer Objekte zu diesem Zwecke war nichts Neues. Schließlich hatte bereits Vincent van Gogh japanische Drucke gesammelt und sich von ihnen inspirieren lassen. Die Besonderheit des Kölner Museums bestand allerdings in dem Anspruch, seinen Besuchern den Zugang zu älteren Epochen der ostasiatischen Geschichte zu gewähren und damit zu den Objekten, denen im frühen 20. Jahrhundert der höchste ästhetische Wert zugeschrieben wurde. Auf diese Weise sollten auch die aus Sicht des Ehepaars Fischer falschen ästhetischen Urteile korrigiert werden, die sich europäische Kunstschaffende anhand der Exportstücke der Japanmode des späten 19. Jahrhunderts gebildet hatten.

Darüber hinaus verfolgten die Kölner Museumsgründer einen wissenschaftlichen Ansatz, der nicht nur in der Anlage einer Fachbibliothek als integralem Teil des Museums seinen Ausdruck fand, sondern auch in der Ausstellungskonzeption. Zwar hatte der Japan-Kenner Ernst Grosse in einer Denkschrift des Jahres 1905 behauptet, dass ein Museum für ostasiatische Kunst entweder eine künstlerische oder eine wissenschaftliche Ausrichtung haben müsse,⁸² doch gelang es in Köln, beide Ansätze unter einem Dach zu vereinen.

Mit der Entstehung der Kunstgeschichte im späten 18. Jahrhundert hatte sich die Praxis etabliert, die in Museen ausgestellten Werke chronologisch zu ordnen. Dies sollte dem

79 FISCHER, Zuschrift, in: *Der Cicerone* 1.16 (1909), S. 512f., hier S. 513.

80 FISCHER, *Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Cöln*, S. 72f.

81 FISCHER-WIERUSZOWSKI, *Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln*, S. 43.

82 GROSSE, ERNST: *Über den Ausbau und die Aufstellung öffentlicher Sammlungen von Ostasiatischen Kunstwerken*, in: *Museumskunde* 1 (1905), S. 123–139, hier S. 123.

Besucher erlauben, Werke aus verschiedenen Zeiten vergleichend zu betrachten, zum Zweck des Verstehens von einzelnen Epochen sowie von kunstgeschichtlichen Entwicklungen.⁸³ Doch nicht alle außereuropäischen Objekte, denen im Zuge der kolonialzeitlichen Sammeltätigkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert der Status von Kunstwerken verliehen wurde, wurden zum Gegenstand dieser Art des Ausstellens. So hielt man die Bewohner von Zentral- und Südafrika für „Naturvölker“, die vor dem Kontakt mit den Europäern keine historische Entwicklung durchlaufen hatten. Bei der Klassifizierung und Ausstellung ihrer zu Kunstwerken erklärten Masken und Skulpturen standen folglich geographische und ethnische Kriterien im Vordergrund, nicht aber Fragen der Chronologie.⁸⁴ Im Gegensatz dazu wurden die Bewohner Ostasiens wie die Europäer zu den „Kulturvölkern“ gerechnet⁸⁵, auch wenn ihre bedeutendsten künstlerischen Errungenschaften in der Vergangenheit verortet wurden. Dieses Urteil wurde auch vom Ehepaar Fischer propagiert und lenkte ihr Sammelinteresse spätestens ab 1901 auf Objekte, deren Entstehungszeit der europäischen Antike und dem Mittelalter entspricht.

Dass ihr Museum eine kunstgeschichtliche und damit wissenschaftliche Einrichtung werden sollte, war Adolf und Frieda Fischer schon lange vor dessen Realisierung ein wichtiges Anliegen. Anregung hierzu könnten nicht nur westliche, sondern auch japanische Museen geboten haben, denen die beiden Sammler die Möglichkeit zum Aufbau ihrer Expertise verdankten. So lobte Adolf Fischer in seinen *Bildern aus Japan* die 1895 gezeigte Nationalausstellung in Kyoto, weil diese „einen interessanten Überblick über die Wandlungen, welche die japanische Malerei seit ihrem Bestehen, soweit unsere Kenntnisse zurückreichen,“ gewährte.⁸⁶ Schon in seinem Memorandum von 1904 hatte Adolf Fischer daher eindringlich vor dem „sinnlose[n] Zusammenwerfen der verschiedensten Äusserungen islamitischer und ostasiatischer Kunst“ gewarnt, wobei „alles gleich bunten Vögeln in einen goldenen Bauer [ge]sperr[t würde], ohne anzustreben, die kunstgeschichtliche Entwicklung der verschiedenen Kunstzweige dem Besucher vor Augen zu führen.“⁸⁷ Im Wissen um die Geschichtlichkeit des Gegenstandes sollte das 1913 eröffnete Museum die ostasiatische Kunst nicht nur in Form isolierter Einzelstücke präsentieren, sondern „in ihrer Entwicklung darstellen, die Wege und Phasen durchgemacht hat wie die abendländische und uns das Werden und Vergehen von Stilformen, den Wechsel der jeweiligen Kunstanschauungen und -gesetze vergegenwärtigt.“⁸⁸ Derartiges hatte es auch in Europa schon

83 In diesem Sinne bot die 1830 eröffnete Münchner Glyptothek die Möglichkeit des Nachvollzugs der Geschichte der antiken Skulptur von ihren im alten Ägypten verorteten Wurzeln über das frühe und klassische Griechenland bis zur Römerzeit und den Werken des Neoklassizismus. SHEEHAN, James J.: Geschichte der deutschen Kunstmuseen. Von der fürstlichen Kunstkammer zur modernen Sammlung, München 2002, S. 111f.

84 PEPPER, John: Notes on African Art, History, and Diasporas Within, in: African Arts 38.4 (2005), S. 70–77.

85 Adolf Fischer spricht sogar von „den großen lebenden Kulturvölkern Ostasiens.“ FISCHER, Das Museum für ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 72.

86 FISCHER, Bilder aus Japan, S. 59.

87 FISCHER, Memorandum. Hier bezieht sich Fischer auf eine 1903 zirkulierende und 1905 in der Zeitschrift *Museumskunde* veröffentlichte Denkschrift von Woldemar von Seidlitz, der die Einrichtung eines Museums für asiatische Kunst zum Zwecke der Gewerbeförderung, aber ohne wissenschaftliches Ausstellungskonzept gefordert hatte. SEIDLITZ, Woldemar von: Ein deutsches Museum für asiatische Kunst, in: Museumskunde 1 (1905), S. 181–197. Siehe dazu auch SCHLOMBS, Aufbruch in eine neue Zeit, S. 28–32, WIESNER, Museum für Ostasiatische Kunst Köln, S. 3–5.

88 FISCHER, Zur Eröffnung des Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln, S. 703.

gegeben. So bot eine Ausstellung im Zoologischen Museum in Dresden 1897 die Möglichkeit, einzelne Bilder „in die Entwicklungsreihe der chinesischen Malerei auf Grund des Augenscheines einreihen zu können“.⁸⁹ Das *Museum für Ostasiatische Kunst* sollte sich allerdings nicht auf eine Kunstgattung wie die Malerei, Töpferei oder Holzplastik beschränken. Sein gattungsübergreifender Ansatz unterschied es von anderen Ausstellungen und Museen seiner Zeit, wie dem Musée Guimet und dem Musée Cernuschi in Paris.⁹⁰ Dieses Alleinstellungsmerkmal war sich bereits das Ehepaar Fischer bewusst. So nannte Adolf Fischer die „große kulturelle Mission“ des neuen Museums, „zum erstenmal in Europa, und zwar in einem eigens dafür geschaffenen Rahmen, die große Kunst Ostasiens, sowohl die religiöse, wie die Profankunst in ihrer Mannigfaltigkeit und gesamten Entwicklung zu veranschaulichen.“⁹¹

Dies war jedoch nur eine Nebenfunktion des Museums, dessen Exponate „hauptsächlich dem ästhetischen Genuß dienen und künstlerisch anregen sollen. Deshalb war Qualität das oberste Gesetz, nicht aber eine ohnehin unerreichbare lückenlose Vollständigkeit.“⁹² Auch wurde darauf geachtet, dass die erläuternden Beschriftungen weder zu umfangreich ausfielen, noch in der Art ihrer Anbringung die ästhetische Wirkung der Objekte beeinträchtigen konnten.⁹³

Abschließende Gedanken

In ihrem Buch *Die Provenienz der Kultur* postuliert Bénédicte Savoy, dass es „um 1900 ganz Europa schwer [gefallen sei], sich andere Kulturen, andere Existenzen, andere Wünsche, unabhängig von den eigenen, vorzustellen.“⁹⁴ Auf die beiden Gründer des *Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln* scheinen diese Worte nicht zuzutreffen. In ihrer Anerkennung der ostasiatischen Kunst als der europäischen ebenbürtig und als wertvoller Impulsgeber für diese lässt sich in Anlehnung an Krzysztof Pomian vielmehr ein Moment der Überwindung des Eurozentrismus erkennen.⁹⁵ Schon die Zeitgenossen haben das Wirken des Ehepaars Fischer in diesem Sinne verstanden, wie der 1914 veröffentlichte Nachruf für Adolf Fischer in der Zeitschrift *Der Cicerone* belegt: „Erst Fischers Stiftung hat uns die Relativität europäischer Kunstbegriffe, die uns bis dahin fast als etwas Absolutes dünkten, gelehrt durch den Vergleich mit einer nicht minder gewaltigen künstlerischen Kultur eines noch immer zu fremden Erdteils. Schöpfungen wie das Fischersche Museum

89 SEIDLITZ, Woldemar von: Ausstellung Chinesischer Malereien in Dresden, in: Kunstchronik. Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe. Neue Folge. VIII. Jahrgang 16 (1897), S. 241–247, hier S. 241.

90 SCHLOMBS, Aufbruch in eine neue Zeit, S. 6.

91 FISCHER, Das Museum für ostasiatische Kunst in Köln, S. 73.

92 FISCHER, Das Museum für ostasiatische Kunst in Köln, S. 85f.

93 FISCHER, Das Museum für ostasiatische Kunst in Köln, S. 106f.

94 SAVOY, Die Provenienz der Kultur, S. 35.

95 „[A]ls diese Gegenstände zu Kunstwerken erhoben und zur Inspirationsquelle für europäische Künstler erklärt wurden, [...] konnte man von einer Überwindung der eurozentristischen Perspektive sprechen, von dem Versuch, jene Forderung nach Objektivität oder zumindest intersubjektiver Gültigkeit zu erfüllen, die [...] einem wesentlichen Ziel des Museums entspricht: der Herstellung interkultureller Beziehungen.“ POMIAN, Das Museum, S. 117.

sind wie wenig es sonst geeignet, dem europäischen ‚Erwachsenenhochmut‘ in Sachen der bildenden Kunst (Worringer) einen Dämpfer auszusetzen.“⁹⁶

Auch Vielfalt und Umfang der Quellen machen das Ehepaar Fischer zu einem besonders ergiebigen Fallbeispiel für das Sammeln und Ausstellen ostasiatischer Kunst im kaiser- und kolonialzeitlichen Deutschland. Im 1938 verfassten Vorwort für ihr *Japanisches Tagebuch* nennt Frieda Fischer folgenden Grund, weshalb sie und ihr erster Ehemann auf fünf Reisen insgesamt 17 Jahre in Ostasien verbrachten: „Das Wesen der Ostasiaten wollten wir verstehen lernen, ihr Volkstum, ihre Sitten, Bräuche und Bedürfnisse. Was dem Ostasiaten seine Kunst sagt, wollten wir zu erfüllen trachten, seine Kunst wollten wir mit ihm erleben, wollten neben den sachlich technischen den psychologischen Bedingungen nachgehen, die die Kunsterzeugnisse geboren.“⁹⁷ Demnach wäre die von Nicholas Thomas diskutierte Neugier die treibende Kraft hinter den Unternehmungen des Ehepaars Fischer gewesen. Doch spiegeln diese Worte, verfasst unter der NS-Herrschaft mit ihrer Abneigung gegen fremdrassige Einflüsse in der deutschen Kunst, nur einen Teil der Wahrheit wider. Auch im Falle der beiden Museumsgründer ging die Neugier gegenüber anderen Kulturen Hand in Hand mit anderen Anliegen. So waren das Sammeln und Ausstellen ostasiatischer Kunstwerke für Adolf und Frieda Fischer keine zweckfreie oder nur dem persönlichen Vergnügen dienende Angelegenheit. Zwar entfalteten sie ihre Tätigkeit vor dem Hintergrund der kolonialen Expansion, die ein wichtiges Moment für die Entstehung westlicher Ostasienwissenschaften und Sammlungen darstellte. In keiner Weise war es den Gründern des Kölner Museums jedoch ein Anliegen, eine „vermeintliche europäische Überlegenheit [...] zu beweisen [oder] zu demonstrieren“⁹⁸. Stattdessen gehörte das Ehepaar Fischer zu denen, die in der Rezeption ostasiatischer Kunst ein probates Mittel zur Verbesserung des heimischen Kunstschaffens sahen. Der Zweck der ästhetischen Bildung bestimmte die Auswahl der Exponate und, neben wissenschaftlichen Kriterien, die Art ihrer Präsentation. Dabei waren Erscheinung und Konzept des Museums das Ergebnis einer detaillierten Planung, die hier nur in den größten Zügen angedeutet werden konnte.⁹⁹

So lässt sich die Gründung des *Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln* im Jahr 1913 im Kontext der ab 1853 einsetzenden bürgerlichen Japan-Begeisterung verstehen. Entsprechend der um die Wende zum 20. Jahrhundert vollzogenen Verschiebung des Interesses auf Objekte älterer historischer Epochen hielt die Exportkunst, anhand der Adolf Fischer auf der Weltausstellung in Wien 1873 seine erste Bekanntschaft mit Japan gemacht haben könnte, im Kölner Museum aber keinen Einzug mehr. Vielmehr war es ein erklärtes

96 HAGELSTANGE, Alfred: Adolf Fischer, in: *Der Cicerone* 6.8 (1914), S. 293. In dieser Hinsicht sieht sich auch das jüngere *Museum für Ostasiatische Kunst* den Vorstellungen des Ehepaars Fischer verpflichtet. Dazu die gegenwärtige Museumsleiterin: „Im Jahr 1909 lautete die revolutionäre Botschaft der Museumsgründer Adolf und Frieda Fischer: Die Kunst Ostasiens ist neben der europäischen Kunst vollkommen gleichberechtigt und ebenbürtig; es gibt eine ‚Weltkunst‘, die sich an ein und denselben künstlerischen Maßstäben messen lässt. Dieser Weltsicht ist das MOK auch im 21. Jahrhundert verpflichtet.“ SCHLOMBS, Adele: Editorial, In: *MUSEUM FÜR OSTASIATISCHE KUNST KÖLN* (Hg.): *Alles unter dem Himmel. Das Museum für Ostasiatische Kunst in Köln*. Köln 2019, S. 6ff., hier S. 8.

97 FISCHER-WIERUSZOWSKI, *Japanisches Tagebuch*, S. 8.

98 SCHRENK/ KUPER/ RAHN/ EISER, *Menschen in Sammlungen*, S. 47.

99 Neben den Ausführungen des Ehepaars Fischer, ausführlicher hierzu SCHLOMBS, *Aufbruch in eine neue Zeit*, S. 54–66.

Anliegen seiner Gründer, dass falsche Vorstellungen, die sich hiesige Kunstschaaffende anhand von Exportstücken über die ostasiatische Kunst gebildet hatten, durch die Anschauung der von ihnen in über zehnjähriger Sammelarbeit in Japan, China und Korea zusammengetragenen Exponate korrigiert werden könnten.

Das vom Ehepaar Fischer unterbreitete Angebot zur ästhetischen Bildung wurde angenommen: Zu den Profiteuren des *Museums für Ostasiatische Kunst* gehörte beispielsweise die in Köln gebürtige Bauhaus-Schülerin und Keramikdesignerin Margarete Heymann-Loebenstein-Marks (1899-1990), deren „eigenen avantgardistischen Stil“ man als eine Verknüpfung aus „Bauhausmoderne“ und „ostasiatischen Impulsen“ beschrieben hat.¹⁰⁰ Die 1923 von ihr mitbegründeten *Haël-Werkstätten für künstlerische Keramik* entwickelten sich zu einem international erfolgreichen Unternehmen, welches 1930 an die 120 Menschen beschäftigte und deren Haël-Keramiken wiederum bis Afrika und Australien gehandelt wurden.¹⁰¹

100 MÜLLER, Ulrike: *bauhaus frauen. Meisterinnen in Kunst, Handwerk und Design*, München 2019, S. 73.

101 Ebd., S. 73ff.

REGINA GÖSCHL/ JULIA PAULUS (Hg.): Weimar im Westen. Republik der Gegensätze, Münster: Aschendorff-Verlag 2019, 207 S., 16,90 €.

Zum 100-jährigen Bauhaus-Jubiläum haben das Land NRW und die Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen-Lippe eine Ausstellungs- und Veranstaltungsreihe unter dem Titel „Die Welt neu denken“ initiiert, wozu auch die hier vorzustellende Publikation gehört. Sie enthält in vier Kapitel unterteilt 20 durchwegs sehr lesenswerte Beiträge, nicht verwunderlich bei den AutorInnen, die man hierfür gewonnen hat. Die gewünschte Verbindung von Bauhaus-Jubiläum und dem der Weimarer Republik ist gelungen; wobei das begleitende Bildmaterial anzeigt, dass auch die Ausstellung schon ohne das Lesen der Begleittexte sehr aussagekräftig sein muss. Bedauern mag mancher Leser, dass der oft zitierte Film „Durch das schöne Westfalen“ nicht als CD beigegeben ist.

Es ging zunächst um den Wiederaufbau eines durch Krieg zerstörten Landes. Die Landwirtschaft machte einen Modernisierungsprozess durch, das Handwerk spezialisierte sich, einige bislang ländliche Regionen erlebten eine stürmische Industrialisierung; man sprach von Industriedörfern. Die sozialen Bedingungen und die kulturellen Lebensstile differenzierten stark. Zahlreiche Vereine entstanden, sowohl seitens der Arbeiterbewegung wie der Kirchen, die die neuen Möglichkeiten sahen und sich an der entstehenden Demokratie unterstützend beteiligen wollten. Andere nutzten die Notlage von Kriegsheimkehrern und Arbeitslosen um in ihren Gruppierungen nationalistische Abschottung und die Ausgrenzung Andersdenkender zu predigen.

Das erste Kapitel steht unter der Überschrift „Gewalt und Sicherheit“. Reininghaus spricht von einer „noch ergebnisoffenen Ausgangslage“. Pöppinghege richtet den Blick auf das Bemühen des Staates, seine Neubürger durch Bildung aufzuklären und zu motivieren. Schmidt behandelt das speziell rheinische Thema „Besatzung und Separatismus“, allerdings erkennt man hier auch schnell die reichsweite Bedeutung sowie die aktuelle Dimension. Kersting macht am Beispiel der Psychiatrie die – wenn auch oft janusköpfige – „Innovationskraft des Wohlfahrtsstaates vor Ort“ deutlich. Auf die Bedeutung des Ruhrgebietes im Zusammenhang mit den „tarifpolitischen und arbeitsrechtlichen Konflikten“ geht Frese ein. Weidner wendet sich in seinem Beitrag über „germanische Zentren den „Pilgerstätten für rechtsradikale Verbände und Parteien“ in OWL zu.

Kapitel 2 wendet sich „Gesellschaft und Gemeinschaft“ zu. Mölich nimmt die neue „Medien- und Massenkultur“ in den Blick. Die „überaus vielfältig gestalteten sozialen und kulturellen Milieus“ beleuchtet Göschl. Rönz wendet sich speziell dem Sport zu. Das „autonome Reisen wie der organisierte Tourismus“ ist das Thema von Frese. Dass sich hierbei nicht unbedingt weite Horizonte eröffneten, zeigt Gründer am Beispiel der zu „Fremden“ gemachten Arbeitskräfte aus dem Ausland.

Im dritten Themenkomplex „Avantgarde und Tradition“ beschäftigt sich Ditt mit der „Heimatbewegung“. Mölich blickt auf die KünstlerInnen aller Sparten, die die Umbrüche und Innovationen als Chance begriffen. Auch die „Reformbewegungen“ (Thießen) machten

Freiräume auf im Bereich Körperkultur, Ernährung und Miteinander. Speziell auf die „Geschlechterumbrüche“ schaut Paulus in ihrem Beitrag.

Das vierte Kapitel schließlich nimmt unter der Überschrift „Stadt und Land“ nun explizit den bereits genannten Film „Das schöne Westfalen“ unter die Lupe (Köster). Wurden hier die Lebenswelten harmonisiert, verweist Küster auf strukturpolitische Ausgleichsmaßnahmen, die im Ruhrgebiet als notwendig erachtet wurden. Für den Bereich des Handwerks beleuchtet das Rönz in seinem Beitrag, für die Landwirtschaft Schultze. Auf das Prinzip „Inklusion durch Exklusion“ geht abschließend Nahler ein.

In der Weimarer Republik wurde die Zerbrechlichkeit der Demokratie deutlich. Die Beschäftigung mit den verschiedenen Aspekten, die dieser Band anspricht, lehrt: Demokratie ist keine Selbstverständlichkeit.

Michael Wittig, Wewer

BIRGIT MEINEKE: Flurnamen der Gemeinde Schlangen, hrsg. von Heinz Wiemann. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2015, 287 S. mit zahlreichen Fotografien von Annette Fischer, Abbildungen und Karten, 29,00 €.

Der die Siedlungen umgebende ländliche Raum ist in Deutschland seit dem Mittelalter verstärkt in unterschiedlichste Kulturlandschaften verwandelt worden, unbeeinflusste Naturräume existieren so gut wie nicht mehr. Gerade die konkrete Nutzung kleinster Areale und Parzellen, welche die Landschaft über die Jahrhunderte strukturierte und verschiedene Landschaftsformen entstehen ließ, lässt sich heute durch die industrialisierte Bewirtschaftung des Bodens kaum noch vor Ort erkennen oder erschließen. Schriftliche Quellen und Karten über die Ackerflächen, Weiden, Wiesen und Wälder, die Aufschluss geben könnten, existieren aus der Zeit vor dem 19. Jahrhundert nur in seltenen Ausnahmefällen, und die Karten des 19. Jahrhunderts erschließen höchstens die direkte Umgebung der Städte und Dörfer. Selbst das Straßen- und Wegenetz wurde nicht flächendeckend erfasst. Feldwege, die den lokalen Raum zwischen den Siedlungen und auch Einzelgehöften erschlossen, bleiben uns daher im Rückblick gleichfalls verborgen. Der Wandel von Nutzungsformen kulturell geschaffener Naturräume, deren Erhalt, Auflösung oder Umgestaltung hing und hängt von der Wahrnehmung des Raumes ab. Dies äußert sich aktuell am kontroversen Diskurs um die Nachhaltigkeit.

Um einen Raum mit seinen vielfältigen Ressourcen zu erfassen, sich vorstellen zu können, musste man sich schon immer zu orientieren versuchen, also den vorgefundenen Bereichen einen Namen geben, auch um deren Lage und Position rechtlich bestimmen zu können. Einzig diese Mikrotoponyme, wie sie in den Flurnamen überkommen sind, haben sich aus den letzten Jahrhunderten flächendeckend überliefert. Selbst wenn sie in ihrer Aussagekraft eingeschränkt bleiben, da die Interpretation des ursprünglichen Bedeutungsinhalts der Namengebung teilweise nicht mehr eindeutig gelingen kann, weil Wandlungen des Kontextes zu Lautverschiebungen und Abwandlungen der Namensformen geführt haben können, sie somit ohne weitere Anhaltspunkte mehrdeutig sein können, so geben die Flurnamen doch häufig aufschlussreiche Anhaltspunkte. Es ist daher erfreulich, dass der Erfassung von Flurnamen in den letzten Jahren mehr Aufmerksamkeit gewidmet wurde und wird, wie es nun auch für die Gemeinde Schlangen geschehen ist.

Birgit Meineke hat die Flurnamen in ihrer von Heinz Wiemann herausgegebenen Publikation über die Gemeinde, zu der das Haufendorf Schlangen, das Straßendorf Kohlstädt und die Streusiedlung Oesterholz-Haustenbeck zählen, analysiert. Neben anderen ergänzenden Quellen beruht die alphabetische Auflistung auf den 1823/1824 angelegten Vermessungsregistern des Geometers Heinrich Christian August Overbeck und dessen Broullion-Karte, wonach der Herausgeber Heinz Wiemann die Flurnamen zusammentrug und sie zusammen mit Rudolf Haverkamp auf beigefügten Flurkarten lokalisierte.

Bei der Analyse der einzelnen Flurstücke stand die Siedlungsgeschichte im Vordergrund. Die Deutung der Flurnamen beschränkte sich daher auf eine historische Perspektive.

Aspekte geographischer naturräumlicher Gegebenheiten des Geländes sowie dessen kulturelle Nutzung. Die bei der Interpretation gewonnenen Erkenntnisse stellt die Autorin abschließend in einer Auswertung nochmals übersichtlich zusammen. Ihre Klassifikation unterteilt sie in Natur- und Kulturnamen. Zu den Naturnamen rechnet sie Bezeichnungen des Geländes (nach Erhebungen oder Vertiefungen, dessen Größe und Form, Lage, klimatischen Bedingungen und Farbeindrücken), der Gewässer, der Vegetation und aus der Tierwelt. Bei den Kulturnamen führt sie Wegetrassen, Rodungen, Acker- und Gartenland, Kulturpflanzen, Wiesen- und Weideland, Einfriedungen und allgemeine Abgrenzungen, grundherrschaftliche und Rechtsverhältnisse, Gewerbe, Jagd, Kirche, Volksglauben und Brauchtum, Siedlungsplätze, Wehranlagen, Haus- und Hofstellen sowie Personen und Personengruppen als namengebende Bezugspunkte auf.

Dieser lexikonartige Aufbau mit einer abschließenden Zusammenführung der einzelnen Artikel und die beigefügten Flurkarten erlauben, einen detaillierten Eindruck über die Nutzung der Fluren um Schlangen herum zu gewinnen. Die Photographien von Annette Fischer bereichern den Band, indem sie die sich hinter den Flurnamen verbergenden Areale visualisieren. Die Arbeit erscheint somit als hilfreiches Instrument für die historische Erschließung dieser Kulturlandschaft. Anzumerken bleibt, dass sich Naturnamen (wie beispielsweise „Altes Feld“, „Leimkuhle“ oder „Schweinekuhle“) keinesfalls auf rein naturräumliche Gegebenheiten beziehen, sondern ebenfalls Teile einer Kulturlandschaft beschreiben.

Joachim Rüffer, Soest

ALADIN EL-MAFAALANI: Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2018, 240 S., 15,- €.

Der im tiefen Westen (u.a. Bochum, Dortmund, Osnabrück, Münster) tätige Soziologe und Migrationsforscher Aladin El-Mafaalani, der auch im Düsseldorfer NRW-Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration tätig war, will einen optimistischen Impuls in der Migrationsdebatte setzen. Hervorgegangen aus seiner langjährigen wissenschaftlichen und praktischen Erfahrung, soll das zum Spiegel-Bestseller gewordene „Integrationsparadox“ eine Sammlung an Argumenten bieten, um in der Diskussion „gegen Pessimisten und Demagogen gut dazustehen“ (S.10). Dabei soll die Existenz von Konflikten rund um das Thema „Migration“ und „Integration“ nicht geleugnet werden. El-Mafaalani möchte diese aber nicht als das Ergebnis eines politischen oder gesellschaftlichen Scheiterns verstehen, sondern (und hier beginnt das „Paradox“) als Belege für den Erfolg von Integration! Seine These lautet: Erfolgreiche Integration führt eben nicht zur gesellschaftlichen Harmonie. Vielmehr bildet sie den Ausgangspunkt für neue Auseinandersetzungen, vor allem um die in einer Gesellschaft verfügbaren materiellen und ideellen Ressourcen. Während nämlich die Gesellschaft durch die Integration neuer Bevölkerungsgruppen augenscheinlich zusammenwächst, müssen die Etablierten einen Verlust an Einfluss und Identität befürchten. Diese Entwicklung bricht der Soziologe auf ein talkshowgerechtes Bild herunter: „Immer mehr und immer unterschiedlichere Menschen sitzen an einem Tisch und wollen ein Stück von dem Kuchen“ (S.77). Es ist diese Deutung von Integrationskonflikten als Verteilungskonflikte, die sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht. Anders als Thilo Sarrazin versteht El-Mafaalani die Integrationskonflikte daher nicht primär als Ausdruck eines Zusammenpralls unterschiedlicher Kulturen, Religionen oder Wertesysteme. Bei seiner Analyse beschränkt er sich außerdem nicht auf Migrationsphänomene, sondern bezieht die Integration anderer im Rahmen von Antidiskriminierungs- bzw. Diversitätspolitik genannten Minderheiten ausdrücklich mit ein.

Selbst ein vermeintlicher Integrations-Konflikt wie der altbekannte Streit um das Tragen von Kopftüchern durch muslimische Frauen, erscheint so in frischem Lichte. Erst durch die erfolgreiche Integration muslimischer Frauen wurde das Stück Kopfbedeckung nämlich zum Stein des Anstoßes und Politikum. Dazu führt El-Mafaalani aus: Die ursprünglichen Trägerinnen waren „schlecht integriert, sie hatten keine deutsche Staatsbürgerschaft, sprachen kaum deutsch, mussten schwere Arbeit verrichten [...] Das Kopftuch war okay, weil es »Putzfrauen« trugen. [...] Es war nicht mehr okay, als die ersten Frauen mit Kopftuch studierten und Lehrerinnen wurden. Erst durch die Bedingungen gelungener Integration wurde das Kopftuch zum Problem. Also erst, als sich erstmals eine Frau mit Kopftuch an den Tisch setzte oder es zumindest versuchte.“ (S.85f)

Die These von der heute erfolgreichen Integration wird ferner durch Vergleiche mit der Situation in den 1950er bis 1980er-Jahren untermauert. Im damals üblichen Begriff des „Gastarbeiters“ sieht El-Mafaalani einen Beleg dafür, dass Integration seinerzeit noch überhaupt nicht angestrebt wurde. Dagegen sieht er heute insbesondere im Bereich sprachlicher

Bildung große Fortschritte: „Ein erwachsener syrischer Flüchtling, der 2015 nach Deutschland gekommen ist, spricht in den allermeisten Fällen jetzt schon besser Deutsch als ganz viele Gastarbeiter, die seit fünfzig und mehr Jahren in Deutschland leben.“ (S. 35) Dennoch möchte El-Mafaalani nicht, dass seine Ausführungen als Einladung zu behördlicher Selbstgefälligkeit verstanden werden. Auch für die Gegenwart sieht er die Notwendigkeit integrationsfördernder Maßnahmen.

Im Laufe des Buches versteht es El-Mafaalani, seine Leserschaft immer wieder mit Tatsachen zu konfrontieren, die gängigen Vereinfachungen entgegenstehen und seiner Argumentation Glaubwürdigkeit verleihen. So erfährt man, dass nicht nur eine konservative oder rechtspopulistische, sondern auch eine ehemals linksorientierte Wählerschaft bei steigendem ökonomischen Druck gesellschaftliche Schließungstendenzen befürworten kann (S. 221). Eben daran lässt sich die Bedeutung nicht-kultureller Faktoren für Integrationskonflikte erkennen, denn mit Kultur ließ sich dieses Verhalten ehemals linksgerichteter Personenkreise schwer erklären.

Doch wie soll nun mit diesen Konflikten umgegangen werden? El-Mafaalani bietet kein Allheilmittel, sondern plädiert dafür, Probleme auf pragmatische Weise in einer selbstbewussten „Streitkultur“ auszutragen: „Ein Beitrag zu einer positiven oder begründet optimistischen Stimmung kann eine Streitkultur als Haltung sein. Wenn man verinnerlicht hat, dass es ohne Konflikt nie sozialen Fortschritt gab, hilft das vielleicht.“ (S.233)

Sprachlich bewegt sich „Das Integrationsparadox“ zwischen saloppem Plauderton und stringenter Parataxe und zielt insgesamt auf einfache Verständlichkeit. Anschaulichkeit wird zudem durch die oft bildhafte Darstellung an sich durchaus komplexer Sachverhalte erzeugt. Jedoch lenkt die Verknüpfung von wissenschaftlichen Befunden mit soziopolitischen Appellen bisweilen von El-Mafaalanis durchaus bemerkenswerten Analysen ab. Seine Argumente weiß der Autor stets mit Zahlen und Fakten zu untermauern. Doch leider wurde zu oft auf Quellenangaben verzichtet. Die Nachprüfbarkeit vieler von El-Mafaalanis Statistiken auf ihre Aktualität und Herkunft ist daher nicht ohne großen Aufwand möglich. Das mag der Aufmachung des Bestsellers geschuldet sein, bleibt aber hinter dem eigenen (auch populärwissenschaftlichen) Anspruch auf Versachlichung in einem hochemotionalen Diskurs zurück.

Insgesamt verfügt die These von der gelungenen Integration und der gerade dadurch hervorgerufenen Konflikte über eine hohe Plausibilität. Doch finden die auf eine Analyse von Ideen- und Vorstellungswelten abzielenden Ansätze der Kulturwissenschaften in El-Mafaalanis Argumentation eine nachgeordnete Beachtung. Die Argumentation könnte daher als einseitig und verkürzend empfunden werden. Die engagierte Rhetorik des Autors greift auch nur, wenn der Leser bereits beim Aufschlagen des Buchs den aufklärerischen Impetus teilt. Wer anderslautenden Erfahrungen und Interpretationen, nach denen eben doch kulturelle Diversität die Wurzel der Konflikte darstellt, den Vorzug vor El-Mafaalanis Argumenten gibt und das vom Autoren beworbene „positive thinking“ daher nicht teilt, wird sich vom Buch nicht vollends überzeugen lassen. Aufgrund dessen erscheint es angebracht „Das Integrationsparadox“ als einen konstruktiven Beitrag zu einer Debatte zu klassifizieren, ihm aber die suggerierte Funktion eines „Universalheilmittels“ abzusprechen. Die

eher monokausale Argumentation scheint einem solchen Anspruch im Kontext dieser komplexen und emotional aufgeladenen Thematik nicht vollends gerecht zu werden.

Eric Watermeier und Lars Hoffmann, Paderborn

26. Regionalgeschichtstagung: Tafeln und Speisen, Essen und Schlemmen – regional oder global?

von Paul Duschner

Die 26. Regionalgeschichtstagung an der Universität Paderborn am 3. November 2018 war einem Thema mit Bezug zum Alltag eines jeden Menschen gewidmet: Wir alle „tafeln und speisen, essen und schlemmen“. Die Ernährung bietet Anlass und Mittel zur Kommunikation. Sie dient als Distinktionsmerkmal für Individuen, für soziale und religiöse Gruppen und kann sogar für die Konstruktion von Geschlechteridentitäten genutzt werden. Herstellung und Konsum von Nahrung sind eng mit Fragen der Identität, Gesundheit, Ökologie und der globalen Verteilung von Wohlstand verknüpft. Sie haben immer auch eine politische Dimension und sind Thema öffentlicher Diskurse über Nachhaltigkeit, Klimawandel, Tierwohl und soziale Gerechtigkeit. Folglich sind kulturelle Praktiken rund ums Essen jüngst verstärkt zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen und musealer Ausstellungen geworden. Auf Listen des immateriellen Kulturerbes finden sich Phänomene wie „das gastronomische Mahl der Franzosen“ oder die „deutsche Brotkultur“.

Entsprechend der Vielfalt der wissenschaftlichen Zugänge zum Tagungsthema, entstammten die Referentinnen und Referenten verschiedenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen: Die Haushaltswissenschaften waren mit Prof. Kirsten Schlegel-Matthies (Universität Paderborn) vertreten, die Soziologie durch Dr. Melanie Haller (Universität Paderborn), die Kommunikationswissenschaften durch Prof. Clemens Zimmermann (Universität Saarbrücken) und die Kunstgeschichte mit Dr. Maria Harnack (Universität



*(v. l.) Günter Merkle (Ulmer protel
Film & Medien GmbH),
Dr. Maria Harnack,
Prof. Dr. Eva-Maria Seng,
Thomas Brune (Museum
für Alltagskultur in Waldenbuch),
Prof. Dr. Kirsten Schlegel-Matthies,
Dr. Melanie Haller,
Prof. Dr. Frank Göttmann,
Prof. Dr. Clemens Zimmermann
(Universität Saarbrücken)*

Paderborn). Überlegungen zum „Tafeln und Speisen, Essen und Schlemmen“ aus der museologischen Perspektive bot der ehemalige Leiter des Museums für Alltagskultur in Waldenbuch, Thomas Brune. Ebenfalls Teil des Programms war ein Filmfeature zum Thema „Maultaschen“, präsentiert von Günter Merkle von der Ulmer protel Film & Medien GmbH.

Die beiden Veranstalter, Prof. Frank Göttmann und Frau Prof. Eva-Maria Seng, hießen die Teilnehmenden der Tagung herzlich willkommen und übergaben das Wort an die Universitätspräsidentin, Prof. Birgit Riegraf, die im Namen des Präsidiums ein Grußwort sprach. Prof. Riegraf dankte den Organisatoren und würdigte die seit 1995 stattfindenden Regionalgeschichtstagungen als „lange Erfolgsgeschichte“ und „feste Institution im Kalender der Universität“. Sie betonte den wertvollen Beitrag zur regionalen Verankerung der Universität, zum Austausch zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit sowie zur Vernetzung von Wissenschaftlern verschiedener Institutionen und wünschte den Anwesenden einen aufregenden Tag „mit genussvollen Diskussionen“. Prof. Göttmann wiederum dankte dem Forschungsausschuss der Universität Paderborn und dem Historischen Institut für die Unterstützung der Tagung, den Referentinnen und Referenten die gekommen waren um ihr „Substanz und Glanz zu verleihen“ sowie den an der Organisation beteiligten Mitarbeitenden und studentischen Hilfskräften.

CLEMENS ZIMMERMANN: „ERNÄHRUNGSGESCHICHTE ZWISCHEN SOZIAL- UND KOMMUNIKATIONSGESCHICHTE“

Nun trat, als erster Referent des Tages, Clemens Zimmermann von der Universität des Saarlandes an das Podium. Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete ein zeitgenössisches Phänomen, welches gemeinhin als „Food Porn“ bezeichnet wird. Hierbei werden die in freizeitlichen Kontexten konsumierten Mahlzeiten photographisch dokumentiert und die Bilder als Statussymbole in sozialen Netzwerken geteilt. Nach Zimmermann handelt es sich hierbei um keinen gänzlich neuen Vorgang. Anhand ausgewählter Beispiele von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart erläuterte er, wie die Ernährung zum Gegenstand und Mittel der Kommunikation werden kann, welche Medien dabei wirksam werden und wie dadurch soziale Normen etabliert werden könnten. Eines dieser Medien seien Kochrezepte und Kochbücher. Als Produkte persönlicher Erfahrung und Tradierung böten sie nicht nur Anleitungen zur Zubereitung von Speisen sondern indirekt auch zur Führung des Haushalts und zu Fragen der Hygiene und der Gesundheit. Welche Annahmen und Anliegen dem zu Grunde lägen, habe sich im Laufe der Geschichte verändert. Während es dem ersten gedruckten deutschen Kochbuch des späten 15. Jh. um die Förderung der Gesundheit ging und in einem Kochbuch des ausgehenden 17. Jh. die Nahrung vom medizinischen Standpunkt betrachtet wurde, trat im 18. Jh. der Aspekt der Sparsamkeit in den Vordergrund. Nahrung konnte ferner zum Gegenstand und Mittel der Krisenkommunikation werden, so im Falle frühneuzeitlicher Versorgungsmängel, die für die Angehörigen der unterbäuerlichen Schichten lebensbedrohlich sein konnten. Während die Betroffenen ihre

Not mit spezifischen Protestformen („Food Riots“) kommunizierten, standen Behörden vor der Herausforderung, nicht nur der Nahrungsknappheit Herr zu werden, sondern auch der öffentlichen Meinung. So galt es, den Bedarf und die vorhandenen Vorräte zu ermitteln, Importe zu organisieren, logistische Probleme zu überwinden, Erfolgsmeldungen zu publizieren und auf Drohungen zu reagieren, die den Behörden meist anonym zuzingen. Dazu kamen Diskussionen zwischen denen, die zur Krisenbewältigung auf die Mechanismen des Marktes vertrauen wollten und solchen, die sich für staatliche Interventionen aussprachen. Stets waren die getroffenen Maßnahmen geeignet, den Beteiligten eine soziale Position zuzuschreiben. Speisen wie die dünnen Rumford'schen Suppen konnten daher zu Symbolen für Armut werden. Ebenfalls von Zimmermann besprochene Schauplätze der essenbezogenen Kommunikation in der frühen Neuzeit waren die Orte des außerhäuslichen Speisens wie die französischen Tables d'hôtes, die englischen Taverns, Restaurants und Kaffeehäuser. Insgesamt sei die Ernährungsgeschichte, so Zimmermann, jüngst zum Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Publikationen und der akademischen Lehre geworden. Fachdisziplinen wie die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte würden sich des Themas jedoch mit unterschiedlichen Fragestellungen und Methoden annehmen. Eine aktuelle Herausforderung bestehe daher in der Entwicklung einer interdisziplinären Herangehensweise. Bezüglich der Untersuchung zeitgenössischer Phänomene, wie dem Interesse an gesunder Ernährung, betonte Zimmermann die Bedeutung der neuen sozialen Medien und der quantitativen wie qualitativen Auswertungen ihrer Inhalte.

MARIA HARNACK: „ZUNFTBANKETT UND GÖTTERMAHL. MAHLZEITEN IM LEBEN UND WERK NIEDERLÄNDISCHER MALER IM 16. JAHRHUNDERT“

Einen kunsthistorischen Blick auf das Tagungsthema bot die Paderborner Kunsthistorikerin Maria Harnack. Einleitend betonte sie die Häufigkeit von kulinarischen Motiven bei der Darstellung religiöser wie profaner Themen in der niederländischen Malerei des 16. Jh. Daraus ergebe sich zum einen die Frage, inwiefern diese Darstellungen echte Tafelgewohnheiten der Zeit widerspiegeln, wie auch die Frage nach ihrer Bedeutung und Interpretation. Dem entsprechend gab die Referentin zuerst einen Überblick über die verschiedenen, in den Quellen greifbaren Mahlzeiten, die den künstlerischen Darstellungen zugrunde liegen könnten. Niederländische Maler des 16. Jh. waren in Zünften organisiert, in denen dem gemeinsamen Tafeln eine wichtige integrative und repräsentative Rolle zukam. Festmähler der Zunft oder ihrer Meister konnten zu wiederkehrenden Anlässen stattfinden, wie an den Tagen wichtiger Heiliger, oder zur Begehung außergewöhnlicher Ereignisse. Die Anwesenheit war nicht selten verpflichtend. Neben dem Erleben von Gemeinschaft, Speis und Trank konnten die Künstler hier die Auswirkungen des Alkohols aus nächster Nähe zu studieren. Zu Hofe angestellte Maler hatten demgegenüber die Möglichkeit, sich anhand der Festmähler ihrer Herren eine realistische Vorstellung von der Üppigkeit und der Pracht beim Schmaus der Reichen und Schönen zu machen. Nicht zu vergessen sind auch die Mahlzeiten der Maler im eigenen Hause, die, wie im Falle von Hochzeiten ebenfalls einen festli-

chen Charakter annehmen konnten. Hier ist die Quellenlage allerdings am dünnsten und ferner zu bedenken, dass die Gastgeber bezüglich ihrer kulinarischen Möglichkeiten keine homogene Gruppe bildeten. Der zweite Teil des Vortrags war der zeitgenössischen Funktion und Bedeutung der Bilder gewidmet. Dabei verwies Harnack auf die Notwendigkeit zur Berücksichtigung des Wahrnehmungskontexts: Von wem und in welchen Räumen konnte ein Werk seinerzeit bewundert werden und mit welchen anderen Kunstwerken oder Ereignissen wurde es in einen Bezug gesetzt? Dass man sich die Bedeutung von Bildern kulinarischen Inhalts weder rein objektinhärent, noch statisch vorzustellen hat, verdeutlichte die Referentin anhand eines Gemäldes von Frans Floris, auf dem ein Bankett von Seegöttern zu sehen ist. In den Händen verschiedener Besitzer hatte es eine repräsentative oder eine moralisierende Funktion und konnte dementsprechend als „Meerestriumph“ oder „Götzenbankett“ bezeichnet werden. Viele weitere, auch ganz individuelle Bedeutungen, welche die Bilder im 16. Jh. für ihre Eigentümer und Betrachter gehabt haben, lassen sich indes nur noch erahnen.

THOMAS BRUNE: „WONACH SCHMECKT DAS EIGENTLICH? – ZURICHTUNG UND VERTILGUNG VON SPEISEN IM MUSEUM“

Nach einer kurzen Kaffeepause referierte der erfahrene Museumsmacher und ehemalige Leiter des Museums der Alltagskultur Schloss Waldenbuch, Thomas Brune, zum Thema „Wonach schmeckt das eigentlich? – Zurichtung und Vertilgung von Speisen im Museum“. Seine These: Nicht nur der Ernährung halber, sondern zur Kommunikation kommen die Menschen in der Küche und am Esstisch zusammen. Diese soziale Dimension sei es, die sich im Museum gewinnbringend repräsentieren lasse. Die Zubereitung der Speisen, ihr Verzehr und der Geschmack müssten hingegen in „der wirklichen Welt als Erfahrungsraum“ erlebt werden. Am Beispiel der „deutschen Wurst“ verdeutlichte Brune eine wichtige Grenzen des musealen Ausstellungswesens: So ließen sich zwar die für Zubereitung und Konsum benutzten Objekte ausstellen, wie Wurststopfmaschinen, Räucheröfen und Plastikbesteck, ebenso wie Abbildungen dieser Vorgänge. Doch gelte dies nicht für das eigentliche Produkt sowie die meisten seiner Inhaltsstoffe, die aufgrund ihrer fehlenden Beständigkeit nicht sammelbar seien. Im Museum, als einem Ort der Schauens, bleibt der Besucher zudem auf seine persönlichen Geschmackserinnerungen angewiesen. In musealen Ausstellungen, vor allem in Heimatmuseen, seien es eben „Werkzeuge und Geräte ohne Speisen“, gepaart mit Texten und Bildern, die Aufschluss über die Zubereitung geben, gelegentlich um Plastikrepliken von Zutaten ergänzt. Möglich sind hier die Präsentationen einer „Technikgeschichte des Koch-Alltags“, wozu Brune fragt, ob da mehr bleibt als Anregung zum Gespräch über die Reduktion von Arbeitszeit und Mühen durch immer neue Küchengeräte. Dem Essgeschirr und -besteck begegne man vor allem im Rahmen heimat- oder freilichtmusealer Raum-Inszenierungen und in Kuntsgewerbemuseen zur vitrinengebundenen Veranschaulichung von Design-Geschichte, allerdings ohne dass dadurch Geschmack und Geruch des Verzehrten im Zuge der Vertilgung erlebbar würden. Die im

Museum sinnstiftender zu behandelnde soziale Dimension der Zubereitung und Verteilung von Speisen erörterte Brune anhand der Gestaltung von Küchen und Speisezimmern im 20. Jh. und ihren wechselnden Verräumlichungen: Bis in die 1990er Jahre erfolgte die Zubereitung des Essens noch ganz überwiegend in Einbauküchen, deren Zuschnitt und Einrichtung seit den 1920er Jahren auf Effizienzsteigerung ausgelegt waren. Dass Bereitung und Konsum von Essen als separate Angelegenheiten galten („Ein bürgerliches Modell, dem Adel abgeschaut!“), fand seinen Niederschlag in der baulichen Trennung von Küche und Esszimmer, wobei diese durch eine Tür oder Durchreiche verbunden sein konnten. Veränderungen zeichneten sich schon in den 1970er Jahren ab, zunächst in jungen und „alternativen“ Szenen, als die Küche zum Ort der Begegnung avancierte und die Zubereitung der Speisen zum gemeinschaftlichen Akt. Allerdings fehlte in der Regel der Raum für einen Esstisch, der die Möglichkeiten der kompakten Einbauküchen überstieg. Seit den ausgehenden 1990er Jahren entfiel dann zunehmend die Trennung von Küche und Esszimmer. Derartige Entwicklungen könnten im Museum thematisiert werden. Mit Blick auf die Ausstellungsgestaltung plädierte Brune für die „historisch-narrative Objekt-Installation“ in der Gegenüberstellung von aussagekräftigen Objekten und Ensembles aus verschiedenen Zeiten. Dabei könnten, aber müssten ihre „Stories“ nicht „auserzählt werden“, denn inhaltlich wie räumlich zueinander in einen Bezug gesetzt, böten sie dem Betrachter Anregung zur Reflexion der aus der Vergangenheit hervorgegangenen Gegenwart.

GÜNTHER MERKLE: „MAULTASCHEN – DIE SCHNELLE LÖSUNG FÜR JEDEN HUNGER!“

Als Fachmann für das Medium Dokumentarfilm begann Günther Merkle seinen Beitrag mit einem Exkurs zur Entwicklung und den aktuellen Herausforderungen bei der Bearbeitung und Konservierung von filmischen Dokumenten. Dabei verdeutlichte er zum einen den gewaltigen technischen Fortschritt, der es heute ermögliche, einen ganzen Kinofilm mit dem Smartphone zu drehen. Zum anderen erläuterte er die Probleme, die sich aus der Veränderung der Reproduktionstechnik und dem Verfall der Trägermedien für die Bewahrung von Filmen ergeben. Gerade die digitale Speicherung sei zwar „bequem“. Doch hätten entsprechende Datenträger nur eine Lebenszeit von rund 50 Jahren. Im Anschluss präsentierte er dem gespannten Publikum den eigens für die Tagung produzierten Kurzfilm „Maultaschen – die schnelle Lösung für jeden Hunger!“ Dabei wurde deutlich: Vorbei sind die Zeiten, in denen die kleinen mit Fleisch, Eiern und Gemüse gefüllten Teigtäschchen noch in mehrstündiger Handarbeit von den schwäbischen Hausfrauen hergestellt werden mussten. Der Kurzfilm bot einen Überblick über die gängigen Varianten der Maultasche, wie sie im Kühlregal der Supermärkte zu finden sind. Dazu gehört neben der „kleinen“ oder der „gerollten“ Maultasche auch die „klassische schwäbische Maultasche“, bekannt als „Herrgottsbscheißerle“. Ursprung dieser Bezeichnung war die Gewohnheit von Mönchen, Fleisch in Teig zu wickeln um es auf diese Weise verborgen auch an Freitagen genießen zu können. Im vorgefertigten Zustand können diese Maultaschen sowohl als „schnelle Lösung“ für den Hunger dienen wie auch als Ausgang für anspruchsvollere kulinarische

Unternehmungen. Hierfür wurden verschieden Varianten der Zubereitung gezeigt. So bilden Maultaschen eine wichtige Zutat der „Hochzeits- oder Festtagssuppe“ oder können umstandslos mit Eiern in der Pfanne gebraten werden. Wesentlich anspruchsvoller ist hingegen die mehrschrittige Zubereitung von „geschmelzten Maultaschen“ oder des „Premiummenüs für Studenten“: den „Maultaschen in Kitzrahmsauce“, die ihren charakteristischen Geschmack durch einen Schuss Calvados erhalten. Von allen Tagungsbeiträgen war dieser Filmfeature am besten geeignet, neben den Gedanken auch den Appetit der Teilnehmer anzuregen. Dem entsprechend war in der anschließenden Mittagspause mit belegten Brötchen und einer Suppe auch für das leibliche Wohl gesorgt.

KIRSTEN SCHLEGEL-MATTHIES: REGIONALE KÜCHEN IM SPIEGEL DER KOCHBUCHLITERATUR

Auf eine stärkende Mittagspause folgte der Vortrag der Haushaltswissenschaftlerin Kirsten Schlegel-Matthies zu regionalen Küchen in der Kochbuchliteratur des 19. und 20. Jh. Dabei widmete sich die Referentin der Frage, inwiefern wir es bei der heute gängigen Vorstellung von regionalen Küchen mit einem modernen Konstrukt zu tun haben. Zwei in diesem Sinne verbreitete, aber historisch junge Ideen seien die Identifikation von kulinarischen Praktiken mit bestimmten Regionen und damit zusammenhängend der Glaube, dass sich regionale und kulturelle Vielfalt über das Essen besonders unmittelbar erleben lasse. In der Kochbuchliteratur ließen sich diese Ideen bis ins 19. Jh. zurückverfolgen. Bis dahin hatten Kochbücher vor allem Anleitungen zur Bereitung von Speisen für die Tafeln der Oberschicht enthalten und waren dem Vorbild der französischen Küche gefolgt. Eine „deutsche Kochkunst“, so Schlegel-Matthies, habe es zwar noch nicht gegeben. Doch fände man bei Autoren wie Carl Friedrich von Rumohr bereits die Vorstellung von „wahren Landes- und Volksgerichten“. Zur Literatur für die breite Bevölkerung und zur Massenware wurden Kochbücher erst ab der Jahrhundertmitte. Damit einhergehend erschienen die ersten Werke, die ausdrücklich der Zubereitung von regionalen Speisen gewidmet waren. Einige von ihnen, wie das „Praktische Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche“ von Henriette Davidis, würden bis heute neu aufgelegt, mit ihren Anleitungen u.a. für „Bremer Aalsuppe“, „Hamburger Aalsuppe“ oder „Süddeutscher Zwiebelsuppe“. Schon damals bildete die Betonung des regionalen Bezugs der Speisen einen Teil der Vermarktungsstrategie. So verwies Schlegel-Matthies auf das nicht ungewöhnliche Beispiel einer Autorin, die ein und dasselbe Werk unter den Titeln „Neues Berliner Kochbuch“, „Neues Hamburgisches Kochbuch“ und „Neues Sächsisches Kochbuch“ veröffentlichte. Ferner lasse sich erkennen, dass es vor allem die Kochbücher des Bürgertums waren, in denen Gerichten eine regionale Bedeutung zugeschrieben wurde, nicht aber in solchen für die Arbeiterschaft. Dabei handelte es sich um Gerichte, die nicht Teil der alltäglichen Speisepläne waren. Aufwendiger und teurer in der Zubereitung, waren sie den Mahlzeiten für feierliche Anlässe vorbehalten und dienten daher mehr als Mittel zur sozialen als zur regionalen Distinktion. Die 1970er Jahre sahen ein erneutes Interesse an regionaler Kost, diesmal definiert in Abgrenzung von einer auf globale Gleichmacherei zielenden internationalen

Küche. Dabei konnten Speisen als regionale Besonderheiten gegenüber Touristen beworben werden, als Möglichkeit für das unmittelbare Erleben eines Stücks der bereisten Kultur. Dieses Interesse am Regionalen fand auch in Kochbüchern seinen Ausdruck. Auf nostalgische Weise präsentierten sie ihre Rezepte für eine vermeintlich regionale Küche zusammen mit Anekdoten über die kulinarischen Sitten einer nun meist bäuerlichen gedachten Vergangenheit. Entsprechende Mahlzeiten hätten folglich den Ruf, „natürlicher“ und „gesünder“ zu sein, vor allem in Abgrenzung zu den Erzeugnissen der internationalen Küche. Bis heute, so Schlegel-Matthies, sei die Bedeutung von solchen Kochbüchern ungebrochen. Mit rund 2.000 Neuerscheinungen pro Jahr und zwischen 50.000 und 112.783 Titeln im Online-Buchhandel hätten sie erheblichen Anteil am Sachbuchmarkt. Wie die Referentin abschließend betonte, steht die gängige Vorstellung von regionalen Küchen nicht im Widerspruch zur Globalisierung, sondern bildet eine ihrer Erscheinungen. Erst die moderne Verfügbarkeit von Gütern aus aller Welt habe deren geographische Herkunft nämlich zu einem solch wichtigen Kriterium für die Verbraucher gemacht.

MELANIE HALLER: „DER MANN IST, WAS ER ISST‘ – KÖRPERSOZIOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN ZU MÄNNLICHKEIT UND ERNÄHRUNG“

Letzte Rednerin des Tages war die Paderborner Körpersoziologin Melanie Haller. Zum Einstieg verwies Haller auf eine seinerzeit noch kritisch diskutierte Werbekampagne des Edeka-Konzerns aus dem Jahre 2013, die zum Kauf von „Männer-“ bzw. „Frauenbratwürsten“ anregen sollte. Während derartiges „Gendermarketing“ gerade im letzten Jahrzehnt zugenommen habe, würde den Genderstudien die Daseinsberechtigung abgesprochen, und dies nicht nur von dezidiert rechten Kritikern. Diesen gegenüber war es Haller ein Anliegen, die Wissenschaftlichkeit der Genderstudien anhand ihres Vortragsthemas: „Der Mann ist, was er isst‘ – Körpersoziologische Überlegungen zu Männlichkeit und Ernährung“ zu demonstrieren. Unter Bezug auf das Feuerbach'sche Zitat „Der Mensch ist, was er isst“ erläuterte sie die Grundannahmen der in den 1990ern aufgekommenen Körpersoziologie. Demnach existieren unsere Körper nicht losgelöst von der Gesellschaft, in der wir leben, sondern erhalten ihre Gestalt im Zuge sozialer und kultureller Prozesse. Körper und die mit ihnen verbundenen Aktivitäten könnten als Distinktionsmerkmale verstanden und genutzt werden: so auch die Ernährung! So werde in Arbeitermilieus der Konsum großer Mengen Fleisch mit Wohlstand assoziiert, während bildungsaffine Konsumenten danach streben, sich durch die Ausdifferenziertheit ihrer Ernährung auszuzeichnen, wobei die Quantität der Speisen hinter ihrer Qualität zurücktritt. Unter Berücksichtigung anderer Sozialkategorien kann, so Haller, auch der Zusammenhang zwischen Ernährung und Geschlechteridentitäten untersucht werden, obwohl dieses Thema in den deutschsprachigen Genderforschung trotz manch grundlegender Studie noch wenig behandelt wurde. Zum Verhältnis zwischen Ernährung und Männlichkeitsvorstellungen bot die Referentin zwei Beispiele: So seien männliche Starköche und Gourmets heute ein integraler Bestandteil der Fernsehunterhaltung. Begonnen habe dieser Trend zwar schon 1937 in Großbritannien,

doch entsprach die Tätigkeit des Kochens seinerzeit noch nicht den dominanten Vorstellungen von Männlichkeit. Der Protagonist einer Radiokochshow aus dem Jahre 1949 habe deshalb noch anonym als „The Mystery Chef“ agiert. Allerdings habe sich derweil ein urbanes Männlichkeitsideal unter Einschluss einer spezifischen Kochpraxis etabliert, bei der dem kulinarischen Genuss höchste Priorität eingeräumt wird, zu Ungunsten von Überlegungen zur Wirtschaftlichkeit, Gesundheit oder Ökologie. In diesem Sinne sei auch die populäre Kochzeitschrift „Beef“ zu verstehen, die mit den Slogans „für Männer mit Geschmack“ und „Männer kochen anders“ und mit durchaus sexistisch anmutenden Titelblättern bei einer affluenten männlichen Leserschaft für eine fleischlastige Küche wirbt. Dabei propagiert „Beef“ gerade in Zeiten, in denen der Fleischkonsum zunehmend kritisch beäugt wird, mit dem Ideal eines männlichen Gourmets, „der sich“, in den Worten Hallers, „selbstbewusst, nahezu kriegerisch-revolutionär gegen ökologische, sparsame, um nicht zu sagen häusliche Argumente stellt.“ Zubereitung und Verzehr von Fleisch werden dem Konsumenten also dadurch attraktiv gemacht, dass sie ihm als Möglichkeit zur Konstituierung einer männlichen Identität präsentiert werden.

Die abschließende Diskussion drehte sich um die Frage, welchen Erkenntnisgewinn der Tag gebracht habe. Im Mindesten, so der Konsens, eine Grundsensibilisierung aller Beteiligten für die Bedeutung des Essens, nicht nur als Gegenstand für die Wissenschaft und Politik, sondern für Fragen der eigenen Gesundheit oder Identität. Betont wurde über die Notwendigkeit der inter- oder transdisziplinären Betrachtung des Gegenstandes sowie die Entwicklung theoretischer Konzepte und Methoden zur Verknüpfung der verschiedenen fachdisziplinären Zugänge. Ferner thematisiert wurden die Möglichkeiten der Vermittlung akademischer Diskussionen an die Öffentlichkeit. Ehe sie die Teilnehmer verabschiedeten, wiesen Prof. Seng und Prof. Göttmann auf die für die für das Folgejahr geplante Regionalgeschichtstagung hin, bei dem man sich dem Thema „Mythen“ widmen werde.

Exkursionsbericht „Kulturerbe: Bauhausstätten, Museums- und Ausstellungswesen“, 9.-12.4.2019

von Paul Duschner

Die diesjährige vom Lehrstuhl Kulturerbe ausgerichtete Exkursion führte eine Gruppe Studierender und Mitarbeiter unter der Leitung von Frau Professor Eva-Maria Seng in die Städte Halle, Dessau und Weimar. Der thematische Schwerpunkt lag, passend zum Jubiläumsjahr, auf dem Thema „Bauhaus“ und dem Umgang mit seinem Erbe. Das engmaschige Programm beinhaltete den Besuch von historischen Stätten des UNESCO-Weltkulturerbes „Das Bauhaus und seine Stätten in Weimar, Dessau und Bernau“, einer zeitgenössischen Kunsthochschule sowie alter und neuer Museen. Dabei bot sich den Teilnehmern ein wertvoller Einblick in die Praktiken der Denkmalpflege sowie des musealen Ausstellungswesens. Stets gab es die Möglichkeit zum Blick hinter die Kulissen und zum Gespräch mit Museumsleitern, Kuratoren, Wissenschaftlern und Denkmalpflegern, die sich großzügig Zeit genommen hatten, ihre Expertise, Erfahrungen und Visionen mit den Gästen aus Paderborn zu teilen.

Die Reise nach Halle erfolgte am Vormittag des 9. April mit der Bahn. Nach Ablieferung des Gepäcks an der DJH Jugendherberge ging es sogleich los: Erster Programmpunkt war der Besuch der *Franckeschen Stiftungen* und die Begehung ihrer berühmten Kunst- und Naturalienkammer, die den meisten Exkursionsteilnehmern zwar aus kulturerblichen Lehrveranstaltungen, aber noch nicht aus eigener Anschauung bekannt war. Claus Veltmann, der engagierte Kustos und „Wächter der Franckeschen Stiftungen“ (Mitteldeutsche Zeitung) erläuterte Geschichte, Zielsetzung und Bedeutung des vom pietistischen Pädagogen August Hermann Francke im ausgehenden 17. Jh. gegründeten Waisenhauses mit Schule. Zum Zwecke des Unterrichts und bald auch als Besuchermagnet wurden die bis heute ausgestellten Mineralien, Korallen, Tierpräparate, astronomischen Gerätschaften, Modelle und ethnographischen Objekte aus aller Welt gesammelt, um in ihrer Gesamtheit einen Eindruck von der Vielfalt der göttlichen Schöpfung zu bieten. Gezeigt werden die Objekte in den vom Künstler und Naturforscher Gottfried August Gründler im 18. Jh. gestalteten Schränken, deren immer noch putzfrisch anmutende Bemalung für Erstaunen sorgte. Im Anschluss führte die Leiterin des *Studienzentrums August Hermann Francke*, Britta Klosterberg, durch die nicht minder geschichtsträchtige Bibliothek der Stiftung. Tausende altehrwürdige Bände, in vielen Sprachen verfasst und meist Fragen der Theologie gewidmet, umgaben die Besucher, denen Frau Klosterberg einen spannenden Einblick in die Entstehung und Geschichte der Büchersammlung gab, ebenso wie zum aktuellen Stand der Pflege, Restaurierung und Provenienzforschung. Für eigene wissenschaftliche Arbeiten, so der ausdrückliche Hinweis der Leiterin, könne man die Bibliothek des Studienzentrums

auch heute noch nutzen und dafür sogar ein Stipendium erhalten. Der Abend stand zur freien Verfügung und wurde von den Teilnehmern zur eigenständigen Erkundung der Stadt genutzt.

Das Mittwochprogramm führte die Teilnehmer ins benachbarte Dessau und stand ganz im Zeichen des „Bauhauses“. Erste Anlaufstelle war das soeben entstehende *Bauhaus Museum*, dessen Eröffnung zwar erst für den September dieses Jahres geplant ist. Doch bestand bereits die Möglichkeit, sich einen Eindruck vom Museumsgebäude und seiner Lage zu verschaffen. Diese wurden von den Teilnehmern durchaus kritisch bewertet: So steht das künftige Museum in großer Entfernung zu den historischen Bauhaus-Stätten. Das gläserne Gebäude, so der Konsens, füge sich vor Ort nicht Recht ins Stadtbild. Vom künftigen Museum führte der Weg zu dem nach Plänen von Walter Gropius errichteten und zwischen 1996 und 2006 denkmalpflegerisch restaurierten Gebäudekomplex, der von 1926 bis 1932 als Bauhaus-Schulgebäude gedient hatte. Empfangen und geführt wurden die Besucher von der Leiterin der *Akademie der Stiftung Bauhaus*, Regina Büttner, die anhand markanter architektonischer Merkmale erläuterte, wie die Vorstellungen und Ideale des Bauhauses hier ihre materielle Form erhalten hatten. Neben der Bauhausbühne, die man bis heute mit den Experimenten des Künstlers und Bühnenbildners Oskar Schlemmer verbindet, dürfte den Teilnehmern auch das rekonstruierte Direktorenzimmer als Beispiel für ein „modernes“ Arbeitszimmer mit funktionaler Innenausstattung und Möblierung in Erinnerung bleiben. Frau Büttner stellte sich ferner einer umfangreichen Diskussion über die Bedeutung und Organisation des Bauhauses, sowie zum Umgang mit diesem wichtigen kulturellen Erbe, auch mit Blick auf das künftige Dessauer Museum.



*Abb. 1:
Besichtigung des
'Direktoren-
zimmers' der
Bauhaus-Schule,
Dessau, mit der
Stiftungsleiterin
Regina Büttner*

Nach dem Mittagessen im Café-Bistro des Bauhauses ging es zu den so genannten *Meisterhäusern*, den von Walter Gropius entworfenen Wohnstätten mit Ateliers für die Bauhausmeister, Direktoren und ihre Familien, mit denen zugleich ein Beispiel für moderne Wohnhausarchitektur gesetzt wurde. In ihrer damaligen Form sind die Häuser allerdings nicht mehr zu besichtigen: Von den Nazis als „undeutsch“ verfemt und überbaut, fielen einige den Kriegszerstörungen zum Opfer. Andere dienten in der DDR als gewöhnliche Wohnhäuser. Nach der Wende wurden sie saniert oder in reduzierter Form rekonstruiert, allerdings ohne Versuche, ihre alte Erscheinung in historisierender Form wiederherzustellen. Die Führung der Gruppe übernahm Werner Möller, der stellvertretende Leiter der *Kuratorischen Werkstatt*, der bei der Begehung der *Meisterhäuser* und ihrer Gärten die jeweiligen Restaurierungs- und Vermittlungskonzepte erklärte, wobei letztere maßgeblich auf den Einsatz digitaler Medien setzen.

Abgerundet wurde der inhaltliche Teil des Tagesprogramms mit einem Gang durch das *Dessauer Museum für Stadtgeschichte* im altehrwürdigen Johannbau, wobei sich die meisten Teilnehmer zielstrebig in die dort gezeigte Gemäldeausstellung begaben. Es scheint, als stünde ihnen der Sinn nach diesem intensiven Tag des Besichtigens und Diskutierens, nach einem Moment der Ruhe und der geistigen Zerstreuung!

Zum gemeinsamen Abendessen ging es sodann per pedes in das Kornhaus an der Elbe, einem vom Bauhaus-Architekten Carl Flieger entworfenen Gebäude, das ein Restaurant mit romantischem Flussblick beherbergt. Der Rückweg vom Kornhaus zum Bahnhof Dessau wurde in zwei Taxis zurückgelegt, wobei sich die Möglichkeit zu einem unerwarteten Zeitzeugengespräch ergab: Eine Fahrerin erklärte, dass ihre Familie zu DDR-Zeiten selbst in einem der Meisterhäuser gewohnt hatte, deren Fassade damals noch „grau wie der Bordstein“ gewesen sei. Nach der Wende bekamen sie eine sechsmonatige Räumungsfrist, wobei sich die Suche nach einer neuen Bleibe schwierig gestaltete. Grund hierfür war auch, dass der Möbelbestand der Familie den Wohnverhältnissen im Meisterhaus entsprach, welches zwar über ein besonders großflächiges Wohnzimmer verfügte, aber ansonsten nur über kleine Räume. Auch zum Bau des neuen Dessauer Museums artikulierte die mitteil-same Taxifahrerin eine deutliche Meinung: Die gläserne Architektur passe nicht zur baulichen Umgebung. Sollte es sich um kein besonders bruchsaferes Spezialglas handeln, so ihre düstere Prognose, sei ferner mit Bruchschäden durch „Chaoten“ zu rechnen.

Am nächsten Morgen zog die Gruppe durch Halle zur *Moritzburg*. Dem einen oder anderen Teilnehmer war das befestigte Schloss bereits bekannt, wenn auch aus gänzlich anderem Zusammenhang: Vor dieser historischen Kulisse hatten wichtige Dreharbeiten für die klassische Märchenverfilmung „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“ des Regisseurs Václav Vorlíček stattgefunden! Die nicht minder spannende Geschichte des Schlosses in der echten Welt, welches zu Beginn des 16. Jh. als erzbischöfliche Residenz errichtet worden war, und dessen heutiges Erscheinungsbild das Produkt zahlreicher Zerstörungen, Umnutzungen, Erweiterungen und Restaurierungen ist, wurde den Teilnehmern von Frau Professor Seng im Schlosshof erläutert, ehe man sich ins Innere begab: Seit dem angehenden 20. Jh. als Museumsstandort genutzt, beherbergt das Schloss heute das *Kunstmuseum Moritzburg*, dessen Ausstellungen Gemälde und Skulpturen mit kunsthandwerklichen



Abb. 2: Lebhaftes Diskussion mit Thomas Bauer-Friedrich, Leiter des Kunstmuseums Moritzburg

und Designprodukten vom Mittelalter bis ins 20. Jh. vereinen. Ein erster Gang durchs Museum erfolgte einzeln oder in kleinen Gruppen. Dann führte der engagierte Direktor Thomas Bauer-Friedrich seine Paderborner Gäste noch einmal systematisch durch jene Sektionen der Ausstellung, die der Kunst der DDR und des frühen 20. Jh. gewidmet waren. Für viele Teilnehmer stellte dies eine erste bewusste Begegnung mit der Kunst des „anderen“ Deutschland da. Dazu gab Herr Bauer-Friedrich umfangreich Auskunft zur Entwicklung und Arbeit seiner Institution und zur Konzeption der Räumlichkeiten, die ihre heutige Form erst im Zuge eines 2008 abgeschlossenen Ausbaus erhalten hatten und sich durch ein Nebeneinander von spätmittelalterlicher Bausubstanz und modernem Aluminiumdach auszeichnen. (*De gustibus non est disputandum!*) Erörtert wurde die fachgerechte Ausstellung von Kunstwerken aus der NS-Zeit sowie über deren Verhältnis zu den vorangegangenen Werken der klassischen Moderne. Auch über die für den Herbst 2019 angesetzte Ausstellung „Bauhaus Meister Moderne“ wurde eifrig und teils kontrovers diskutiert, so beispielsweise über die Vor- und Nachteile einer virtual reality-Station, mit der ein von Gropius entworfenes, aber nie umgesetztes Museum erlebbar gemacht werden soll.

Nach einer kurzen Mittagspause ging es zum Besuch der Textilmanufaktur der *Burg Giebichenstein Kunstschule Halle*, in der bis heute das Bauhaus-Prinzip der Ausbildungswerkstatt Anwendung findet. Als *Handwerker- und Kunstgewerbeschule Halle* im Jahre 1915 gegründet, stand sie bis 1928 unter der Leitung des prominenten Architekten Paul Thiersch, der eine Ausbildung junger Designer nach den Vorstellungen des *Deutschen Werkbundes* und des *Bauhauses* etablierte. In der DDR als *Hochschule für industrielle Formgestaltung* bekannt, erhielt die Institution erst nach der Wende jenen Namen, der auf die Burg

verweist, die seit 1922 Teile der Institution beherbergt. Empfangen wurden die Paderborner Besucher von den Professoren Bettina Göttke-Krogmann und Ulrich Reimkasten. Diese gaben einen spannenden Einblick in die Geschichte und die aktuelle Ausrichtung der Hochschule mit ihren Studiengängen zu Kunst und Design. Höhepunkt des Rundgangs durch die Textilmanufaktur war zweifelsohne die Besichtigung der Werkstatt für Textilrestaurierungen, in der soeben kostbare barocke Gobelins zur Behandlung auf den Tischen ausgebreitet lagen. An deren Beispiel erfuhren die Paderborner von den Methoden und Schwierigkeiten der Textilrestaurierung, bei der auch auf alte Handwerkstechniken zurückgegriffen wird und diese so vor dem Vergessen bewahrt. Ebenfalls besichtigt wurden die Arbeitsstätten mit ihren Webstühlen und die Textilfärberei. Im Anschluss wurde gemeinsam mit zwei Studentinnen der Kunsthochschule über die Herausforderungen und Perspektiven der Institution und ihrer Absolventen diskutiert. Dabei ging es um die Frage, ob die Hochschule auch als Ausbildungsstätte für Lehrlinge dienen sollte und ob das dort praktizierte Ausbildungskonzept auf Listen des immateriellen kulturellen Erbes eingetragen werden könnte. Für diese Option wurde nachdrücklich von Frau Professor Seng geworben, die dafür auch die fachliche Unterstützung durch ihren Lehrstuhl in Aussicht stellte.

Von der Textilmanufaktur aus ging es zur Burg, die allerdings nur von außen besichtigt werden konnte, und von dort am Flussufer entlang weiter zur letzten Station des Tages: die Residenz des Kunstvereins „Talstraße“. Dort bot sich die Möglichkeit zum Gang durch die Ausstellungen „Bodytopia“ und „Zone Ost“ mit Werken des prominenten ostdeutschen Photographen Olaf Martens. Viele Teilnehmer nutzten ferner die Möglichkeit zur Erkun-



Abb. 3: Besichtigung der Textilmanufaktur der Burg Giebichenstein Kunstschule Halle

dung der paradiesisch gestalteten Gartenanlage des Kunstvereins mit ihrer von Blumenbeeten und Steinskulpturen durchsetzten Felsenlandschaft. Bei der folgenden Gesprächsrunde mit dem Vorsitzenden Matthias Rataiczyc und anderen Vereinsmitgliedern sowie beim gemeinsamen Abendessen, zu dem man Pizza und Wein an die Residenz kommen ließ, wurde über die Kulturpolitik und die Künstlerszene in der DDR sowie über die Arbeit des im August 1991 von Absolventen der Kunsthochschule *Burg Giebichenstein* gegründeten Vereins diskutiert.

Erster Anlaufpunkt des Freitags was das *Bauhaus-Museum Weimar*, dessen Eröffnung erst am Wochenende zuvor feierlich begangen worden war. So befand sich das Areal um das Museum noch im Zustand des Entstehens: Bauarbeiter und schweres Gerät waren im Einsatz, Bäume warteten geduldig auf ihre Einsetzung. In der medialen Berichterstattung war von langen Besucherschlangen und von zweistündigen Wartezeiten vor dem Museum die Rede gewesen. Doch blieb den Teilnehmern der Exkursion ein solches Ärgernis erspart, wohl auch, weil man frühzeitig vor dem Einlass um 10 Uhr direkt vor der Drehtür Position bezogen hatte. Im Museum angekommen, machte man sich zuerst, jeder für sich oder in kleinen Gruppen, auf den Weg durch die frisch gestaltete Ausstellung. Ausgehend von den gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen im Deutschland der Weimarer Republik wurde die Geschichte des Bauhauses in Weimar bis zur Übersiedlung nach Dessau erzählt, ein Einblick in die Ideale und Ziele seiner Gründerväter gegeben und die von ihnen forcierte Ausbildung angehender Architekten und Designer erläutert. Dem Blick der Besucher boten sich Architekturmodelle, Möbel und Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs von Lampen über Waschbecken bis Teekannen, deren Form die Handschrift der Bauhaus-Gestalter offenbarte und die teilweise bis heute Wiedererkennungswert besitzen. Ferner bestand die Möglichkeit zum Probesitzen auf verschiedenen Bauhaus-Stühlen. Bei der anschließenden Besprechung des Gesehenen wurden allerdings auch kritische Ansichten geäußert: So wurden Außenansicht und Innenausstattung des Museums als un kreativ und wenig ansprechend gewertet und die Frage aufgeworfen, inwiefern das Museum tatsächlich für die Bewältigung der erhofften Besuchermassen ausgelegt sei.

Auf den Museumsbesuch folgte ein ausgedehnter Gang durch Weimar mit Halt an drei geschichtsträchtigen Stationen: Die erste war die *Bauhaus-Universität Weimar* und hier vor allem der *Van-de-Velde-Bau*, 1905/06 für die *Großherzogliche-Sächsische Kunstgewerbeschule Weimar* errichtet und benannt nach ihrem Architekten und Leiter, dem Werkbundmitglied Henry van de Velde. Zwischen 1919 und 1925 diente eben dieses Gebäude als Sitz des *Staatlichen Bauhaus zu Weimar* und beherbergt bis heute drei restaurierte Wandmalereien von Oskar Schlemmer. Musikalisch begleitet wurde der Besuch der Paderborner von Trompeten, Schlagzeugen und Gesang: Auf einer Bühne vor dem Portal des *Van-de-Velde-Baus* probte man fleißig für das in wenigen Stunden anlaufende „Bauhausfest der Weimarer Hochschulen“ zum 100-jährigen Jubiläumstag der Bauhaus-Gründung.

Von der Universität zog die Gruppe zum *Römischen Haus*, jenem in den 1790er Jahren auf Anregung Goethes errichteten klassizistischen Bau mit ionischer Vorhalle und dorischen Säulen. Den Park an der Ilm überblickend, bildet es heute Teil des UNESCO-Weltkulturerbes „Klassisches Weimar“ und war den meisten Exkursionsteilnehmern als Beispiel für

„Revolutionsarchitektur“ und „Antikenrezeption“ aus kulturerblichen Vorlesungen bekannt, aber eben nur vom Bilde. Letzter Anlaufpunkt der Exkursion war das *Haus am Horn*, jüngst geehrt von der BILD-Zeitung als „Weimars jüngstes Bauhaus-Schmuckstück“. Ob diese Bezeichnung dem Architekten Georg Muche gefallen hätte, lässt sich allerdings bezweifeln. 1923 für die erste Bauhaus-Ausstellung errichtet, sollte dieses quadratische Wohnhaus eben nicht als „Schmuckstück“ der Stadt dienen, sondern als Modell und Vorbild für pragmatische, preiswerte Einfamilienhäuser zur Linderung der Wohnungsnot in der Weimarer Republik. Im Gegensatz zu den wesentlich größeren *Meisterhäusern* in Dessau war eine Begehung des *Hauses am Horn* aufgrund von Sanierungsarbeiten allerdings noch nicht möglich. Die Neueröffnung von Haus und nachgebautem „Selbstversorger“-Garten war erst für die Mitte des folgenden Monats angesetzt.

Zur Stärkung und zum geselligen Ausklang der gelungenen Kulturerbe-Exkursion 2019 begab man sich zu Kaffee und Kuchen in eines der vielen Weimarer Cafés. Die Rückfahrt in die westfälische Heimat erfolgte am frühen Abend des 12.4. mit dem Zug nach Paderborn. Hier bot sich den Teilnehmern die Aussicht auf ein erholsames Wochenende, ehe man sich wieder in die Turbulenzen des universitären Alltagsbetriebs stürzte.

**„Absolvent_innentag“ der Fakultät für Kulturwissenschaften am 9. November 2019:
Auszeichnung für die herausragende Dissertation von
Frau Dr. Sarah Masiak**

Michael Wittig, 1. Vorsitzender des VfG

Die Doktorarbeit mit dem Titel „Deüffelskinder – Die besondere Wirkmacht eines gesellschaftlichen Stigmas am Beispiel der fürstenbergischen Hexenverfolgungen im Hochstift Paderborn (1601-1702)“ erhielt den mit 1500,- Euro dotierten Promotionspreis der BREMER-AG.



Foto (Michael Tran): Dr. Sarah Masiak mit Betreuer Prof. Dr. Michael Ströhmer und dem Dekan der Fakultät für Kulturwissenschaften Prof. Dr. Volker Peckhaus, Universität Paderborn

Der VfG ist 1983 gegründet worden, um den wissenschaftlichen Nachwuchs zu unterstützen. Es ist besonders erfreulich, wenn dabei auch unsere Region zur Sprache kommt, Gegenstand der Forschung ist. Frau Masiaks Arbeit wird in der folgenden Laudation kurz vorgestellt.

Der jungen Wissenschaftlerin ist nun zu wünschen, dass sie nicht selbst Mitglied einer „Outgroup“ wird, zu einer Privatgelehrten, die auf Kongressen besonders gerne von dem verbeamteten Personal für ihren Idealismus gelobt wird. Für ihren weiteren wissenschaftlichen und beruflichen Weg wünschen wir Frau Masiak alles Gute.

Michael Wittig, 1. Vorsitzender des VfG

Auszug aus der Laudatio von Prof. Dr. Michael Ströhmer:

„Gab es in der Frühen Neuzeit Hexen? In dieser ebenso schlichten wie provokanten Frage, welche von aufgeklärten Zeitgenossen oft mitleidig verneint wird, liegt das wesentliche Erkenntnisinteresse der hier zu lobenden Dissertation. In ihrer mikrohistorischen Feldstudie, welche Frau Masiak zu einer der intensivsten Hexenjagden im ehemaligen Fürstbistum Paderborn vorlegt, wird das Phänomen sogenannter „Teufelskinder“ erstmals multiperspektivisch untersucht. Wie das Etikett andeutet, geht es um Angehörige einer lokalen Hexensippe, deren Existenz sich im 1300-Seelenort Fürstenberg über fünf Generationen nachweisen lässt. Interessant an diesem Fall ist weniger die stigmatisierende Fremdzuschreibung an sich, einer zaubereifähigen Familie zu entstammen, sondern vielmehr der Befund, dass sich berüchtigte „Hexen“ offenbar selbst als solche verstanden. Dabei beruhte die Selbstzuschreibung von insgesamt 13 Familien, über Generationen mit Luzifer im Bunde zu stehen, auf einer komplexen gruppenspezifischen Interaktion: Adelherrschaft, dörfliche Mehrheitsgesellschaft und die stigmatisierte „Outgroup“ selbst produzierten gemeinsam Hexen, wobei die vermeintlichen Teufelskinder ihren (machtvollen) Ruf selbstbewusst zu nutzen wussten.

Das wissenschaftliche Verdienst von Frau Masiaks akribischer Quellenarbeit liegt primär darin, diesen Weg des „Hexenmachens“ durch mehrfachen Perspektivwechsel erstmals kritisch, kenntnisreich und scharfsinnig nachzeichnen zu können. Dabei konfiguriert die Verfasserin ihr Methodenset stets neu: Neben dem Instrumentarium der Historischen Kriminologie greift die Arbeit interdisziplinäre Ansätze aus der Neuen Devianzforschung oder der Sozialpsychologie auf. Erst durch diesen innovativen Methodenmix gelingt es, vereinfachende Täter-Opfer-Stereotype aufzubrechen. In summa: Die Arbeit von Frau Masiak bietet eine ebenso kenntnis- wie faktenreiche Mikrogeschichte, deren Erkenntnisse und Methoden weit über die Region hinausreichen dürften.“

Autoren

PROF. DR. SC. PHIL., DIPL.-GERM. RÜDIGER BERNHARDT, geb. 1940 in Dresden, Studium der Germanistik, Kunstgeschichte, Nordistik und Theaterwissenschaft in Leipzig, ordentlicher Professor in Halle (S.) bis 1993, Lehrtätigkeit in Bratislava, Stockholm, Poznan, Florenz, Lille, Bagdad u. a. Nach 1993 Lehrtätigkeit in Stettin und Kiel. Mehr als 100 Buchveröffentlichungen zur deutschen und skandinavischen Literatur, speziell zum europäischen Naturalismus, der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts und zur Antikenrezeption. Von 1994 bis 2008 Vorsitzender der Gerhart-Hauptmann-Stiftung Kloster auf Hiddensee

PAUL DUSCHNER M. A., Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für materielles und immaterielles Kulturerbe an der Universität Paderborn

LARS HOFFMANN, studiert Kulturerbe an der Universität Paderborn

ERIC WATERMEIER, studiert auf Lehramt Deutsch und Geschichte an der Universität Paderborn

ALEXANDER MARTIN WEBER, geb. 1995 in Hannover, studierte in Paderborn den Zweifächer-Bachelor Geschichte/ Englischsprachige Literatur und Kultur. Z. Z. Masterstudium „Advanced Anglophone Studies“ an der Leibniz-Universität Hannover

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miscellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 30,00 € pro Jahr/ Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

**Verein für Geschichte an der Universität
Paderborn e.V.**
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH
Stettiner Straße 40–42
33106 Paderborn

Oder anrufen:

Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0

Oder eine E-Mail schicken:

vfg@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

ANSPRECHPARTNER AN DER UNIVERSITÄT:

Apl.-Prof. Dr. Michael Ströhmer
(W1.208; Tel. 60-3167 oder -5478)

Prof. Dr. Frank Göttmann
(W1.209; Tel. 60-2437)

Prof. Dr. Eva-Maria Seng
(W1.111; Tel. 60-5488)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:

www.vfg-paderborn.de

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

Verlag für Regionalgeschichte

Windelsbleicher Straße 13
33335 Gütersloh
Postfach 120423
33653 Bielefeld

Telefon 05209 / 6714
Telefax 05209 / 6519
regionalgeschichte@t-online.de
www.regionalgeschichte.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802-1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrentseminar in Paderborn (1832-1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945-1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.-20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Bd. 14: HERMANN FREIHERR VON WOLFF METTERNICH, Ein unbehagliches Jahrhundert im Rückblick, Köln 2007, 275 S., Abb.

Bd. 15: KLAUS HOHMANN (Hg.), Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008, 672 S., 400 Abb.

Bd. 16: SIMONE BUCKREUS, Die Körper eine Regentin – Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602-1651), Köln 2008, 196 S., 7 Abb.

Bd. 17: MICHAEL STRÖHMER, Jurisdiktionsökonomie im Fürstbistum Paderborn – Institutionen – Ressourcen – Transaktionen (1650-1800), Münster 2013, 376 S., 38 Abb. u. Tab.

NEU – Bd. 18: FRIEDRICH BOCK, Paderborner Tagebuch 1939-1945, Bielefeld 2019, 310 S. Abb. u. Tab.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn-Brackwede (Bielefeld) 1845-1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939-1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798-1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612-1834. Das „Jahrbuch der Capuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939-1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraf von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

Bd. 16: CAROLIN MISCHER, Das Junkerhaus in Lemgo und der Künstler Karl Junker. Künstlerisches Manifest oder Außenseiterkunst, Köln 2011, 104 S., Abb.

Bd. 17: WIEBKE NEUSER, Die Feuerbestattung in Preußen und in Hagen. Der Krematoriumsbau von Peter Behrens (1904-1908), Gütersloh 2016, 104 S., 20 Abb.

Bd. 18: JOHANNES STÜER, Der Röhrentruher Rezess von 1617. Religion und Politik in Lippe am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges, Bielefeld 2017, 141 S., 9 Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578-1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990-1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

ANDREAS GAIDT/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1995-2010 (Bibliographien zur Westfälischen Regionalgeschichte), Paderborn 2015.

Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIE-TERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871-1918-1945, Köln 2004, 159 S., Abb.

